

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Homosexualität und Förderschule – Homonegativität vorprogrammiert?

RUB – Gendersensible Projekte für Schülerinnen und Schüler

Gender in der Psychologie – Erkenntnisstand & Implementierung in der Fachkultur

Frauen und Informatik? – Befragung von Studierenden

„Top or Token?“ – Frauen in Spitzenpositionen

Jubiläum: Das Netzwerk ist 25 – Ministerinnen im Dialog

Netzwerktagung „Gender & Art“ – Selbstbilder und Selbstkonzepte in den Künsten



Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 29

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Prof'in Dr. Anne Schlüter
Dr. Beate Kortendiek

c/o Universität Duisburg-Essen
Bildungswissenschaften
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
Fax: (0201) 183 2118
beate.kortendiek@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Dr. Beate Kortendiek, Dr. Mechthilde Vahsen

Essen, Dezember 2011
ISSN 1617-2493

Editorial	5
NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor	
Prof. Dr. Susanne Kröhnert-Othman – Fliegener Fachhochschule Düsseldorf	6
Marie-Jahoda-Gastprofessur: Dr. Sudeep Dasgupta an der RUB	8
Vertretungsprofessorin Dr. Claudia Lillge – Universität Paderborn	9
Kurznachrichten	
Das Haus der FrauenGeschichte Bonn	11
Herbstakademie 2011 an der Universität Duisburg-Essen	11
Relaunch der Website Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW	11
Datenbank Kinderbetreuung aktualisiert	12
Untersuchung zu Hochschulleitungen und Geschlecht (2011/2012)	12
Diversity an nordrhein-westfälischen Hochschulen – Kurzbericht erschienen	12
Neue Projekte stellen sich vor	
Ulrike Schildmann Verhältnisse zwischen Geschlecht, Behinderung und Alter/Lebensabschnitten als intersektionelle Forschungsperspektive	13
Ulrike Schultz Recht und Gender, Portal der FernUniversität in Hagen	15
Gregor Schuhen Forschungsstelle LIMES – Literatur & Men's Studies – an der Universität Siegen gegründet	16
Cornelia Hippmann, Oktay Aktan Geschlecht, Milieu, Ethnizität: Peer-Kulturen und schulische Anforderungen in intersektionaler Perspektive	17
Forschungsdach des Zentrums für Geschlechterstudien/Gender Studies der Universität Paderborn „Wirksamkeit von Geschlecht in institutionellen Bildungskontexten“	19
Beiträge	
Anne Schlüter „Gender“ als Erkenntnisinteresse, als Forschungs-Kategorie und als Thema	21
Wilhelm de Terra Homosexualität und Förderschule – Homonegativität vorprogrammiert?	24
Doris Mathilde Lucke „Top or Token?“ – Frauen in SpitzenPositionen	32
Anne Schlüter Expertise zur geschlechtergerechten Hochschule – Was ist den Hochschulen Gleichstellung wert?	39
Sigrid Metz-Göckel Differenzierung im tertiären Bereich und geschlechtergerechte Hochschule	39
Edyta Joanna Lukaszuk Fachkultur und Vergeschlechtlichung im Visier	44

Sabrina C. Eimler, Jennifer Klatt & Nicole C. Krämer Frauen und Informatik? – Eine Befragung zur Situation weiblicher und männlicher Studierender des Studiengangs Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften	46
Gisela Steins Gender in der Psychologie – Zur Diskrepanz zwischen Erkenntnisstand und Implementierung in die Fachkultur	50
Magdalena Zomerfeld Mitmachen und Nachmachen! Gendersensible Projekte für Schülerinnen und Schüler an der Ruhr-Universität Bochum	54
Eva Wegrzyn Online-Befragung zum Gender-Portal der Universität Duisburg-Essen	58

Tagungsberichte

Susanne Keil 25 Jahre Netzwerk Frauenforschung NRW – Jahrestagung „Gender & Art – Selbstbilder und Selbstkonzepte in den Künsten“ am 11.11.2011, Universität Paderborn	62
Susanne Keil „Ich wünsche mir Solidaritätsaktionen von den Frauen, die in der Wissenschaft erfolgreich sind.“ Anke Brunn und Svenja Schulze im Gespräch	66
Jennifer Jäckel Politische Organisation des wissenschaftlichen Mittelbaus – ein aussichtsloses Unterfangen?	69
Jennifer Hübner Mörderinnen. Verbrechen. Körper. Inszenierung.	72
Katrin Jansen 100 Jahre 2. Nobelpreis Marie Curie – Wie weiblich sind die Naturwissenschaften heute?	74
Mechthilde Vahsen Geschlechtergerechtigkeit an Hochschulen – Erfordernisse und Empfehlungen	77
Regina Heimann Universität der Vielfalt?! Erweiterte Bildungszugänge und neue Professionalisierungswege für Frauen	79
Eva Buchholz Interdisziplinäre Summer School „Aktueller Stand der Forschung zu geschlechtsbezogener Gewalt“	82
Christina Natlacen Tagung „Das Private wird öffentlich. Techniken der Selbstdarstellung um 1970“	84

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen

Petra Kersting rezensiert Marion Mayer: „Beratungsarbeit im ‚Zwischen‘. Professionalisierungswege der Weiterbildungsberatung für Frauen“	88
Edyta Joanna Lukaszuk rezensiert Sigrid Metz-Göckel, Senganata Müntz, Dobrochna Kalwa: Migration als Ressource. Zur Pendelmigration polnischer Frauen in Privathaushalte der Bundesrepublik	89
Ute Büchter-Römer rezensiert Margherita von Brentano – Das Politische und das Persönliche. Eine Collage	91
Doris Mathilde Lucke: Rezensionessay Annette Kuhn: Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit	92

Neuerscheinungen	95
-------------------------	-----------

Liebe LeserInnen,

ein ereignisreiches Jahr neigt sich dem Ende zu – 2011 war für unser Netzwerk ein ebenso arbeitsreiches wie spannendes Jahr. Es begann mit der Vorstellung der Ergebnisse des Gender-Reports zu Jahresbeginn und den Aktivitäten zum 100. Jahrestag des Internationalen Frauentages im März. Dem folgte der große Gender-Kongress im September und als Abschluss unsere Jubiläumsfeier „25 Jahre Netzwerk Frauenforschung NRW“ am 11.11.11 im karnevalsunverdächtigen Paderborn. Viele Aktivitäten, viele Debatten, viele Vernetzungen und ebenso viele wissenschafts- und gleichstellungspolitische Herausforderungen bestimmen dieses Jahr. Sichtbar und spürbar ist die Lebendigkeit des Netzwerks. 25 Jahre sind eben noch „kein Alter“.

Ein Teil der Aktivitäten wird in diesem Journal dokumentiert. So finden Sie sowohl den Tagungsbericht zu „Gender & Art. Selbstkonzepte in den Künsten“ und den generationenübergreifenden Dialog zwischen der amtierenden Wissenschaftsministerin Svenja Schulze und der ehemaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn. Er macht Frauen- und Wissenschaftsgeschichte sichtbar und verdeutlicht, unter welchen Umständen Anke Brunn das Netzwerk gegründet hat und mit welchen Herausforderungen Svenja Schulze heute konfrontiert ist. Ebenso enthalten sind Berichte über den Gender-Kongress, den Workshop zu Prekarisierungsprozessen im Mittelbau, über die Tagung „Wie weiblich sind Naturwissenschaften heute“ und über erweiterte Bildungszugänge und neue Professionalisierungswege für Frauen.

Ein Schwerpunkt des Heftes widmet sich dem Themenfeld „Fachkultur und Vergeschlechtlichung“. Hierzu fand ein interdisziplinärer Workshop am 9.9.2011 an der Universität Duisburg-Essen (Fachgebiet Erwachsenenbildung/Bildungsberatung & Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW) statt. Zwei der Vorträge sind in das aktuelle Journal aufgenommen worden. So beschäftigt sich Gisela Steins mit „Gender in der Psychologie“. Die Wissenschaftlerinnen Sandra E. Eimler, Jennifer Klatt und Nicole C. Krämer geben einen Einblick in die Fachkultur „Frauen in der Informatik“.

In der Rubrik „Neue Projekte stellen sich vor“ finden Sie fünf Projektpräsentationen, die vom DFG-Projekt über „Geschlecht, Behinderung, Alter“ an der TU Dortmund bis hin zur Gründung der Forschungsstelle zu „Literatur & Men's Studies“ an der Universität Siegen reichen.

Darüber hinaus hält das Journal ausführliche Beiträge aus Forschungsstudien bereit. Hervorzuheben ist hier der Beitrag von Wilhelm de Terra zu „Homosexualität und Förderschule“, in dem er die Schulwirklichkeit(en) als stark heteronormativ orientierte gesellschaftliche Ordnungen vorstellt und Ergebnisse aus der empirischen Studie über die Erfahrungen und Einstellungen von SchülerInnen an Förderschulen gegenüber Homosexualität und Homosexuellen referiert. Magdalena Zomerfeld berichtet über gendersensible Projekte für SchülerInnen an der Ruhr-Universität Bochum. Doris Mathilde Lucke nimmt uns in ihrer gewohnt Gedanken-Wort-erfinderischen Art mit, um anhand zweier Bucherscheitungen über „Frauen in Spitzenpositionen“ auf der Basis biographisch bilanzierender Gedanken hinter die „Schaufassaden“ unbestreitbarer FrauenErfolge und offensichtlicher ErfolgsFrauen zu schauen.

Nicht versäumen möchten wir es, die neuen ProfessorInnen im Netzwerk zu begrüßen – den Marie-Jahoda-Gastprofessor Dr. Sudeep Dasgupta, die Vertretungsprofessorin Dr. Claudia Lillge (Universität Paderborn) und die Professorin Dr. Susanne Kröhnert-Othmann, die an der neu gegründeten Flieder Fachhochschule Düsseldorf eine Professur zu Management und Diversity innehat.

In gewohnter Weise runden Kurznachrichten, Rezensionen und Neuerscheinungen dieses Heft ab.

Vielleicht ist es Ihnen aufgefallen? Das Journal kommt im neuen Gewand daher und auch unser Logo und unsere Website sind aktualisiert worden. Uns war es wichtig, unsere Namensweiterung von „Netzwerk Frauenforschung NRW“ in „Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW“ optisch sichtbar zu machen und durch die neue Website zukünftig sowohl aktueller berichten als auch mehr Service-Leistungen für Recherchen im Bereich Forschung, Wissenschaft und Gleichstellung gewährleisten zu können. Mit dem Logo, das sich aus vielen Punkten zusammensetzt, wollen wir verdeutlichen, dass viele Netzwerk-WissenschaftlerInnen gemeinsam ein Bild ergeben und zugleich etwas ins Rollen bringen können. Wir arbeiten alle am Projekt geschlechtergerechte Wissenschaft und Hochschulen in NRW – jede an ihrer Hochschule und/oder in ihrem Projekt; und gemeinsam prägen wir die nordrhein-westfälische Hochschullandschaft.

In diesem Sinne bedanken wir uns sehr für die produktiven Kooperationen in 2011 und wünschen Ihnen alles Gute für den Jahreswechsel.

Ihre Anne Schlüter und Beate Kortendiek
Essen, Dezember 2011

NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

Prof. Dr. Susanne Kröhnert-Othman

Lehrgebiet Management und Diversity, Fließner Fachhochschule Düsseldorf



Zur Person

Susanne Kröhnert-Othman ist seit Oktober 2011 Professorin im Lehrgebiet Management und Diversity an der neu gegründeten Fließner Fachhochschule in Düsseldorf-Kaiserswerth. Sie vertritt dort den Schwerpunkt Gender und Migration/Kultur vor allem in der Lehre eines berufsbegleitenden Masterstudiengangs im Lehrgebiet. Den Magister Artium erwarb sie in den Fächern Ethnologie, Soziologie und Islamwissenschaften an der Universität Münster, wo sie auch im Jahr 2001 in Fach Soziologie promovierte.

In den Jahren 1998/99 war Susanne Kröhnert-Othman Stipendiatin im DFG-geförderten Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“ am HDZ der Universität Dortmund.

Zu ihren bisherigen Tätigkeiten gehören Projektarbeit sowie Forschung und Lehre an den Universitäten Münster, Bochum, zuletzt Bielefeld im Arbeitsbereich Transnationalisierung und Entwicklung in der Arbeitsgruppe Sozialanthropologie an der Fakultät für Soziologie. Dort führte sie zwischen 2006 und 2009 ein DFG-gefördertes Postdoc-Forschungsprojekt zum Thema „*Religiöse Vergemeinschaftung und Inkorporation von Migrantinnen und Migranten in die deutsche Einwanderungsgesellschaft*“ durch.

Von 2009 bis 2011 war sie Leiterin eines wissenschaftlichen Arbeitsbereichs und Projektleiterin am Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung, einem außeruniversitären

kulturwissenschaftlichen Forschungsinstitut, und Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft. Daneben verfügt sie über Erfahrung als Referentin für interkulturelle Kompetenz in der Erwachsenen- und Lehrerbildung und hat mehrjährige Auslandserfahrung im arabischen Raum.

Arbeitsschwerpunkte

Bisherige Arbeitsschwerpunkte von Susanne Kröhnert-Othman sind ethnische und symbolische Grenzbeziehungen und Identitätskonstruktionen, religiöse Bewegungen und Organisationen im Kontext von Migration, Islam und Moderne, transkulturelle Geschlechterforschung, interkulturelle (Medien-)Kompetenz, internationale Schulbuchforschung und Ethnologie des Arabischen Nahen Ostens.

Susanne Kröhnert-Othman vertritt einen alltagsweltlichen Zugang zum Thema Diversität in Organisationen. Konzeptionell schließt sie dabei an Überlegungen zu Dynamiken des symbolic boundary making an, wie sie bei Zolberg, Lamont oder Wimmer zu finden sind.

In ihren Feldstudien zu religiösen Migrantengemeinden hat sie Prozesse ethnisierten symbolischer Grenzbildung im Inneren der Organisationen zu äußeren Grenzbildungen im Kontext der deutschen Einwanderungssituation in Beziehung gesetzt. Ein besonderer Schwerpunkt lag dabei auf der Analyse des Zusammenspiels zwischen Rhetoriken der religiösen Vergemeinschaftung, Organisationsstrukturen und Chancen sozialer Mobilität der Mitglieder der untersuchten Gemeinden. Die Rekonstruktion der symbolischen Grenzbildungen in diesem spezifischen Kontext von Organisation ermöglichte herauszuarbeiten, welche Rolle Aspekte von Diversität wie Geschlecht, Ethnizität, Religionszugehörigkeit, Religiosität, soziale Schicht, für Differenzierungs- und Anerkennungsprozesse im Kontext von Migration spielen.

In den Schulbuchstudien, die Susanne Kröhnert-Othman in den letzten Jahren am Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung geleitet hat, standen Untersuchungen zu Selbst- und Fremdbildern und von identifikatorischen Grenzbildungen zwischen Europa und muslimischen Gesellschaften sowie zum Thema Islam in Europa im Mittelpunkt.

Ausgewählte Publikationen

- Kröhnert-Othman (im Erscheinen) Expanding Boundaries of Recognition and Mobility? – Otherworldly Rhetoric and Thisworldly Organisation in an African based Charismatic Church in Germany. In: Adogame, Afo & Shobana Shankar (eds.) Religions on the Move. New Dynamics of Religious Expansion in a Globalizing World. Brill Publishers.
- Kröhnert-Othman (im Erscheinen) The Reification of Ethnic Ties in an "Arab" Mosque Community and in Civil Society. In: Dietrich Reetz & Peter Mandaville (eds.) Muslim Traditions in European Contexts. Brill Publishers.
- Kröhnert-Othman (2008) Der etwas andere Tausch – Gender in zwei religiösen Migrantenorganisationen. Journal Netzwerk Frauenforschung NRW, Nr. 23. S. 29–33. <http://www.netzwerk-frauenforschung.de/download/journal23.pdf>
- Kröhnert-Othman, Susanne (2007) Tradition oder Religion? – Religiosität als Bestimmungsfaktor der sozialen Arbeit mit muslimischen Migrantinnen und Migranten. In: Sozial Extra Nr. 1/2 (2007) S. 47–49.
- Kröhnert-Othman, Susanne (2006) Die symbolische Ordnung der Moderne, kulturelle Identität und Gender im arabisch-islamischen Raum. In: Mae, Michiko und Saal, Britta (Hg.) (2006) Transkulturelle Genderforschung – Ein Studienbuch. VS-Verlag, Wiesbaden.
- Kröhnert-Othman, Susanne (2003) Lebensführung und Identitätsbestimmung – Zeit- und Sinnorientierungen palästinensischer Lehrerinnen. Reihe Umbrüche der Moderne. Verlag für Interkulturelle Kommunikation IKO, Frankfurt a. M.
- Susanne Kröhnert-Othman und Ilse Lenz (2002) Geschlecht und Ethnizität: Kämpfe um Anerkennung und symbolische Regulation. In: Bittlingmayer, Uwe H., Kastner, Jens, Rademacher, Claudia (Hg.) Theorie als Kampf – Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus. Leske und Budrich, Opladen 2002.
- Kröhnert-Othman, Susanne (2002) Kultur als Waffe? – Überlegungen zur Gleichzeitigkeit von Gewalt und Dialog. In: Peripherie Heft Nr. 88, Kommunikation und Terror, Dezember, Münster S. 414–432.
- Susanne Kröhnert-Othman und Ruth Klingebiel (2000) Egalitäre Differenz als Vision gelebter Globalisierung. Ein Beitrag der Internationalen Frauenuniversität ifu 2000 in Hannover zur Internationalisierung der deutschen Hochschulen, in: „Hochschulreform und Geschlecht – Neue Bündnisse und Dialoge“ hrsg. von Sigrid Metz-Göckel, Christa Schmalzhaf Larsen und Eszter Belinszki. Opladen 2000.

Mitverantwortete Schulbuchstudien

- (2009) Educational Reform and Textbooks in Selected Mena Countries – Images of Self and Other in the History Textbooks of Jordan, Egypt, Lebanon and Oman (hg. durch Georg-Eckert-Institut; auffindbar unter <http://www.edumeres.net>)
- (2010) Zum aktuellen Stand der Darstellung von Islam und Muslimen in Schulbüchern europäischer Länder – Geschichts- und Politikbücher in Deutschland, Österreich, Frankreich, Spanien und England (hg. durch Georg-Eckert-Institut; auffindbar unter <http://www.gei.de>)

Rezensionen

- (im Erscheinen) Rezension zu Umut Erel. Migrant Women Transforming Citizenship: Life-Stories from Britain and Germany, Farnham: Ashgate, 2009, in: *Aspasia* Vol. 6. Berghahn Publishers.
- (2011) Rezension zu Christoph Wulf, Jacques Poulain und Fathi Triki (Hrsg.) „Erziehung und Demokratie: Europäische, muslimische und arabische Länder im Dialog“ (2010) in: Zeitschrift Concordia – Internationale Zeitschrift für Philosophie – Themenheft Arabisch-islamische Philosophie der Gegenwart. (im Erscheinen)
- (2010) Rezension zu Transkulturelles und Interreligiöses Lernhaus der Frauen – Ein Projekt macht Schule, hrsg. von Marianne Genenger-Stricker, Brigitte Hasenjürgen und Angelika Schmidt-Koddenberg 2009. In: Journal Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 26/2010, S. 76.
- (2007) Rezension zu Katharina Lange: Zurückholen, was uns gehört. Indigenisierungstendenzen in der arabischen Ethnologie. In: Peripherie Heft Nr. 108, 27. Jahrgang. Münster. S. 505–507.

Kontakt

Prof. Dr. Susanne Kröhnert-Othman
 Fliedner Fachhochschule
 Düsseldorf
 Lehrgebiet Management und Diversity
 Alte Landstraße 179
 40489 Düsseldorf
 Tel.: (0211) 409 3376
kroehnert-othman@fliedner-fachhochschule.de
www.fliedner-fachhochschule.de

Marie-Jahoda-Gastprofessur im Wintersemester 2011/12

Medienwissenschaftler Dr. Sudeep Dasgupta zu Gast an der RUB



Den interdisziplinären Raum zwischen Philosophie und Media Studies entdecken

Die internationale Marie-Jahoda-Gastprofessur für Geschlechterforschung der RUB besetzt in diesem Wintersemester der Medienwissenschaftler Dr. Sudeep Dasgupta von der University of Amsterdam (NL). Er forscht und lehrt auf dem Gebiet der Media, Postcolonial und Queer Studies. Aktuelle Forschungsprojekte an der Amsterdam School of Cultural Analysis (ASCA) sind z. B. „Europeanizing Spaces: Cultural Encounters and Entangled Histories“ und „Migratory Aesthetics“. Sein Interesse gilt insbesondere der Verbindung von Ästhetik und Politik und deren Bedeutung für die Medienwissenschaften.

Sudeep Dasgupta studierte in Poona, Indien, und Pittsburgh, USA, und promovierte an der Amsterdam School of Communications Research, Niederlande. Derzeit lehrt und forscht er als Associate Professor für Media Studies an der Universität Amsterdam, Niederlande. In Forschung und Lehre greift er auf interdisziplinäre Ansätze zurück. So gehört zu seinen aktuellen Forschungsschwerpunkten u. a. die Untersuchung

medienwissenschaftlicher Fragestellungen mit Bezugnahme auf Jacques Rancière's Philosophie und auf postkoloniale Theorien.

Dasgupta bietet im Wintersemester das Seminar „Aesthetic Transformations, Disruptive Politics and Disturbing Identities“ an. Es richtet sich an Studierende der M.A.-Studiengänge Gender Studies und Medienwissenschaft und wird auf Englisch abgehalten.

Über das Programm: Die Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Geschlechterforschung an der Ruhr-Universität Bochum wurde 1994 unter dem Vorzeichen eingerichtet, die internationale Ausrichtung und Kooperation durch grundlegende Impulse in Forschung und Lehre voranzutreiben.

International renommierte WissenschaftlerInnen, die die Theorieentwicklung und empirische Forschung in der Frauen- und Geschlechterforschung maßgeblich beeinflusst haben, werden für ein Semester auf die Gastprofessur eingeladen. Sie kommen vor allem aus den Sozialwissenschaften, aber auch aus der Geschichte, der Kunstgeschichte, der Medienwissenschaft und der Anthropologie.

Kontakt

Melanie Trommer
Koordination der Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Geschlechterforschung
Tel.: (0234) 32-22986
melanie.trommer@rub.de
www.sowi.rub.de/jahoda

Vertretungsprofessorin Dr. Claudia Lillge

Universität Paderborn, Komparatistik/Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft

Zur Professur

Dr. Claudia Lillge vertritt seit dem Wintersemester 2011/2012 den vakanten Lehrstuhl für Komparatistik/ Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Paderborn (Nachfolge: Prof. Dr. Gisela Ecker). Dieser Lehrstuhl erfüllt seit seiner Einrichtung institutionell die Aufgaben einer Netzwerkwerkprofessur, d. h. die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses (z. B. durch Betreuung von Stipendiatinnen des Lise-Meitner-Programms u. a. Förderprogramme) sowie die Integration von Themen der Gender Studies in Forschung und Lehre. Im Rahmen des Masterstudiengangs Komparatistik, dem die Professur angehört, ist der Bereich Gender Studies in ein Schwerpunktmodul eingebunden.

Zur Person

Claudia Lillge studierte Anglistik, Amerikanistik und Germanistik an der Georg-August-Universität Göttingen. 2005 promovierte sie ebenda im Fach Anglistik mit einer komparatistischen Arbeit zum Thema „Die Brontë-Methode. Elizabeth Stoddards transatlantische Genealogie und das viktorianische Imaginäre“. 2005 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Englische Philologie der Universität Göttingen und war dort Lehrbeauftragte für die Fächer Englische Literaturwissenschaft, Geschlechterstudien, Komparatistik, Medienwissenschaft, *Euroculture* sowie im Lehrverbund der International Max Planck Research School. Im gleichen Jahr wechselte sie für die zweite Qualifikationsphase als wissenschaftliche Mitarbeiterin an die Universität Paderborn an den Lehrstuhl von Prof. Dr. Gisela Ecker. Ihr Habilitationsprojekt trägt den Titel „Britische Arbeiterkulturen im Medienwandel des 20. und 21. Jahrhunderts“. Für den Aufbau einer Nachwuchsforschergruppe zum Thema „Kulturphänomen Arbeit“ wurde Claudia Lillge im Jahr 2009 mit dem Forschungspreis der Universität Paderborn ausgezeichnet. Seit 2008 ist sie Mitglied des Zentrums für Gender-Studien der Universität Paderborn. Im Jahr 2010 erhielt sie die Forschungsförderung im Rahmen des Gleichstellungskonzepts für Habilitandinnen und Juniorprofessorinnen.

Forschungsschwerpunkte

Literatur- und Medienkomparatistik, englisch- und deutschsprachige Literaturen des 19. bis 21. Jahr-



hunderts, Transatlantic Studies (GB-USA), literarische Anthropologie, Ästhetik neuer Medien sowie Themen und Theorien der Kulturwissenschaften und Cultural Studies (insbesondere der Gender Studies: Arbeit und Geschlecht, europäische Salonforschung, gender-orientierte Erzähl- und Gattungstheorie)

Aktuelle Forschungsprojekte

- Susan Sontags Theorie der Fotografie
- Große Erzählungen – Fernsehserien nach 2000
- Kulturelle Praktiken der Entpflichtung und Verweigerung

Veröffentlichungen

Monografie

- Die Brontë-Methode: Elizabeth Stoddards transatlantische Genealogie und das viktorianische Imaginäre (Heidelberg: Winter, 2009).

Sammelbände und Zeitschriften

- Kulturen der Arbeit, hrsg. von Gisela Ecker und Claudia Lillge (Paderborn: Fink Verlag, 2011).
- Das komische Bild: Die Fotografie und das Lachen, hrsg. von Jörn Glasenapp und Claudia Lillge, Themenheft der Zeitschrift Fotogeschichte, 119 (2011).
- Interkulturelle Mahlzeiten: Kulinarische Begegnungen und Kommunikation in der Literatur, hrsg. von Claudia Lillge und Anne-Rose Meyer (Bielefeld: transcript, 2008).
- Die Filmkomödie der Gegenwart, hrsg. von Jörn Glasenapp und Claudia Lillge (München: UTB im Wilhelm Fink Verlag, 2008).

Aufsätze (in Auswahl)

- „Helden der Arbeit/Helden der Freizeit. Poesien des Alltags im britischen New Wave-Kino“, in: *Kulturen der Arbeit*, hrsg. von Gisela Ecker und Claudia Lillge (Paderborn: Fink Verlag, 2011), S. 85–115.
- „When we rough beasts actually slouch into Bethlehem“. Postkoloniale Revisionen des Western Canon, in: *Kanon: Konzepte, Herausforderungen, praktische Perspektiven*, hrsg. von Christof Hamann und Michael Hofmann (Hohengehren: Schneider-Verlag, 2009), S. 43–54.
- „How to Become an Australian? Photography and Concepts of bricolage in J. M. Coetzee’s *Slow Man*“, in: *Multi-Cultural Identities in Transition. Case Studies in Australian and German Literature, Theatre, Film and Radio*, hrsg. von Ulrike Garde und Anne-Rose Meyer (Cambridge: Cambridge Scholars Publishing, 2009), S. 103–110.
- „Die Schöne und der Fotograf: Blickbeziehungen in Daphne du Mauriers ‚The Little Photographer‘“, in: *Fotogeschichte (Themenheft: Licht/Schrift. Intermediale Grenzgänge zwischen Fotografie und Text)*, 108/28 (2008), S. 5–10.
- „Die glorreichen Sechs: Peter Cattaneos Arbeiterkomödie GANZ ODER GAR NICHT/THE FULL MONTY“, in: *Die Filmkomödie der Gegenwart*, hrsg. von Jörn Glasenapp und Claudia Lillge (München: UTB im Wilhelm Fink Verlag, 2008), S. 47–64.
- „Soweit die Schmerzen tragen: Fuß und Schuh

im europäischen Volks- und Kunstmärchen“: in: *Schmerzdiffenzen. Physisches Leid und Gender in kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive*, hrsg. von Iris Hermann und Anne-Rose Meyer (Königstein: Ulrike Helmer Verlag, 2006), S. 191–209.

- „Frauen und Frauenkultur der Moderne: Blaustrümpfe, Backfische, Bohémiennes“, in: *Die Kultur des ersten Jahrzehnts*, hrsg. von Werner Faulstich, in ders.: *Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts* (München: Wilhelm Fink Verlag, 2006), S. 175–186.
- „„Man ahmte die Töne der Liebe nach.“ Überlegungen zu Liebe und Salongeselligkeit unter besonderer Berücksichtigung des 19. Jahrhunderts“, in: *Liebe als Kulturmedium*, hrsg. von Werner Faulstich und Jörn Glasenapp (München: Wilhelm Fink Verlag, 2002), S. 57–80.

Wissenschaftsorganisatorische Tätigkeiten

Seit 2009 Mittelbauvertreterin in der Forschungskommission der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn; 2008-2009 Mittelbauvertreterin im Fakultätsrat der Fakultät für Kulturwissenschaften; seit 2005 Koordinatorin des Masterstudiengangs Komparatistik/Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft; seit 2005 Mittelbauvertreterin im Prüfungsausschuss für die modularisierten Studiengänge (B.A/M.A.); seit 2005 Institutskoordinatorin verschiedener DAAD-Austausch-Programme.

Kontakt

Dr. Claudia Lillge
 Fach Komparatistik/
 Vergleichende Literatur- und
 Kulturwissenschaft
 Universität Paderborn
 Warburger Str. 100
 D-33098 Paderborn
 Tel.: (05251) 60-2894
 cillge@mail.upb.de
 kw.uni-paderborn.de/
 institute-einrichtungen/institut-
 fuer-germanistik-und-vergleich-
 ende-literaturwissenschaft/
 komparatistik/personal/lillge/

Kurznachrichten

Das Haus der FrauenGeschichte Bonn

Der Verein Haus der FrauenGeschichte e. V. und die Annette-Kuhn-Stiftung sind Anfang Juni dieses Jahres in wunderbare Räume in der Bonner Altstadt Wolfstraße 41 eingezogen. Damit haben wir ein großes Ziel erreicht. Unsere Konzeption der Frauengeschichte in der Spirale der Zeit wird erstmalig in unterschiedlichen Räumen begeh- und erlebbar. Eingangs im Matri-Shop hängt ein Plan, der uns in unsere Geschichte von den ersten Anfängen vor ungefähr 40 000 Jahren bis zur Gegenwart und in die sieben Zeit- und Lebensräume unseres Hauses der FrauenGeschichte einführt.

Der Aufbau des Hauses der FrauenGeschichte ist im vollen Gang. Dabei ist die Einrichtung dieser sieben Zeit- und Lebensräume selbst nicht nur ein spannendes Erlebnis, sondern auch ein gemeinsames Lern- und Forschungsprojekt, in dem die Vorstellungen unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und unserer künftigen Adressatinnen einen wichtigen Platz einnehmen. Schulklassen sind ebenso willkommen wie Studentinnen und Seniorinnen. Gemeinsam wollen wir die Wege und Umwege in unserer europäischen Geschichte zu mehr Gleichheit, Freiheit und Solidarität nachzeichnen und das Besondere der frauengeschichtlichen Perspektive sichtbar machen.

Heute fragen uns viele, ob nicht unser Konzept überholt ist. In Deutschland haben wir in den letzten Jahrzehnten im Hinblick auf die Gleichheit von Frauen und Männern große Fortschritte gemacht. Haben wir aber unsere Ziele schon in allen Lebensbereichen, für alle sozialen und ethnischen Gruppen erreicht? Und wie sicher ist das Erreichte?

In dieser Aufbauphase suchen wir im Haus der FrauenGeschichte nach unseren vorläufigen Antworten auf diese Fragen. (Annette Kuhn)

Kontakt und Information

Annette-Kuhn-Stiftung
Wolfstr. 41
53111 Bonn
Tel./Fax +49 (0)228-34 54 22
info@annette-kuhn-stiftung.de
www.annette-kuhn-stiftung.de

Großes Interesse an der Herbstakademie 2011 – ein Förderangebot für Promovierende der UAMR an der Universität Duisburg-Essen

Mit großer Resonanz wurde die Herbstakademie für Promovierende und Promotionsinteressierte der Universitätsallianz Metropole Ruhr (UAMR) angenommen, die vom 27. bis 30. September an der Universität Duisburg-Essen (UDE) vom Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung (ZfH) ausgerichtet wurde. Die jährlich stattfindende Veranstaltung ist damit in die 6. Runde gegangen und erweist sich als ein mittlerweile etabliertes, fachübergreifendes Promotionsförderangebot. Die Herbstakademie ist ein Modul des Nachwuchsförderprogramms ScienceCareerNet Ruhr (SCNR).

An den vier Veranstaltungstagen konnten insgesamt 163 Promovierende aller Fachrichtungen die Gelegenheit nutzen, sich in Vorträgen, Diskussionsrunden, Workshops und Kompaktseminaren wissenschaftsspezifisches Handlungswissen und fachübergreifende Kompetenzen anzueignen und wichtige Kontakte zu knüpfen. Bei den Themenstellungen rund um den Promotionsprozess wurden die unterschiedlichen Phasen (von der Entscheidungsfindung bis zur Publikation), aber auch fachkulturelle Bedürfnisse sowie Gender- und Diversity-Aspekte berücksichtigt.

Insgesamt haben 112 weibliche Promovierende an der Herbstakademie teilgenommen, der Frauenanteil betrug damit 68,7 %. Dieser Erfolg unterstreicht eines der Ziele der Veranstaltung: die Stärkung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses ab der Promotion.

In dem traditionellen Auftaktvortrag greift die Herbstakademie jeweils aktuelle Themen auf. In diesem Jahr eröffnete Prof. Dr. Dr. h.c. Carl Friedrich Gethmann (UDE, Fakultät für Philosophie) die Veranstaltung mit dem Thema „Die Krise des Wissenschaftsethos und die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis.“

Auf die hohe Nachfrage, die die Anmeldezahlen der vergangenen Akademien deutlich zeigen, reagieren die Veranstalter/innen im kommenden Jahr mit einer Erweiterung des Angebots: Für Anfang 2012 (27.–28. März) ist eine Frühjahrsakademie in Planung, die sich gezielt an Promotionsinteressierte richtet und diese in ihrer Entscheidungsfindung und Orientierung unterstützen will.

Kontakt und Information

www.scn-ruhr.de/
herbstakademie

Relaunch der Website Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Der Internetauftritt des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW präsentiert sich seit November 2011 in einem neuen Design und Layout. BenutzerInnenfreundlich, transparent, kompakt sowie dynamisch ist die neue Website und soll WissenschaftlerInnen und Netzwerk-Interessierten gleichermaßen ei-

Die neue Website des Netzwerks
www.netzwerk-fgf.nrw.de

nen informativen Überblick über die Arbeit und die Projekte des Netzwerks verschaffen. In diesem Rahmen stellt die neue Website z. B. einen Recherchepool zur Verfügung, der den aktuellen Gender-Report und die Datenbanken der Gleichstellungsprojekte, der Gender-Curricula und der Kinderbetreuungseinrichtungen bereithält. Neu sind dagegen die Rubriken „Fokus Forschung“ und „Profil +“ auf der Startseite. Unter der Rubrik „Fokus Forschung“ präsentiert das Netzwerk in regelmäßigen Abständen ein bestimmtes Projekt und im „Profil +“ wird eine Wissenschaftlerin/ein Wissenschaftler vorgestellt. Das Besondere dabei ist, dass erstmalig Kurzinterviews in beiden Rubriken entweder mit der Projektleitung oder mit der Wissenschaftlerin/dem Wissenschaftler geführt werden.

Sind Sie neugierig auf die neue Website des Netzwerks geworden? Dann besuchen Sie uns einfach unter: www.netzwerk-fgf.nrw.de. Es lohnt sich!

Datenbank Kinderbetreuung aktualisiert

Die 2004 im Rahmen der Studie Nr. 6 der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW entwickelte Datenbank zu Kinderbetreuungseinrichtungen an Hochschulen in NRW wurde in den vergangenen Monaten vollständig aktualisiert und überarbeitet. Unter www.kinderbetreuung-hochschulen.nrw.de finden studierende und andere hochschulangehörige Eltern (oder solche, die es werden wollen) Informationen über mittlerweile mehr als 100 Kindergärten/Kitas, Eltern-Service-Büros und Ferienbetreuungsangebote an Hochschulstandorten in NRW. Der Service bietet neben Kurzbeschreibungen, Konditionen und Adressen der vorhandenen Kinderbetreuungs- und Familienberatungsangeboten auch weitere Literatur- und Recherchemöglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Studium/Beruf. Passend zum Relaunch der Website des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW erstrahlt zudem auch die Kinderbetreuungsseite seit November im neuen Design.

Kontakt und Information
Meike Hilgemann
meike.hilgemann@uni-due.de

Untersuchung zu Hochschulleitungen und Geschlecht (2011/2012)

Mit dem Start des Wintersemesters 2011/2012 wurden die Hochschulleitungen im Hinblick auf die Geschlechterverteilung untersucht. Derzeit sind 135 von 645 Leitungspositionen (20,9 %) in den Hochschulen in Trägerschaft des Landes NRW (Universitäten, Fachhochschulen sowie Kunst- und Musikhochschulen) mit einer Frau besetzt. Im Vergleich zu 2006 ergibt sich eine Steigerung von 10,7 Prozentpunkten und zu 2010 von 0,9 Prozentpunkten.

Die Hochschulräte können den höchsten Frauenanteil (29,7 %), die Dekanate den niedrigsten (11,4 %) verzeichnen. Nur 7 Hochschulen (von 37) werden von einer Frau geführt, 5 von ihnen leiten eine Fachhochschule. Immerhin hat jede vierte Hochschule eine Kanzlerin (25,7 %). Der Anteil an Prorektorinnen liegt bei fast einem Viertel.

Neben der Steigerung aller Leitungspositionen ist speziell auch der Anteil der Rektorinnen von 6,7 % im Jahr 2006 um 12,2 Prozentpunkte auf derzeit 18,9 % gestiegen. Im Rektorat liegt der Frauenanteil derzeit bei 23,2 %, eine Steigerung von 7,3 Prozentpunkten. Der Frauenanteil der Dekanatsleitungen stieg um 4,9 Prozentpunkte, absolut betrachtet sind das aber immer noch nur 28 Frauen von 246 Dekanatsleitungen. Die Erhöhung der Frauenanteile in den Hochschulleitungen weist in die richtige Richtung, dennoch ist man von einer sichtbaren Parität weit entfernt.

Weitere interessante Zahlen finden Sie im Gender-Report 2010 und auf der Website www.genderreport-hochschulen.nrw.de

Kontakt und Information
Jennifer Niegel
Jennifer.Niegel@uni-due.de

Diversity an nordrhein-westfälischen Hochschulen – Kurzbericht erschienen

Die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung untersuchte im Zeitraum Mai bis September 2011 aktuelle Entwicklungen zu Diversity-Aspekten in nordrhein-westfälischen Hochschulen. Hierbei wurde eine systematische Übersicht erstellt, die die insgesamt 37 Hochschulen in ihren Diversity-Profilen darstellt und somit die Ausprägung ihres jeweiligen Standpunktes zu Diversity aufzeigt. Die Ergebnisse dieser Synopse wurden mittels Internetrecherche und ExpertInnengesprächen gewonnen. Sie zeigen bestehende Diversity-Umsetzungen und die öffentliche Positionierung der Hochschulen zu Vielfalt und Heterogenität auf. Die Erhebung bezog sich auf Diversity in den acht Kategorien zu Leitbildern, Diversity-Verantwortlichen, dem Personal- und Berufungswesen unter Diversity-Aspekten,

Teilnahme an Modellprojekten zu Diversity und Projekte und zielgruppenspezifische Maßnahmen und Einrichtungen, Professuren mit der Denomination Diversity, Forschungsverbünde/Institute mit Diversity-Schwerpunkt sowie Studiengänge und Module zu Diversity. Die Untersuchung geht damit sowohl auf Diversity-Management aus Sicht der Hochschulorganisation ein als auch auf Diversity-Maßnahmen in Wissenschaft und Forschung. Unter den 14 Universitäten, 16 Fachhochschulen und sieben Kunst- und Musikhochschulen zeichnen sich insbesondere die RWTH Aachen, die Technische Universität Dortmund, die Universität Duisburg-Essen, die Universität zu Köln, die Fachhochschule Dortmund und die Fachhochschule Köln durch ihre vielfältige Umsetzung von Diversity-Maßnahmen aus. Eine Kurzfassung der Ergebnisse unter der Überschrift „Diversity an nordrhein-westfälischen Hochschulen – Strukturen, Konzepte, Projekte. Eine Bestandsaufnahme“ finden Sie unter:

www.netzwerk-fgf.nrw.de/koordinations-forschungsstelle/projekte/diversitystudie/

Kontakt und Information
Dipl.-Päd. Hannelore Poguntke
Hannelore.Poguntke@uni-due.de

Neue Projekte stellen sich vor

Ulrike Schildmann

Verhältnisse zwischen Geschlecht, Behinderung und Alter/Lebensabschnitten als intersektionelle Forschungsperspektive

Im Rahmen der Netzwerkprofessur „Frauenforschung in Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung“ (TU Dortmund) steht seit ca. 15 Jahren die systematische Erforschung der Verhältnisse zwischen Geschlecht und Behinderung im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses. Erst in den letzten Jahren zeigt sich die Notwendigkeit der Erweiterung dieser Forschungsperspektive um die systematische Berücksichtigung der Strukturkategorie Alter (im Sinne der einzelnen Lebensabschnitte), denn die Verhältnisse zwischen den Strukturkategorien Geschlecht und Behinderung differieren ggf. erheblich in Abhängigkeit von den einzelnen Altersabschnitten. Wechselwirkungen zwischen Geschlecht und Behinderung sind deshalb als dynamische Konstruktionen anzusehen, weil in den einzelnen Altersabschnitten unterschiedliche Maßstäbe für das gelten, was die Gesellschaft – für Jungen und Mädchen, Männer und Frauen – als normal (im Sinne statistischer Durchschnittlichkeit, vgl. Link 1997) ansieht.

In einer Pilotstudie über „Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren. Unter besonderer Berücksichtigung der Strukturkategorie Geschlecht“ (Dana-Kristin Marks 2011) wurde differenziert untersucht, welche Kriterien dafür herangezogen werden, dass bestimmte Jungen und Mädchen bereits von Geburt bzw. frühester Kindheit an als behindert definiert werden. Die Ergebnisse zeigen, dass die Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren eine rasante Dynamik enthalten. Dabei handelt es sich nicht nur um eine auffällige Dynamik in der Zusammensetzung der als behindert definierten Kinder nach gesundheitlichen Schädigungs- bzw. so genannten Behinderungsarten. Vielmehr geht mit der beschriebenen Dynamik innerhalb des Konstruktionsprozesses von Behinderung (als Abweichungsform von der durchschnittlichen kindlichen Entwicklung) eine nicht zu übersehende Dynamik der Geschlechterkonstellationen unter den betreffenden Kindern einher: Wird am Lebensanfang bei Jungen nur eine leicht erhöhte Betroffenheit von Krankheit und gesundheitlicher Auffälligkeit festgestellt (Jungen knapp 55 Prozent, Mädchen etwa 45 Prozent), so beträgt bereits im Kindergartenalter der Jungenanteil unter den Kindern, die wegen einer Behinderung „soziale Eingliederungshilfe“ erhalten, etwa 2/3 gegenüber 1/3 Mädchen. Dieses quantitative Verhältnis ist auch unter den Jungen und Mädchen mit „sonderpädagogischem Förderbedarf“ im Schulalter anzutreffen. Nachgewiesen werden konnte in dem Pilotprojekt, dass es sich bei diesem Ungleichgewicht um kein schulspezifisches Phänomen handelt, wie lange Zeit angenommen wurde, sondern dass dieses schon im Laufe der ersten sechs bis sieben Lebensjahre entsteht.

Auszugehen ist davon, dass auch in bzw. zwischen nachfolgenden Altersabschnitten erhebliche Dynamiken in den Verhältnissen zwischen Geschlecht und Behinderung sichtbar werden (vgl. Schildmann, Hrsg., 2010). Auf dieser Basis wurden seit dem Sommer 2010 folgende vier inhaltlich miteinander verbundene Projekte eingerichtet, darunter zwei Drittmittelprojekte (Förderung durch DFG und BMBF):

1. „Umgang mit Heterogenität: Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne“; Wiss. Mitarbeiter/in: Dipl. Reha. Päd. Tina Mattenklodt; Wilhelm de Terra, M. Ed.; Drittmittelförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG); Laufzeit: 3 Jahre;

2. „*Kinder mit Behinderungen im System der frühkindlichen Bildung*“; Wiss. Mitarbeiterin: Dipl. Reha. Päd. Josefin Lotte; Drittmittelförderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF); Laufzeit: 3 Jahre;
3. „*Behinderung und Inklusion in der Lebensspanne: Regionalstudie Dortmund (Behinderung, Geschlecht, kultureller Hintergrund)*“; Wiss. Mitarbeiterin: Dipl. Reha. Päd. Sarah Saulheimer; Förderung als Qualifikationsstelle zum Zweck der Promotion durch die Fakultät Rehabilitationswissenschaften der TU Dortmund; Laufzeit: 2 Jahre (mit Verlängerungsmöglichkeit);
4. „*Wie gelingt Integration? Empirische Untersuchung individueller Integrationserfahrungen behinderter Frauen und Männer in deren Lebensverläufen*“; Promotionsprojekt: Sabrina Schramme, M.A., Wiss. Mitarbeiterin des Lehrstuhls „Frauenforschung in Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung“.

Alle vier Projekte verstehen sich einerseits als wissenschaftliche Beiträge zur pädagogischen Inklusions- und zur sozialen Teilhabeforschung, andererseits setzen sie sich – im Sinne der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung – mit den *theoretischen Reflexionen der Intersektionalitätsforschung* (vgl. exemplarisch Winker/Degele 2009; Lutz u. a., Hrsg., 2010) auseinander. Die Herausforderung besteht darin, den in der allgemeinen sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung geführten Diskurs über Intersektionalität vor allem um eine systematische Verortung der Strukturkategorie Behinderung zu erweitern.

Das scheint dringend notwendig zu sein, da in der Intersektionalitätsforschung bislang Unklarheit darüber herrscht, ob *Behinderung eine eigenständige Strukturkategorie sei oder aber der „Kategorie Körper“ unterzuordnen*. Zurzeit besteht sowohl in der allgemeinen Intersektionalitätsforschung als auch in den Disability Studies die Tendenz, sowohl die Kategorie Behinderung als auch die Kategorie Alter zu Subkategorien der „Strukturkategorie Körper“ (Winker/Degele 2009: s. 49ff.; für die Disability Studies vgl. Raab 2007; Köbsell 2010; Waldschmidt 2010) zu erklären. Dieser Tendenz setzen wir folgende Argumentation entgegen:

Dafür, dass Behinderung (neben anderen Ungleichheitslagen wie vor allem Alter) nicht unter eine Superkategorie Körper subsumiert werden sollte, sondern eine eigenständige Kategorie bildet, spricht

- *ihre eigenständige Relevanz für die Sozialstrukturanalyse*: Eine Subsumption von Behinderung unter den Begriff des Körpers wäre der Gefahr ausgesetzt, Behinderung vor allem orientiert an Körperstrukturen und -funktionen zu verstehen und weniger an Möglichkeiten und Begrenzungen der individuellen Aktivität und gesellschaftlichen Partizipation, vor allem auf dem gesellschaftlichen Feld der Leistung, das für die moderne (kapitalistische Industrie-)Gesellschaft konstitutiv ist (vgl. hierzu die „International Classification of Functioning, Disability and Health/ICF der Weltgesundheitsorganisation 2001). Insbesondere den Vertreterinnen der Disability Studies müsste unserer Auffassung nach daran gelegen sein, reduktionistischen Definitionen von Behinderung entgegenzuwirken.
- Auch die *Zusammenfassung der Kategorien Alter und Behinderung* unter einer einzigen Strukturkategorie entspricht nicht den gängigen Kategorien der Sozialstrukturanalyse (vgl. Sozialstatistik) und würde einige strukturelle Ungleichheitslagen verwischen (s. o.). So ist jeder Mensch einer bestimmten Altersgruppe zuzuordnen; nicht jeder Mensch dagegen ist von Behinderung betroffen. Zwischen den einzelnen Altersgruppen ergeben sich aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Wertsetzungen Hierarchisierungen etc. Zwischen einzelnen Gruppen behinderter Menschen ergeben sich ebenfalls Hierarchisierungen – grundlegend sind jedoch nicht diese, sondern die gesellschaftliche Dichotomie zwischen Normalität (einer Kategorie zur Bezeichnung von Durchschnittswerten und einer sozialen Mehrheit) und Behinderung (einer Kategorie zur Bezeichnung einer sozialen Minderheit).
- Gegen die Unterordnung der Kategorien Behinderung und Alter unter eine Superkategorie Körper spricht aber vor allem der grundlegende Zweifel daran, dass der Körper eine vergleichbare Strukturkategorie wie Geschlecht, Alter usw. ist. Die Körpersoziologin Paula Villa schreibt in diesem Zusammenhang: „Verkörperung an sich ist ihrer Form nach intersektionell, und wegen ihrer mimetischen Dimension geht sie über jeden kategorialen Rahmen hinaus“ (Villa 2010: S. 216). Diese soziologische Argumentation kann als Aufforderung gelten, die Verhältnisse zwischen Körper und Behinderung, Körper und Geschlecht, Körper und Alter intensiver zu reflektieren, sollte aber nicht die differenzierende Arbeit an den einzelnen sozialen Strukturkategorien und an deren Wechselwirkungen ersetzen.

Im Laufe der Projektarbeit wird auch diese Positionierung im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung überprüft, weiter ausdifferenziert und vor allem zur wissenschaftlichen Diskussion gestellt.

Literatur

- Köbsell, Swantje: Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper. In: Jutta Jacob u. a. (Hrsg.): *Gendering Disability*, Bielefeld (transcript) 2010, S. 17–33

- Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen (Westdeutscher Verlag) 1997
- Lutz, Helma u. a. (Hrsg.): Focus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften) 2010
- Marks, Dana-Kristin: Konstruktionen von Behinderung in den ersten Lebensjahren. Unter besonderer Berücksichtigung der Strukturkategorie Geschlecht, Bochum/Freiburg (Projekt Verlag) 2011.
- Raab, Heike: Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Anne Waldschmidt u. Werner Schneider (Hrsg.): Disability Studies. Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung, Bielefeld (transcript) 2007, S. 127–148
- Schildmann, Ulrike (Hrsg.): Umgang mit Verschiedenheit in der Lebensspanne. Behinderung – Geschlecht – kultureller Hintergrund – Alter/Lebensphasen, Bad Heilbrunn (Klinkhardt) 2010
- Schildmann, Ulrike: Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung, in: Hinz, Renate u. Renate Walthes (Hrsg.): Verschiedenheit als Diskurs, Tübingen (Narr Francke Attempto Verlag) 2011, S. 109–118
- Schildmann, Ulrike: Verhältnisse zwischen Geschlecht und Behinderung auf dem Prüfstand. Rezension über: Jutta Jacob, Swantje Köbsell, Eske Wollrad (Hrsg.): Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript Verlag 2010. In: Querelles-Net. Rezensionsschrift für Frauen- und Geschlechterforschung, hg. v. der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin. www.querelles-net.de; Jg. 12, Nr. 1/2011
- Villa, Paula: Verkörpern ist immer mehr: Intersektionalität, Subjektivierung und der Körper. In: Helma Lutz u. a. (Hrsg.), a. a. O., S. 203–221
- Waldschmidt, Anne: Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht. In: Jutta Jacob u. a. (Hrsg.): Gendering Disability, Bielefeld (transcript) 2010
- Winker, Gabriele; Degele, Nina: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld (transcript) 2009
- World Health Organization (WHO): International Classification of Functioning, Disability and Health, Geneva 2001

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Ulrike Schildmann
 Frauenforschung in Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung
 Technische Universität
 Dortmund
 ulrike.schildmann@tu-dortmund.de

Ulrike Schultz Recht und Gender, Portal der FernUniversität in Hagen

„Recht und Gender“ ist ein Portal auf der Plattform der FernUniversität für eine Serie von Video-Interviews zu Themen aus dem Bereich Frauenrecht, Geschlechterfragen im Recht, Gleichberechtigung, Gleichstellung. Das Portal befindet sich derzeit noch im Aufbau und wird auf der folgenden Seite erreichbar sein: www.fernuni-hagen.de/RechtundGender.

Die Interviews zu „Recht und Gender“ ergänzen das Studienmaterial des Moduls **„Recht der Gleichstellung und Genderkompetenz“** im Master of Laws der FernUniversität. Dieses Modul wird seit 2008 vom Lehrstuhl für Deutsches und Europäisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht sowie Europarecht (Prof. Dr. Andreas Haratsch) angeboten. Es basiert auf Studienmaterialien aus dem früheren weiterbildenden Studium „VINGS (Virtual International Gender Studies)-Qualifizierung für Gleichstellungsarbeit“, die auf die neue Zielgruppe fokussiert, außerdem aktualisiert und ergänzt worden sind. Das Gendermodul erfreut sich ständig wachsenden Zuspruchs. Es kann im Rahmen der Akademiestudien der FernUniversität auch unabhängig von einer Einschreibung für den Studiengang als Einzelmodul belegt und studiert werden. Von dieser Möglichkeit machen – wie früher bei VINGS-Qualifizierung – viele Gleichstellungsbeauftragte Gebrauch. Das Gendermodul hat den Schwerpunkt auf schriftlichem Material, das online über die Plattform Moodle angeboten wird.

Für die Idee von „Recht und Gender“ hat das Projekt „Gesellschaft begreifen“ von Prof. Dr. Uwe Schimank und Dr. Nadine Schöneck Pate gestanden. Begleitend zu einem Sammelband mit dem Titel haben sie im Studienportal des B.A. Soziologie 13 Videoclips mit den Autorinnen und Autoren des Buches eingestellt (www.fernuni-hagen.de/ksw/basoz/gesellschaftbegreifen).

An der FernUniversität in Hagen sind von 1985 bis 1995 Filme zum weiterbildenden Studium „Frauen im Recht“ erstellt worden. Dabei sind Vorträge einer gleichnamigen Vortragsreihe für die damalige Fernsehserie der FernUniversität „FernUniversität im Dritten“ aufgenommen und bearbeitet worden.¹ Ausschnitte aus den Filmen haben die Kurse der Qualifizierung für Gleichstellungsarbeit angereichert, die im HTML-Format gebaut waren und viele Möglichkeiten der Einbeziehung von Grafik, Ton und Bild boten. Diese aufwändige Gestaltung ließ sich nach der Umwandlung in das Gendermodul aus Kostengründen nicht mehr aufrechterhalten. Umso attraktiver ist, dass nunmehr aktuelle Video-Interviews zu den Materialien des Gendermoduls produziert werden können. Das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung

¹ Einige der Videos „Frauen im Recht“ sind im Videoarchiv der FernUni öffentlich zugänglich (www.fernuni-hagen.de/videostreaming/zmi/video/#rewi). Weitere Filme werden noch eingestellt. Im Internet zugänglich sind auch Videostreams der 2004/2005 durchgeführten Videokonferenzen zu „Equal Opportunities in Comparative Perspective“ (www.fernuni-hagen.de/videostreaming/bwp/) und einige Videostreams und Beiträge der Reihe „Frauen im Gespräch“: Ulrike Schultz, FernUniversität in Hagen, 2011. „Europa – so fern und doch so nah? Was sollten Frauen über den Einfluss von „Europa“ auf ihr Leben und ihre Rechte wissen?“ (www.fernuni-hagen.de/videostreaming/rewi/ls_haratsch/20110509.shtml). Prof. Dr. Ute Sacksofsky, Universität Frankfurt, 2002: Steuerung der Familie durch Steuern: (www.fernuni-hagen.de/videostreaming/zmi/video/2002/02-15_00000/).

des Landes NRW hat die Produktion mit Mitteln aus der Titelgruppe 73 unterstützt. Schwerpunktmäßig sind Autorinnen und Autoren des Gendermoduls einbezogen worden. Folgende Interviews sind bereits aufgezeichnet worden bzw. werden bis Jahresende fertiggestellt, drei werden im nächsten Jahr noch aufgezeichnet:

- Prof. Dr. Andreas Haratsch, FernUniversität in Hagen: Art. 3 Abs. 2 GG – Auslegung und Anwendung
- Renate Augstein, BMFSFJ, Berlin: Von der Frauenbewegung zur professionellen Frauenpolitik
- Prof. Dr. Beate Rudolph, Deutsches Institut für Menschenrechte, Berlin: Das Deutsche Institut für Menschenrechte und die Frauenrechte
- Prof. Dr. Sibylla Flügge, Fachhochschule Frankfurt a. M.: Feministische Rechtswissenschaft
- Dr. Friederike Wapler, Universität Göttingen: Autonomie der Frau in der Rechtsphilosophie
- Prof. Dr. Ulrich Battis, Berlin: Verfassungsrechtliche Fragen gleichgeschlechtlichen Zusammenlebens
- Bernhard Franke, Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Berlin: Die Antidiskriminierungsstelle und AGG
- Dr. Birgit Schweikert, BMFSFJ, Berlin: Schutz von Frauen vor Gewalt
- Prof. Dr. Konstanze Plett, Universität Bremen: Intersexualität und Transgender
- Prof. Dr. Monika Frommel, Kiel: Rechtsfragen der Reproduktionsmedizin
- Prof. Dr. Susanne Karstedt, Universität Leeds: Ist Strafrecht Männerrecht, oder sind Frauen die tugendhafteren Menschen? Genderfragen in der Kriminologie
- Prof. Dr. Sabine Berghahn, Berlin: Das Ernährermodell im deutschen Recht
- Maria Wersig, Freie Universität, Berlin: Sorgearbeit im Recht
- Prof. Dr. Margarete Schuler-Harms, Universität der Bundeswehr, Hamburg: Geschlechtergerechte Rentenreform
- Prof. Dr. Ute Sacksofsky, Universität Frankfurt: Einfluss des Steuerrechts auf die Familienpolitik – neue Fragen und Entwicklungen
- VR'in OLG Brandenburg Ramona Pisal, Präsidentin des Deutschen Juristinnenbundes: Der deutsche Juristinnenbund: Lobby für die Frauen – Netzwerk der Juristinnen
- AOR' Ulrike Schultz, FernUniversität in Hagen: Juristinnen

Die Interviews im Portal „Recht und Gender“ sind frei zugänglich. Damit soll für das Gendermodul geworben und Studierenden der anderen Fakultäten und Studiengänge sowie externen Interessierten die Möglichkeit zur Bearbeitung der Inhalte und damit zur Stärkung ihrer Genderkompetenz im Recht geboten werden.

Kontakt und Information

AOR' Ulrike Schultz
Tel.: (02331) 870811
Ulrike.Schultz@FernUni-
Hagen.de

Gregor Schuhen Forschungsstelle LiMeS – Literatur & Men's Studies – an der Universität Siegen gegründet



Seit Oktober 2011 gibt es an der Universität Siegen die Forschungsstelle für Literatur & Men's Studies (LiMeS). Sie steht unter der Leitung von JProf. Dr. Gregor Schuhen (Romanische und Allgemeine Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Men's Studies).

Die Forschungsstelle

Die Diskussion über ‚den wahren Mann‘ ist im medial vermittelten Alltag längst angekommen, häufig eingebettet in den Kontext krisenhafter Zeitkritik. Was aber ist mit ‚dem wahren Mann‘ gemeint? In der Soziologie sind die Men's Studies bereits seit mehreren Dekaden ein gesetzter Forschungszweig und spätestens seit Robert/Raewyn Connells maßgeblicher Studie „Masculinities“ (1995) ist ein Bewusstsein dafür geschaffen, dass der Diskurs über ‚den Mann‘ und ‚die Männlichkeit‘ für theoretisch avancierte Männlichkeitsforschung viel zu kurz greift.

Im selben Maße wie nur wenige Jahre zuvor Judith Butler wirkmächtig die Verabschiedung vom Kollektivsubjekt ‚Frau‘ in den Gender Studies gefordert hatte, führt Connell die programmatische Pluralisierung von Männlichkeit/Masculinity durch; mit seinem Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ macht er ferner darauf aufmerksam, dass es trotz immer noch vorherrschender patriarchaler Gesellschaftsstrukturen keinen Sinn macht, von einer wie auch immer definierten archetypischen Männlichkeit zu reden, sondern den Fokus vielmehr auf relationale, dynamische und performative Männlichkeitsentwürfe zu richten.

Die Forschungsstelle für „Literatur & Men's Studies“ (LiMeS) versteht sich als Arbeitsort für die Erforschung der Schnittmengen von Literaturwissenschaft und Männlichkeitsforschung/Masculinity Studies.

Entgegen der Assoziationen des „unüberwindbaren Grenzwalls“ soll die literaturwissenschaftliche Erforschung von Männlichkeit(en) im LiMeS eher der Infragestellung und Permeabilisierung solcher Grenzen dienen. Im Hinblick auf die längst etablierte feministische Literaturwissenschaft sollen keine reversionistischen Gegenmodelle konzipiert werden, vielmehr sind die Siegener Men's Studies als komplementär zu den Women's Studies zu denken. Diese Leitgedanken sollen nicht nur die Forschungsarbeit des LiMeS kennzeichnen, sondern auch in der Lehre sichtbar gemacht und verankert werden. Hierzu gehören sowohl systematische Grundlagenkurse als auch thematisch zugeschnittene Seminare, in denen literarische Texte auf der Basis einschlägiger Theoriebildung aus den Masculinity Studies analysiert werden. Auch die beratende Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses gehört zu den Aufgaben des LiMeS. Folgende Projekte gehören zum Aufgabenkern der Forschungsstelle:

Siegener Forum „Literatur & Men's Studies“

Das Siegener Forum „Literatur & Men's Studies“ orientiert sich an der langjährigen Tradition des „FORUM Homosexualität und Literatur“ (1987–2007) unter der Ägide von Wolfgang Popp. Es handelt sich demnach um eine kontinuierliche Tagungsreihe, die alle zwei Jahre an der Universität Siegen stattfindet wird.

Die Beiträge werden publiziert in einer gleichnamigen Verlagsserie im transcript-Verlag in Bielefeld. Es wird für die Tagungseinheiten jeweils thematische Schwerpunkte aus dem weiten Feld der sprach- und kulturübergreifenden literarischen Männerforschung geben. Organisiert wird das Forum als Kooperationsprojekt der Forschungsstelle für „Literatur & Men's Studies“ (LiMeS) und dem Siegener Zentrum für Gender Studies (Gestu_S).

Das 1. Forum für „Literatur und Men's Studies“ wird vom 27. bis 29. Juni 2012 an der Universität Siegen stattfinden und steht unter dem Motto „Crisis? What Crisis? Männlichkeiten um 1900“.

Vortragsreihe „mens-studies@uni-siegen“

Ein- bis zweimal jährlich finden an der Universität Siegen Gastvorträge statt. Im Unterschied zum „Forum Literatur & Men's Studies“ sollen diese Vorträge aus dem erweiterten interdisziplinären Feld der Männlichkeitsforschung rekrutiert werden, also den Geistes-, Sozial- und Medienwissenschaften. Willkommen sind aber auch Vorträge aus dem Bereich der Wirtschafts- und Naturwissenschaften, der Informatik u. ä.

Ausstellungen, Lesungen, Theaterstücke

In Ergänzung zu den wissenschaftlichen Veranstaltungen versteht sich das LiMeS auch als Anbieter kultureller Aktivitäten, die thematisch in das Programm des Zentrums passen. Hierzu gehören kleinere Ausstellungen und Theaterstücke sowie Literaturlesungen, die sich künstlerisch-ästhetisch mit Aspekten, Problemen und Fragen von Männlichkeit(en) auseinandersetzen.

Anlässlich des 1. Forums „Literatur und Men's Studies“ wird es eine Bühnenszenierung von Studierenden geben zum Thema „Der Typ auf der Bühne“, die unter der Regie des Theaterpädagogen Thomas Pieger stattfinden wird.

Kontakt und Information

Forschungsstelle für Literatur und Men's Studies (LiMeS)
Leitung: JProf. Dr. Gregor Schuhen
Universität Siegen
Philosophische Fakultät
Adolf-Reichwein-Str. 2
57068 Siegen
Tel. (0271) 740 2274
Fax (0271) 740 2692
schuhen@romanistik.uni-siegen.de
www.uni-siegen.de/limes
(im Aufbau)

Cornelia Hippmann, Oktay Aktan Geschlecht, Milieu, Ethnizität: Peer-Kulturen und schulische Anforderungen in intersektionaler Perspektive

Ohne Zweifel gelingt es Schulen in sehr unterschiedlichem Ausmaß, ihre Schülerinnen und Schüler zu den gesellschaftlich erwarteten und bildungspolitisch geforderten Leistungen zu führen. Andererseits wirkten sich sowohl die soziale Herkunft und auch das Milieu in Deutschland sehr stark auf den Schulerfolg bzw. auf das Schulversagen der Schülerinnen und Schüler aus. Hier setzt das Projekt „Geschlecht, Milieu, Ethnizität: Peer-Kulturen und schulische Anforderungen in intersektionaler Perspektive“ (Peer-Kulturen) an.

„Peer-Kulturen“ ist ein DFG-gefördertes Projekt, das an der TU Dortmund, an der Fakultät für Erziehungswissenschaft und Soziologie, am Institut für Soziologie unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Michael Meuser zurzeit durchgeführt wird. Ziel dieses Projektes ist es, eine Exploration von kollektiven

Orientierungen in Peer-Kulturen von Schülerinnen und Schülern zu entwickeln und speziell nach deren Passfähigkeit zu den Anforderungen und Erwartungen in der Schule zu befragen. In dieser Hinsicht wird die Passungsproblematik in den einzelnen Projekten aus doppelter Sicht erforscht, sowohl bezüglich der Differenzen zwischen situativen Anforderungen bzw. Ressourcen der Schülerschaft aus ihrem Lebensumfeld als auch den Anforderungen der Schule. Des Weiteren wird die Passungsproblematik in Bezug auf die pädagogischen Bemühungen bzw. Prozessqualität auf der Schul- und Unterrichtsebene einerseits und die Ergebnisqualität bzw. den Schulerfolg der Lernenden andererseits untersucht. Es ist davon auszugehen, dass erst auf dieser Grundlage, d. h. auf der Ebene von Schulentwicklungsforschung, zu klären ist, was das System Schule befähigt bzw. hindert, die eigene Situation zugunsten von Qualitätssteigerung im Sinne optimaler Passungen zu innovieren. Um umfassend Einblick in die erkenntnisleitende Forschungsfrage zu gewinnen, werden in dem Projekt sowohl die Einschätzungen als auch Wahrnehmungen über das Verhalten und die Kompetenzen der Schülerschaft durch das Lehrpersonal rekonstruiert.

Das Projekt „Peer-Kulturen“ fokussiert dabei speziell auf die Analyse des (Spannungs-)Verhältnisses von lebensweltlichen Orientierungen (auf der Mikroebene) und der institutionell gebundenen Anforderungs- und Anerkennungsprofile (auf der Makroebene). Insofern werden vor allem die Übereinstimmungen und Divergenzen zwischen beiden Komponenten mit Blick auf das wechselseitige Zusammenspiel der Differenzlinien Geschlecht, Ethnizität und Milieu untersucht. Die Wirkungsweisen der drei Divergenzlinien werden ausschließlich in der Schullandschaft im Ruhrgebiet untersucht. Dabei ist es von besonderem Forschungsinteresse, die Passfähigkeit der Schülerinnen und Schüler im System Schule zu analysieren. Um einen umfassenden Einblick in die Thematik zu gewinnen, wird in beiden Dimensionen das Verfahren der Gruppendiskussion angewendet.

Die geführten Gruppendiskussionen werden nach der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnensack qualitativ ausgewertet. Durch das rekonstruktive Verfahren der Gruppendiskussionen können sowohl die Übereinstimmungen und Gegensätze zwischen den Orientierungen der Schülerschaft als auch seitens der Erwartungshaltungen der Lehrerinnen und Lehrer andererseits mit Blick auf das wechselseitige Zusammenspiel der Divergenzlinien *Geschlecht*, *Ethnizität* und *Milieu* analysiert werden. Insofern zielen die Gruppendiskussionen mit den SchülerInnen und der Lehrerschaft speziell darauf ab, aufzuzeigen, in welcher Gewichtung und in welcher Verknüpfung mit Kriterien sozialer Platzanweisungen in der Schule diese Dimensionen rekonstruiert werden.

Um umfassende und generalisierende Aussagen über die Wirkungsweise der drei Differenzlinien *Geschlecht*, *Milieu* und *Ethnizität* zu gewinnen, werden im ersten Teil des Projekts 24 Gruppendiskussionen mit SchülerInnen durchgeführt, deren Erhebungs- und Auswertungsphase gerade läuft. Dazu werden Gruppendiskussionen in der Jahrgangsstufe 9 an Gymnasien und Gesamtschulen im Ruhrgebiet durchgeführt. Mit der Wahl dieser Schulformen sollen auch Gruppen *autochthoner* sowie *allochthoner* SchülerInnen aus bildungsnahen und bildungsfernen Milieus gefunden werden und die Relevanz dieser Milieus für die drei Divergenzlinien *Geschlecht*, *Milieu* und *Ethnizität* herausgearbeitet und rekonstruiert werden. Um die Verhaltensweisen und die Passfähigkeit der Schülerinnen und Schüler durch die Lehrerschaft adäquat beurteilen und rekonstruieren zu können, werden im *zweiten* Teil der Untersuchung zusätzlich noch 12 LehrerInneninterviews in den ausgewählten Schulen durchgeführt. Die Feldphase befindet sich derzeit in der Vorbereitung. In jeder der sechs ausgewählten Schulen, an denen bereits die SchülerInnen-Diskussionen stattfanden und stattfinden, werden deshalb zusätzlich noch je *zwei* Gruppendiskussionen mit den Lehrerinnen und Lehrern durchgeführt. Bereits während der aktuellen Auswertung der ersten qualitativen Gruppendiskussionen hat sich gezeigt, dass mit dem Fortschreiten und der Analyse der erhobenen Gruppendiskussionen und der zu konstatierenden Komplexität die Erhebung der Gruppendiskussionen mit den Schülerinnen und Schülern bei einer Anzahl von 24 und bei den Lehrerinnen und Lehrern bei einer Anzahl von 12 abgeschlossen werden kann, da diese Anzahl von Fällen zahlreiche Prozessunterschiede innerhalb des Einzelfalls und zwischen diesen bei enormer inhaltlicher Tiefe aufweist, dass in Orientierung am methodischen Ideal der *theoretischen Sättigung* (Anselm Strauss) von einer maximalen Variation und angemessenen theoretischen Reichweite der Fallinterpretation ausgegangen werden kann.

Ziel des Projekts ist es letztendlich, die drei Zugehörigkeiten *Geschlecht*, *Milieu* und *Ethnizität* in ihren wechselseitigen Verschränkungen (Intersektion) zu betrachten. Die Untersuchung soll einen empirischen Beitrag zu dem in der rezenten Geschlechterforschung favorisierten Theorem der Intersektionalität leisten, welche ja Gegenstand vielfältiger Theoriediskussion ist, dessen Tragfähigkeit für die empirische Forschung jedoch bisher noch wenig erprobt wurde. Aus diesem Grund wurde die Thematik von der Wissenschaftslandschaft bis dahin stark vernachlässigt und sie stellt noch einen *blinden Fleck* (Zurstiege 1998) in der Forschung dar, die bis dahin weder grundlagentheoretisch noch methodologisch erforscht wurde.

Literatur

- Bohnsack, R. (2003). Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Leske + Budrich.
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, In: R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten Soziale Welt, Sonderband 2 (S. 183–198). Göttingen: Ott Schwarz.
- Bourdieu, P. (1993). Soziologische Fragen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zurstiege, G. (1998). Mannsbilder – Männlichkeit in der Werbung. Zur Darstellung von Männern in der Anzeigewerbung der 50er-, 60er- und der 70er Jahre. Opladen. Westdeutscher Verlag.

Kontakt und Information
 Oktay Aktan, Cornelia
 Hippmann
 TU Dortmund
 Fakultät 12 Erziehungswissenschaft und Soziologie
 Emil-Figge-Str. 50
 44227 Dortmund
 Tel.: (0241) 7556361 /
 7557882
 oktay.aktan@tu-dortmund
 cornelia.hippmann@tu-dortmund.de

Forschungsdach des Zentrums für Geschlechterstudien/Gender Studies der Universität Paderborn „Wirksamkeit von Geschlecht in institutionellen Bildungskontexten“

Um die Forschenden in den kulturwissenschaftlichen Fächern der Universität Paderborn besser zu vernetzen, hat das Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies zum Wintersemester 2011/2012 ein Forschungsdach mit dem Titel „Wirksamkeit von Geschlecht in institutionellen Bildungskontexten“ initiiert. Das komplexe Thema gliedert sich in sechs Forschungsfelder auf, die mit Zuhilfenahme verschiedener Methoden (von Beobachtungen und Befragungen bis hin zu einer reinen theoriebezogenen Betrachtung) untersucht werden können. Das erste Feld umfasst das Themengebiet „Konstruktion von Geschlechterbildern durch die/in den Institutionen“. Hier wäre z. B. die Beschäftigung mit den Themen „Homophobie unter Jugendlichen“, „Darstellung von Mädchen und Jungen in Schulbüchern“ oder „Begabungszuschreibungen“ denkbar. Im zweiten Themenfeld „Geschlechterbilder/-Vorstellungen innerhalb der Institutionen“ könnten sich Interessierte in die Analyse von schulbezogenen Arbeitsmaterialien (Schulranzen u. Ä.) vertiefen. Weitere Felder des Projektes lauten „Körperpraxen und Institutionen“, „Sprachgebrauch und kommunikativer Stil von Männern und Frauen“, „Problemlösungsstrategien/Strategieforschung“ und „Maßnahmen zur Veränderung der Geschlechterungleichheiten“.

Studierende sollen zum Schreiben von Abschlussarbeiten in einem der genannten Themenbereiche angeregt werden, indem Raum für den Austausch und die gegenseitige Unterstützung auf der Basis des gemeinsamen thematischen Bezugsrahmens geschaffen wird. Es bestehen bereits verschiedene Kolloquien und eine Lesegruppe, in der über neue und ältere Literatur der Geschlechterforschung diskutiert wird. Zur individuellen Recherche baut das Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies eine themenzentrierte Datenbank für Literatur auf, viele Zeitschriften und Bücher können bereits jetzt vor Ort eingesehen werden. Zu den Forschungsarbeiten, die im Rahmen des Dachprojektes aufgenommen wurden, gehört ein Vorhaben zum Thema „Geschlechterunterscheidende Tendenzen in fachdidaktischen und pädagogischen Materialien“, gefördert vom Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Eine Projektmitarbeiterin des Zentrums für Geschlechterstudien/Gender Studies untersucht seit Oktober diesen Jahres, ob es in den neueren Schulmaterialien eine Hinwendung zu Lehrbüchern und anderen Lernmaterialien gibt, die sich speziell an Mädchen oder Jungen richten. Die Begründungszusammenhänge könnten sich aus der verkürzten Debatte um die Jungenbenachteiligung im deutschen Bildungssystem nach den letzten Ergebnissen der Bildungsstudien ergeben (vgl. Bundesjugendkuratorium 2009), in der mithilfe einer Mischung aus „berechtigte[n] Sachargumente[n] und misogynie[n] Affekte[n]“ ein Bedrohungsszenario in Form einer „Umkehr geschlechtlicher Machtverhältnisse“ aufgebaut wird (Forster/Rendtorff 2011). Auf dem populärpädagogischen Markt gibt es bereits Arbeitsmaterial, das auf die vermeintlich neuen Erkenntnisse reagiert, dass Jungen und Mädchen „unterschiedliche [...] Interessen und Lernbedürfnisse“ haben (Pons 2009). Nach den erfolgreichen Interventionen feministischer SchulbuchforscherInnen, die seit den siebziger Jahren bis in die neunziger Jahre hinein auf die sexistische Darstellung und Sprache in den Schulbüchern verwiesen haben (vgl. dazu u. a. Brehmer 1982), scheint es nun zeitgemäß zu sein, von bestimmten „Neigungen der Kinder“ auszugehen, was bei Jungenlernbüchern z. B. zu der Aufnahme von Treppendiktaten zur Förderung der „natürlichen Bewegungsfreude“ und in Büchern für Mädchen zur Bereitstellung von „kreative[n] Anregungen zum Basteln“ führt (Pons 2009). In Folge des Bekanntwerdens erster Ergebnisse der großen Bildungsstudien sind besonders die Fachbereiche Sprache und Naturwissenschaft (hier speziell das Fach Physik) in den Fokus der Debatte geraten. Aus diesem Grund wird sich auch in dem Projekt zu geschlechterunterscheidenden Tendenzen in pädagogischen Materialien auf didaktische Materialien der Fächer Deutsch und Physik konzentriert. Das Forschungsfeld bilden die Paderborner Schulen des Sekundarstufenbereichs. Mit Hilfe einer Befragung der didaktischen FachleiterInnen an den Schulen soll generiert werden, welches Material gerade in Gebrauch ist und ob die Lehrerinnen

und Lehrer als ExpertInnen für die Schulpraxis bereits geschlechterunterscheidende Tendenzen in schulbezogenen Materialien festgestellt haben bzw. wie sie selbst, falls dies der Fall ist, das Phänomen beurteilen. Parallel dazu werden die neusten Exemplare der vom Schulministerium NRW zugelassenen didaktischen Materialien für die beiden Unterrichtsfächer auf ihre geschlechterseparierenden Ansätze, Angebote und/oder Maßnahmen hin (in Anlehnung an die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring) untersucht. Die Schulmaterialien, welche während der Befragung besonders häufig genannt werden, fallen besonders ins Gewicht. Außerdem werden die Antworten der Lehrpersonen in Bezug auf ihre Einstellungen zu diesem angenommenen Trend herausgearbeitet und daraufhin untersucht, wie argumentiert wird und worauf der Gebrauch bestimmter didaktischer Materialien sowie bestimmte mögliche Unterrichtsaktivitäten abzielen bzw. welche scheinbaren Differenzen angenommen werden.

Ziel des Forschungsprojektes ist es, mit Hilfe der Beschaffung erster Daten im regionalen Raum einen Einblick in die *Verbreitung* von geschlechterunterscheidenden Tendenzen in fachdidaktischen und pädagogischen Materialien zu erhalten, um darauf aufbauend in weiteren Untersuchungen „jenen vielschichtigen Stereotypisierungen im Prozess des Aufwachsens einerseits und in den wissenschaftlichen, kulturellen oder populistischen Deutungen andererseits auf den Grund zu gehen“ (Andresen/Rendtorff 2006).

Literatur

- Andresen, Sabine; Rendtorff, Barbara (2006): Editorial. In: Sabine Andresen (Hg.): Geschlechtertypisierungen im Kontext von Familie und Schule. Opladen: Budrich, S. 7–13.
- Brehmer, Ilse (1982): Sexismus in der Schule. Der heimliche Lehrplan der Frauendiskriminierung. Weinheim: Beltz.
- Bundesjugendkuratorium (September 2009): Schlaue Mädchen – Dumme Jungen. Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechtsdiskurs. München. Dr. Claudia Lücking-Michel, bundesjugendkuratorium@dji.de. Online verfügbar unter www.bundesjugendkuratorium.de.
- Forster, Edgar; Rendtorff, Barbara (2011): Einleitung: Jungenpädagogik im Widerstreit. In: Edgar Forster (Hg.): Jungenpädagogik im Widerstreit. Stuttgart: Kohlhammer, S. 7–24.
- Gabriele Schmidt (Hg.) (2011): PONS Diktate für Mädchen 1.–4. Klasse. 100 Texte, die Mädchen wirklich begeistern. PONS GmbH. Online verfügbar unter <http://www.pons.de/produkte/3-12-561642-5/>, zuletzt geprüft am 10.11.2011.

Kontakt und Information

Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies
 Prof. Dr. Barbara Rendtorff
 barbara.rendtorff@upb.de
 Lydia Jenderek
 lydiaj@mail.uni-paderborn.de
 Universität Paderborn
 Warburger Str. 100
 33098 Paderborn

Beiträge

Anne Schlüter

„Gender“ als Erkenntnisinteresse, als Forschungs-Kategorie und als Thema

Input zur Diskussion für den Workshop an der UDE:
Profilbildung Gender und Diversity am 2. Mai 2011

Einleitung

Ich habe mich in den 1980er Jahren an verschiedenen Initiativen zur Frauenforschung und an der Vernetzung der Forscherinnen beteiligt, von denen wir einerseits heute noch profitieren, deren Entwicklung andererseits aber heute den jungen Forscherinnen nicht mehr unbedingt bekannt ist. U. a. habe ich 1988 die erste Frauenforschungsdokumentation erstellt, das erste Treffen der Hochschulfrauenbeauftragten organisiert und mit den Kategorien „Gender“ und „soziale Herkunft“ geforscht (Schlüter 1999). Vor diesem Hintergrund möchte ich einige Entwicklungen aufzeigen und einige Einordnungen geben.

Erkenntnisinteresse Gender

Das Interesse an Genderforschung hat historische Wurzeln. Diese liegen einmal in der Kritik der ersten und zweiten Frauenbewegung an den gesellschaftlich herrschenden Geschlechterverhältnissen und zum anderen in der Androzentrismus-Kritik der in den 1970er Jahren entstandenen Frauenforschung an der herkömmlichen Wissenschaft. Die Kritik lässt sich in drei wesentlichen Aussagen zusammenfassen:

1. Frauen sind in der Wissenschaft sowohl als Subjekt als auch als Objekt der Wissenschaft ausgeschlossen bzw. sie werden sehr reduziert oder verzerrt wahrgenommen.
2. „Gender“ muss eine zentrale Analysekategorie neben „Klasse“ bzw. „sozialer Herkunftskultur“ und „Ethnie“ werden.
3. Die androzentrischen Prämissen, Mechanismen und Strategien der herkömmlichen Wissenschaft sind einer Ideologiekritik zu unterziehen.

Es wurden Forschungsprojekte zum Geschlechterverhältnis in Vergangenheit und Gegenwart durchgeführt, die die Perspektive aus dem weiblichen Lebenszusammenhang einnahmen. Diese Forschung diente dazu, Frauen als Objekte und Subjekte in den verschiedenen Lebens- und Arbeitsfeldern in der Gesellschaft sichtbar zu machen, aber auch um zu sagen, dass der Anspruch von „objektiver“ Forschung nicht gerechtfertigt ist, wenn z. B. medizinische Untersuchungen lediglich Männer erforschen, die Ergebnisse aber auch auf Frauen angewendet werden. Oder wenn Lebenswelten, in denen überwiegend Frauen anzutreffen sind, diese nicht mitgedacht werden. Doch was ist oder war der weibliche Lebenszusammenhang? Während einige Forscherinnen die Trennung von männlicher Berufswelt und weiblicher Familienarbeit als zwei getrennte Lebenszusammenhänge konzipierten, hatten andere die Schwierigkeit, Frauen lediglich an einem Ort zu sehen. Sie suchten sie entsprechend an allen Orten und fanden Frauen in „ungewöhnlichen“ Lebensverhältnissen. Schließlich ist es eine Einschränkung der Wahrnehmung, Frauen nur an einem Ort zu suchen. Dies stimmte schon historisch selten, erst recht nicht in der gegenwärtigen Gesellschaft. Gleichwohl existiert für eine Mehrheit von Frauen im Lebenslauf zeitweise und „gewöhnlich“ eine höhere Bindung an Mann, Familie, Kinder und Haushalt, als dies z. B. vom zeitlichen Einsatz her gesehen für Männer gilt. Und dies ist eine empirisch belegbare Tatsache, die auch gegenwärtig Differenzen zwischen den Geschlechtern benennt. Diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hat Konsequenzen für die Präsenz von Frauen in anderen Lebensbereichen, z. B. generell an Universitäten und speziell in der Forschung – oder auch für die Partizipation an Weiterbildung. Jeder Lebens- und Arbeitsbereich,

jedes Berufsfeld in der Gesellschaft ist strukturell geschlechtsspezifisch konturiert. Das heißt nicht, dass die Strukturierung des Geschlechterverhältnisses keinem sozialen und historischen Wandel unterliegt.

Beharrlichkeit und Wandel in den sozialen Verhältnissen versuchten wir theoretisch zu fassen. Lange Jahre fanden in der Frauen- und Geschlechterforschung **Debatten zur Gleichheit und Differenz** zwischen den Geschlechtern statt; man forderte Gleichheit ein und betonte gleichwohl die Differenz. Die Debatte „Gleichheit und Differenz“ führte auf der politischen Ebene schließlich zu Gender Mainstreaming. Auf der Forschungsebene übernahmen wir die Unterscheidung zwischen sex und gender.

Gender als Kategorie

Die Unterscheidung zwischen sex und gender wurde eingeführt, und in der Folge war man den Mechanismen des „doing gender“ auf der Spur. Nach dem Prinzip des „doing gender“ sind alle Gesellschaftsmitglieder aktiv an der Konstruktion von Geschlecht beteiligt. Um solche Konstruktionen empirisch zu erfassen, sind mindestens drei Ebenen der Betrachtung nötig: die Ebene des Interaktionsgeschehens, die Ebene der gesellschaftlichen Aktivitätsfelder und die Ebene der Sozialstruktur. D. h. Gender ist – wie Helga Krüger 2001 ausführt – mehrdimensional. Geschlecht lässt sich daher als **Interaktionskategorie**, als **ordnende Kategorie von gesellschaftlichen Territorien** und als **gesellschaftstheoretische Kategorie für Forschungen** nutzen. In dieser Form war und ist die Verwendung der Kategorie Gender nie allein auf den Beziehungs-Vergleich Frauen und Männer ausgerichtet gewesen, sondern immer auf Forschungen über Bildung, Ausbildung, Arbeit, Beruf, Erwerb, Lebenslauf und Karriere mit der Frage der sozialen Platzierung des weiblichen und männlichen Geschlechts in der gesellschaftlichen Ordnung.

Wenn man die soziale Konstruktion von Geschlecht als Wahrnehmungs-, Zuschreibungs- und Bewertungsgeschehen zwischen Personen oder Gruppen auffasst, dann reduziert man alles auf Interaktionsgeschehen. Um nicht dem „sozialstrukturierten Vergessen“ anheim zu fallen, ist eine Analyse der sozialstrukturellen Genese von Geschlecht notwendig. Helga Krüger bezieht sich auf Marcuse, der vorschlägt, soziale Strukturen zu verstehen „als in sozialstruktureller Ordnung materialisierte, Macht perpetuierende Normen und Werte“, denn „dann liegt dieser ‚Gerinnungsprozess‘ von Werten selbst zwar historisch zurück, doch als ‚gefrorene Gewalt der Geschichte‘ wirkt er eben über diese Materialisierung des Vergan-

genen in das Heute hinein, und zwar sowohl in Zuschreibungs-, Dekodierungs- und Aktivierungspraxen als auch in Prozessen geschlechtsdifferenter sozialer Platzierung“ (Krüger 2001, S. 64). Nutzt man die Kategorie Gender in dieser Weise, ist Gender auch heute nicht überholt.

Gender als Thema

Schließlich ist Gender im Kontext von Bildungsforschung und Bildungsarbeit auch als Reflexionskategorie verstanden worden. Sie diente im Rahmen von Bildungsarbeit in der Erwachsenenbildung immer wieder dazu, sich selbst aufzuklären, also Selbstbildung zu betreiben. Und sie diente in der Konsequenz manches Mal dazu, den Lebenslauf zu überdenken und die Biographie neu zu schreiben. Dies wird z. B. deutlich, wenn man an die Gruppe der Berufsrückkehrerinnen denkt (vgl. Feider 2006). Die Thematisierung von Gender führte sogar zur Notwendigkeit der Ausbildung von Genderkompetenz (vgl. Derichs-Kunstmann u. a. 2009). Und Gender wird von Christina von Braun auch als Wissenskategorie genutzt, um Genderwissen zu erhalten und zu transportieren. Ihr Buch „Gender@wissen“ ist dazu sehr aufschlussreich.

Gender und Theorie

Schaut man die Forschungsprojekte an, die mit Gender gearbeitet haben, dann lassen sich je nach Thema folgende theoretische Ansätze feststellen, die mit Gender verbunden sind. Die verschiedenen theoretischen Zugänge zu Gender-Analysen sind beispielsweise:

1. Diskurstheoretischer Ansatz
2. Bildungstheoretische Ansätze
3. Biographietheoretische Ansätze
4. Lerntheoretischer Ansatz

Betrachtet man die Themen der letzten Jahrzehnte, so geht es immer wieder um die Spannungsverhältnisse von Bildung, Arbeit und Familie bzw. um Geschlecht und Macht in verschiedenen Aktionsfeldern: wie Schule, Hochschule, Betriebe, Politik und Wissenschaft, Medizin, Ingenieurwissenschaft.

Diese bilden sich aktuell über diskurstheoretische Ansätze ab.

Besonders beeindruckend ist die Darstellung der Diskurse, welche die Konstruktion von **Geschlechterhierarchien** aufnimmt. Die Herstellung von Erst- und Zweitrangigkeit zwischen den Geschlechtern folgt einem argumentativen Muster der Diskreditierung, das von Angela

Venth als funktionierendes „Regelwerk“ in ihrem empirischen Material nachgewiesen wird. Sie erarbeitete folgendes Ergebnis: Die Regularien für die Konstruktion von Gender-Relationen liegen sowohl im Ursprung als auch im Ziel einer weithin nach wie vor existierenden, hierarchisch gestuften Binarität im Geschlechterverhältnis. Die Gender-Metaphorik scheint fest in unserer Kultur verankert zu sein, auch wenn sie sich manchmal – wie in der Wissenschaft – als „geschlechtsneutral“ gibt.

Zusammenfassung

Aus meinen Ausführungen ist zu entnehmen, dass es mir nicht erstrebenswert erscheint, Gender als Kategorie zu neutralisieren bzw. sie als historisch überholt einzustufen. Vielmehr lässt sich als These formulieren: Die Verleugnung der Wichtigkeit von Gender ist eine neue Diskriminierung.

Literatur

- Braun, Christina von/Stephan, Inge (2009): Gender@Wissen. 2. Aufl. Köln.
- Derichs-Kunstmann, Doris u. a. (2009): Genderkompetenz für die Bildungsarbeit. Recklinghausen.
- Feider, Cornelia (2006): Berufsrückkehrerinnen. Bielefeld.
- Krüger, Helga (2001): Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika: (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Münster, S. 63–90.
- Schlüter, Anne (1999): Bildungserfolge. Opladen.
- Venth, Angela (2006): Gender-Porträt Erwachsenenbildung. Diskursanalytische Reflexionen zur Konstruktion des Geschlechterverhältnisses im Bildungsbereich. Bielefeld.

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Anne Schlüter
 anne.schlueter@uni-due.de

Wilhelm de Terra

Homosexualität und Förderschule – Homonegativität vorprogrammiert?

Unsere Schulwirklichkeit(en) steht im Kontext immer noch stark heteronormativ orientierter gesellschaftlicher Ordnungen. Ob an Regel- oder an Förderschulen, Lehrende wie Lernende dürften mit ziemlicher Sicherheit bereits in Handlungs- und Kommunikationszusammenhängen gestanden haben, die von „Homonegativität“ (Sielert 2005, S. 95)¹ durchzogen waren. In vorliegenden empirischen Studien zu Einstellungen von Schülerinnen und Schülern (SuS) gegenüber Homosexualität gerät bislang eine Schülergruppe nicht in den Blick: die SuS von Förderschulen. Das muss verwundern. Wenn in populären wie auch wissenschaftlichen Diskussionen zu hören ist, dass eine negative Einstellung gegenüber Homosexualität mit einem niedrigen Niveau der Schulbildung, geringem Sozialstatus, eigenen Diskriminierungserfahrungen sowie Migrationsgründen in Zusammenhang stünde, müsste dann nicht die Förderschule Lernen (FöS L) ein Ort der Homonegativität par excellence sein? Diese Überlegung war mir Anreiz für eine empirische Studie über die Erfahrungen und Einstellungen dieser SuS gegenüber Homosexualität und Homosexuellen, deren Grundlagen und Ergebnisse ich im Folgenden darlegen möchte.²

1 Von Kategorien-Netzwerken, Kontingenzbewältigung und heteronormativem Unbehagen: Theoretische Perspektiven zu Geschlecht, sexueller Orientierung und Homonegativität

Eine empirische Analyse bedarf der theoretischen Einbindung. Aus theoretischen Ansätzen lassen sich klassisch empirische Fragestellungen herleiten. Hier gilt es aber besonders, für das empirische Interesse zentrale Kategorien, Geschlecht und sexuelle Orientierung, theoretisch nicht unterbestimmt zu lassen. Allzu leicht nämlich geraten diese Kategorien in den Schatten vermeintlicher „Natürlichkeit“ oder aber ebenso unreflektierter Zuschreibungen wie „alles nur Konstrukte!“. Die Theorie der Geschichten & Diskurse von Siegfried J. Schmidt bietet hierfür geeignete Ansätze. Hier erscheint all unser Tun in Gestalt von Setzungen. Wir tun etwas und unterlassen dabei gleichzeitig etwas anderes, was wir gleichwohl stattdessen hätten tun können. Es bedarf dieser Form von Selektion aus der unendlichen Fülle von (Um) Welt und Sein, d. h. hier ein nicht unabhängig

vom menschlichen Bewusstsein existentes Seiendes. Aus der Fülle der Bewusstseinsindrücke wird eine Wahl getroffen. Diese Setzung erfolgt nicht voraussetzungslos, sondern steht in der Mitte von vor- und nachfolgenden Entscheidungen. Sprich: Jeder Setzung geht (mind.) eine Voraussetzung als Bezugs- und Anschlusspunkt voraus, auf jede Setzung folgen weitere. An den Beginn der Kette Voraussetzung-Setzung zu gelangen, ist nicht möglich, hieße es doch, hinter die setzende Instanz, wobei dem Bewusstsein eine zentrale Rolle zukommt, zurückzugehen. Hier kann man von einem Konstruktionsprozess sprechen. Dieser lässt sich wiederum beobachten und beschreiben. Wenn auch kein Beobachter vom „archimedischen Punkt“ aus beschreiben kann, sondern immer auch selbst an Voraussetzungen anknüpft und Setzungen trifft, so wird im Beobachtungsmodus das Grundproblem von Setzungen deutlich: Sie sind kontingent. Kontingenz muss aber nach Schmidts Verständnis aufgrund des Sinnbedürfnisses des Menschen bewältigt und letztlich invisibilisiert werden (vgl. Schmidt 2003, S. 27–33 u. 50f. Ders. 2005, S. 29–33). Grundlegende Aspekte der Sinnbildung sind bei Schmidt (semantische) „Kategorien“ und „semantische Differenzierungen“ (Schmidt 2003, S. 31). Kategorien stellen gesellschaftlich wirksame Sinndimensionen dar, wie bspw. Alter, Herrschaft oder auch Geschlecht. Semantische Differenzierungen sind konkrete und ausdifferenzierende Bezugnahmen auf Kategorien und ihr Potenzial in Handeln und Kommunikation. Wichtig für das Verständnis von semantischen Differenzierungen ist der Umstand, dass die operativ genutzte(n) Seite(n) nur mit der/den nicht genutzte(n) Seite(n) im Hinterkopf zu verstehen sind („junger Mann“ und nicht etwa „greise Frau“). Mit der Umsetzung dieser Differenzen in konkrete Unterscheidungen in Handeln und Kommunikation bildet sich ein „semantische[s] System von Sinnorientierungen“ von Aktanten einer Gesellschaft heraus, ein „Wirklichkeitsmodell“ (Ders. 2005, S. 35). Bezüge auf die Sinnorientierungen müssen gleichzeitig gesellschaftlich verbindlich geordnet werden, um relevant zu werden. „Kulturprogramme“ (Ders. 2003, S. 38) regeln die selektiv gehaltenen Verbindungen zwischen Kategorien und semantischen Differenzierungen untereinander, was untrennbar mit emotionaler Besetzung und moralischer Gewichtung verbunden ist. So entstehen wiederum sinnorientierende

¹ Der in zahlreichen Diskursen übliche Begriff Homophobie – in den meisten der hier zitierten Arbeiten wird er benutzt – soll hier nicht gebraucht werden. Eine Phobie ist nach psychologischer Definition eine hartnäckige, irrationale Angst, die bei den Betroffenen zu großem Leidensdruck führt. Nicht nur, dass Homophobie bei homophoben Menschen wohl höchstens dann Leidensdruck auslöst, wenn sie selbst Opfer homophober Zuschreibungen werden. Im Gegensatz etwa zur Arachnophobie sind mit Homophobie komplexe gesellschaftlich wirksame Ordnungskonzepte verbunden sowie gleichsam kultur- und geschichtsabhängige Grenzen zwischenmenschlicher Beziehungen. Auch wenn Homophobie oftmals im konstruktivistischen Sinne gebraucht wird, so muss mit Homonegativität nicht auf das Konzept Phobie rekurriert werden.

² Für ihre hervorragende theoretische wie praktische Anregung und Unterstützung während der Erhebungsphase sowie bei der kritischen Darstellung möchte ich Prof. Dr. Birgit Lütje-Klose, Marie-Therese Langer und Prof. Dr. Ulrike Schildmann herzlich danken. Ebenfalls danke ich Maïke Meissner, Friedrich-Wilhelm Keller und Michael Müller für Beistand und Kritik.

Voraussetzungen für Setzungen (vgl. ebd., S. 31–45).³ Eine besondere Belastbarkeit erhalten solche Wissensbezüge meines Erachtens über eine spezifische Form von Netzwerken unter Kategorien in Kulturprogrammen. Dabei werden Kategorien bzw. ihre Ausdifferenzierungen gewissermaßen miteinander verzahnt, d. h. die semantische Differenzierung einer Kategorie stets mit denen anderer in Bedeutungszusammenhang gebracht und damit plausibel gemacht. Je dichter das Netzwerk aus Bezügen und Rückverweisungsketten, desto mehr büßt der Setzungscharakter der einzelnen Elemente an Sichtbarkeit ein. Diese abstrakte Überlegung soll noch am Beispiel Geschlecht und sexuelle Orientierung konkretisiert werden.

Wirklichkeitsmodelle wie Kulturprogramme können erst in Handlungs- und Kommunikationszusammenhängen (Geschichten und Diskurse) gedacht werden, für welche sie ständige Bezugspunkte sind. Schmidt versteht Geschichten als Ordnungsmuster für Handlungsfolgen eines Aktanten und Diskurse als durch inhaltliche wie formal bestimmte Selektionsmuster für Kommunikation, welche aber erst im Beobachtungsprozess konstituiert werden (vgl. Schmidt 2003, S. 48–59. Ders. 2005, S. 46–51).

In den Wirklichkeitsmodellen westlicher Gesellschaften ist Geschlecht eine Grundordnungskategorie (vgl. Grossmann 2002, S. 98). In Kulturprogrammen wird permanent auf die damit verbundenen Differenzierungen Bezug genommen, von der Identitäts- bis hin zur Fahrradkonstruktion! Nach den hier vertretenen theoretischen Grundlagen liegen weder das sog. biologische Geschlecht (sex), das sog. kulturbezogene Geschlecht (gender) noch Geschlecht als umfassende Kategorie jenseits des Setzungszusammenhangs. Dass vielen Menschen eine Diskussion um den Konstruktionscharakter von Geschlecht im Angesicht der „Materialität“ von Penis und Vagina abstrus erscheint, zeugt von dem dichten Kategorien-Netzwerk mit entsprechenden semantischen Differenzierungen, in dem „Geschlecht“ steht. Um dies kurz zu verdeutlichen: Eine Verbindung zur Kategorie „Alter“ ermöglicht u. a., eine spezifische Geschlechtsentwicklung zu denken, während eine Verbindung zur denkbaren Kategorie „Körper“ Materialität in Form von Genitalien oder Chromosomen „liefern“ kann. Andere körperliche Merkmale wie Ohrläppchen sind in hiesigen Kulturprogrammen als Sinnbausteine für „Geschlecht“ ausgeschlossen. „Alter“ und „Körper“ bieten plausibel erscheinende Sinnbausteine für „Geschlecht“. Die Setzung „männlich–weiblich“ findet über Wissensbezüge permanente Bestätigung, ebenso wie die Bezugspunkte bestätigt werden. Dabei werden Voraussetzungen dieser Setzungen wie etwa die historische Entwicklung

der Unterscheidung männlicher–weiblicher Genitalien (vgl. Hirschauer 1992, S. 337) oder die einer Chromosomenunterscheidung bereits vorgelagerte Differenzierung „männlich–weiblich“ schier unsichtbar. In zahllosen Geschichten und Diskursen der Institutionen von Medizin, Justiz und Bildungswesen übernommen und stets aufs Neue hervorgebracht, verschwindet der Setzungscharakter von Geschlecht hinter der machtvollen Kontingenzbewältigungsstrategie „Natur“!

Sexuelle Orientierungen als Bestandteil von Kulturprogrammen, worin Personen über die Wahl ihrer Geschlechtspartner definiert werden, vereinen sexuelles Verhalten, Anziehung und Fantasien, soziale wie emotionale Vorlieben und Wünsche. Sexuelle Orientierungen sind vielfach wichtiger Teil von Identitätskonstruktionen (vgl. Hirschauer 1992, S. 340f.). In vielen Gesellschaften erscheinen die Kategorien „Geschlecht“ und „sexuelle Orientierung“ in enger Netzwerkverbindung, ja als komplementär: „Geschlecht“ richtet „sexuelle Orientierung“ aus, wobei „sexuelle Orientierung“ „Geschlecht“ erneut Plausibilität verleiht, wenn etwa Sexualität und Fortpflanzung in eins gesetzt werden. In diesen Zusammenhängen kann sich Heteronormativität profilieren. Heterosexualität wird zur fundamentalen Norm. Diese Sinnorientierung gipfelt darin, dass mit ihr untrennbar die anthropologische wie symbolische Natur, Vernunft und Weltordnung verbunden werden und folglich eine Missachtung solch vermeintlich „natürlicher Tatsachen“ eine Gesellschaft in ihrem Bestand bedrohen würde (vgl. Anatrella 2007). Auch Heteronormativität bedarf einer mitgedachten, aber nicht genutzten Seite von sexueller Orientierung, eines sie konstituierenden Außen. Die Differenzierungen „homo-“ oder „bisexuell“ entspringen der Forderung nach Eindeutigkeit der Nicht-Normalität (vgl. Wagenknecht 2007).

Bei derartigem Bedrohungspotenzial ist das Außen, das Nicht-Normale furchtbesetzt und löst Unbehagen aus: Homonegativität meint das Abwerten von homosexuellen Lebensformen in Geschichten und Diskursen, auf individueller Ebene (z. B. verächtliche Stereotypen, Vermeidungstendenzen, Spott und körperliche Gewalt) wie auf strukturell-institutioneller Ebene (z. B. Ausblenden homosexueller Lebensformen in Unterricht und Schulbüchern oder Ungleichwertigkeit von homosexueller Partnerschaft gegenüber heterosexueller Ehe). Sie kann vielfache Formen von Belastung erzeugen, von Unsicherheitsgefühlen bis zu Suizidgedanken (vgl. Fiedler 2004, S. 74f. u. 111. Glassl 2008, S. 74f., 90 u. 109). Wer möchte sich angesichts der enormen Deutungsmacht zugunsten von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität jenseitig positionieren?! Schließlich gehen mit einer nicht-heterosexuellen Begehrens-

³ Die Verbindung der Voraussetzung-Setzung-Kette und der Bedeutung sozialer Orientierung von Konstrukten drückt Stefan Hirschauer treffend aus, wenn er sagt, Sozialität und Historizität seien die „nicht zu isolierenden Dimensionen jedes Phänomens“ (zit. n. Hirschauer 1992, S. 338).

richtung eine Infragestellung der Grundkategorie Geschlecht und die damit drohende Negation des Selbstkonzeptes sowie Zugangsverlust oder Positionsschwächung in Geschichten und Diskursen einher, was die über 100 Jahre wirkungsmächtigen wissenschaftlichen Überlegungen zu geschlechtlicher Inversion bei Homosexuellen⁴ oder alltägliche Vorstellungen (wie Lesben tragen Holzfällerhemden und Kurzhaarschnitt) eindrucksvoll zeigen. So kommt dem Disziplinierungseffekt von homonegativen Äußerungen zu einem heteronormativen, geschlechts- oder peergruppenkonformen Verhalten große Bedeutung zu – ohne zwangsläufig mit streng homonegativer Einstellung einherzugehen (vgl. Pascoe 2006).

2 Von brüchiger Duldung und Bildungs-verlierern: Empirische Eindrücke zur Homonegativität in Schule und Gesellschaft, zur Situation an der Förderschule Lernen und Hypothesenbildung

Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse dreier Studien zur Einstellung gegenüber Homosexualität, die später noch in Bezug zu den Ergebnissen der Fragebogenerhebung gesetzt werden, sowie die Datenlage zur Schülerschaft an der Förderschule vorgestellt. Hieran orientieren sich die anschließend aufgestellten und zu prüfenden Hypothesen.

- a) In den repräsentativ gehaltenen Umfragen des Projekts „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ (GMF) des Bielefelder Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung stimmten 2009 der Aussage „Es ist ekelhaft, wenn Homosexuelle sich in der Öffentlichkeit küssen“ 11,7 % eher zu, 15,9 % stimmten ihr voll und ganz zu, während 39,3 % hingegen ihr überhaupt nicht zustimmten. Der Aussage, Homosexualität sei unmoralisch, stimmten hingegen (nur) 6,5 % eher und 9,2 % voll zu (vgl. IGK 2010). Die Häufigkeitsverteilung bei Zustimmung bzw. Ablehnung der Aussagen insgesamt deutet keineswegs auf eine mehrheitlich homonegative Einstellung hin. Gleichwohl variiert der Grad an Offenheit oder Duldung durchaus je nach Aussage. In weiteren Untersuchungen des GMF-Projektes wurde die Verbindung zwischen niedriger Schulbildung und dem Auftreten von Ungleichwertigkeitsvorstellungen deutlich, wobei in Bezug auf die soziale Abwertung von Homosexuellen den Variablen Geschlecht (Ausprägung: männlich) und Bildung höchste Signifikanz ($p < .001$) zukommt (vgl. Dalbert u. a. 2010, S. 101).
- b) Der Sozialpsychologe Bernd Simon hat auf Grundlage einer Befragung von 922 SuS an Berliner Gymnasien und Gesamtschulen im

Alter von 14–20 Jahren (davon 206 mit türkischem und 200 mit Migrationshintergrund in Bezug auf Länder der ehem. UdSSR) einen Zusammenhang zwischen dem Vorliegen eines Migrationshintergrundes, traditionellem Verständnis von Männlichkeit und Zustimmung zu homonegativen Items herausgearbeitet. Weiterhin hier interessant ist der in Regressionsanalysen sichtbar gewordene Zusammenhang von Homonegativität und eigenen Diskriminierungserfahrungen bei SuS mit Migrationsbezug zu Ländern der ehem. UdSSR, bei türkischem Migrationshintergrund hingegen mit Religiosität, unzureichend bewerteter persönlicher Integration und geringem persönlichen Kontakt zu Homosexuellen (vgl. Simon 2008, S. 89–95).

- c) Der Erziehungswissenschaftler und Sexualpädagoge Stefan Timmermanns spricht im Ergebnis seiner Untersuchung zur Wirksamkeit von schwul-lesbischer Schulaufklärung, an der 452 SuS von Gymnasien, Gesamt-, Real- und Hauptschulen in NRW teilnahmen, von oberflächlicher Toleranz unter SuS gegenüber Homosexuellen. Sie endete schnell dort, wo SuS direkten Kontakt sehen oder befürchten. Eine ablehnende Haltung gegenüber Homosexuellen allgemein bzw. im persönlichen Umgang zeigen 49 % bzw. 76 % der Jungen und 25 % bzw. 43 % der Mädchen (vgl. Timmermanns 2003, S. 126f.) (Auch) empirisch erscheint Homonegativität nicht „geschlechtsneutral“.

Alle genannten Studien zeigen, dass sich die jeweils Befragten nicht mehrheitlich homonegativ gaben. Gleichwohl ist insofern von einer brüchigen Duldung zu sprechen, als jeweils mind. ein Viertel eine deutlich homonegative Einstellung zeigen. Hinzu kommen die „unbehagten Unentschlossenen“, die sich nicht eindeutig negativ, aber eben auch nicht positiv zeigten. Von ihnen muss wohl am ehesten ein Ignorieren sog. homosexueller Mitmenschen erwartet werden.

Betrachten wir abschließend die Situation an der FöS L, so fällt alsbald auf, dass sich hier jede Kategorienausprägung findet, die statistisch mit Homonegativität in Verbindung steht: So waren etwa im Schuljahr 2009/10 unter den SuS der FöS L nur 39 % weiblich, 31 % aller SuS dort hatten eine Zuwanderungsgeschichte. Zum Vergleich die Anteile an der Schülerschaft insgesamt und am Gymnasium: Insgesamt 48 % weiblich bzw. 25 % mit Zuwanderungsgeschichte, am Gymnasium 53 % weiblich bzw. 12 % mit Zuwanderungsgeschichte (vgl. Ministerium für Schule 2010, S. 8, 15 u. 111). In Bezug auf die (hierarchisch orientierte) Vorstellung von niedrigem Bildungsniveau lässt sich anführen, dass in NRW allgemein im Jahr 2009 68,3 % der SuS von Förderschulen (im Bereich

4 In der frühen europäischen Forschung seit dem 19. Jahrhundert zu gleichgeschlechtlichem Begehren galten so empfindende Männer nicht als „wahre“ Männer. Ihren Körpern wurde wenigstens in Teilen eine weibliche Seele zugeschrieben. So blieb hier auch im Anormalen das heteronormative Konzept wirksam, während in allgemeiner Geringschätzung von Frauen lesbisches Lieben und Begehren unbeachtet blieben (vgl. Kraß 2009, S. 137–142).

GR/HS) ohne Hauptschulabschluss abgingen (vgl. ebd., S. 205) und dass speziell die Förderschule Lernen Abschlüsse vergibt, die noch dem Hauptschulabschluss nachgeordnet sind (Abschluss des Bildungsgangs im Förderschwerpunkt Lernen). Hieran habe ich die Thesen in der diesem Artikel zugrunde liegenden Arbeit ausgerichtet, von denen hier drei überprüft werden sollen:

1. FörderschülerInnen zeigen mehrheitlich eine homonegative Einstellung.
2. Jungen sind stärker homonegativ als Mädchen.
3. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen dem Vorliegen von „traditionellem Geschlechterrollenverständnis“ und Migrationshintergrund in Bezug auf eine homonegative Einstellung.

3 Eigene Fragebogenerhebung und Thesenkritik

Bei der Konstruktion des Fragebogens orientierte ich mich an Items vorliegender Studien, an Überlegungen zum Zusammenhang zwischen der Einstellung zu Homosexualität und Homosexuellen und Geschlecht (sowohl das der Befragten als auch der „imaginären Homosexuellen“), Religion, Migrationshintergrund sowie dem persönlichen Umgang mit als homosexuell bezeichneten Menschen. Weiterhin wurde versucht, ein gewisses „Irritationspotential“ aufzubauen, indem auch die Einstellung gegenüber sonst unhinterfragter Heterosexualität erfasst wurde. Der Fragebogen ist in vier Bereiche unterteilt: Fragen zur eigenen Sexualität, Angaben zur Person, Erfahrungen zum persönlichen Umgang mit Homosexuellen und Homosexualität als Unterrichtsthema sowie Bewertung verschiedener Aussagen zu Homosexualität und Geschlecht im schulischen und außerschulischen Bereich anhand einer Zustimmungsskala.

Befragt wurden 93 SuS ostwestfälischer Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Lernen der Jahrgänge 6 und 9⁵. Hiervon bezeichneten sich 58,1 % als männlich, 30,1 % als weiblich. Der Rest von ca. 12 % traf hier keine Wahl. Darüber hinaus sollten sie sich auf einer Skala zwischen den Polen „sehr männlich“–„sehr weiblich“ positionieren. Die Tendenz ging zwar eindeutig zu den Rändern, doch hat sich mehr als ein Drittel jenseits dieser Pole verortet. Dies kann vielleicht zur Differenzierung von Aussagen über extreme Geschlechterpolarisierung an der Förderschule Lernen anregen. In Bezug auf die eigene sexuelle Orientierung gaben 80,2 % an, sich nur vom anderen Geschlecht angezogen zu fühlen. Gleichwohl ist auch hier zu differenzieren, wenn etwa 12,3 % der SuS nicht ausschließlich Attraktivität vom anderen Geschlecht verspüren.⁶ 2 Befragte

sahen sich nur vom eigenen Geschlecht angezogen. Das vielschichtige Konstrukt „Migrationshintergrund“ wird hier lediglich über die Selbstausskunft auf die Frage, ob die Eltern in Deutschland geboren seien, gefasst: 38,9 % verneinten dies (vgl. de Terra 2010, S. 29–32).

Erfahrungen und Einstellungen orientieren und strukturieren einander. Es lässt sich empirisch zeigen, dass fehlende Erfahrung im Umgang mit homosexuellen Menschen mit homonegativen Einstellungen einhergeht (Simon 2008, S. 96). Der Mehrheit der Befragten fehlt diese Erfahrung: 71,7 % kennen keinen homosexuellen Menschen oder gar eine(n) homosexuelle(n) MitschülerIn (86,8 %). Dies fällt jedoch deutlich geschlechtsspezifisch aus: Beinahe die Hälfte der Mädchen kennt einen homosexuellen Menschen, bei den Jungen sind es weniger als ein Viertel.⁷ Es liegen allenfalls Sekundärerfahrungen aus dem Medium Film vor (60,9 % sahen bereits einen Film mit Homosexuellen), was freilich nichts über das vermittelte Bild aussagt. Im Schulunterricht hatten 77 % Homosexualität (noch) nicht behandelt, 64 % bekundeten auch kein Interesse daran (vgl. de Terra 2010, S. 33–35).

Keine Primärerfahrungen mit homosexuellen Mitmenschen, nur geringes Interesse an einer schulischen Auseinandersetzung: Zeichnet sich damit schon das Bild von mehrheitlich homonegativ eingestellten SuS der FöS L ab? Die Häufigkeitsverteilungen unter den für diesen Artikel ausgewählten Einstellungsitems (vgl. Tab. 1) lassen diesen Gedankengang nicht zu. Homonegative Positionen werden von einer Mehrheit unter den SuS nicht vertreten. Auch bei den hier nicht aufgeführten Items lässt sich dies beobachten.⁸ Doch soll die Betrachtung hier nicht enden und vielmehr einige Ergebnisse erläutert und interpretiert werden: Ob sich SuS durch homosexuelle MitschülerInnen gestört fühlen oder nicht, bleibt bei den meisten eine auf Fiktion basierende Entscheidung. Schließlich gaben nur 13,2 % an, eine(n) solche(n) MitschülerIn zu kennen. Inwieweit dieser Umstand die Bewertung verzerrt, bleibt offen. Der Aussage „Mich stören homosexuelle Mitschüler“ stimmen insgesamt 28,9 % eher bzw. voll zu, 48,9 % lehnen sie eher bzw. voll ab.⁹

Die „nüchterne“ Behauptung, Homosexuelle seien selbst daran schuld, wenn man ihnen mit Ablehnung begegne, findet sich nicht selten in homonegativen Geschichten und Diskursen. So verfährt etwa auch der katholische Psychoanalytiker Tony Anatrella (vgl. ders. 2007, S. 372). Im bereits erwähnten GMF-Projekt stimmten ihr 2004 29,1 % (eher) zu, 35,2 % lehnten sie völlig ab (vgl. Zick, Küpper 2005, S. 133). In der vorliegenden Befragung stimmen ihr lediglich 23,9 % zu, während sie 60,9 % ablehnen. Die Zustimmung

5 Hier stehen SuS sowohl am Anfang und der Mitte des als Entwicklungskonzept zu verstehenden Jugendalters als auch an der Schwelle zur Adoleszenz.

6 Dabei ist zu beachten, dass in der Vorstellung des Fragebogens vor den SuS betont wurde, dass Anziehung nicht zwangsläufig mit sexueller Begierde einhergehen muss (vgl. de Terra 2010, S. 55–69).

7 In Timmermanns' Erhebung kennen dagegen 20% aller Befragten schwule, 10 % lesbische Menschen. Mehr Mädchen (28 %) als Jungen (12 %) gaben an, einen Schwulen zu kennen, während Lesben unter den Geschlechtern gleichermaßen (un)bekannt sind (vgl. Timmermanns 2003, S. 114).

8 Eine vollständige Übersicht und Auseinandersetzung mit den verwendeten Items sowie der Fragebogen sind online abrufbar. Vgl. de Terra 2010.

9 Hier wie im Folgenden wurden mit Blick auf Artikelumfang und Lesbarkeit die differenzierten Grade jeweils von Zustimmung bzw. Ablehnung zusammengefasst. In Tab. 1 sind sie hingegen im Einzelnen aufgeführt.

ist hier also schwächer ausgeprägt als in der repräsentativen Befragung!

Homosexualität als Störung zu bezeichnen, begleitet das Konzept der Homosexualität seit seinem Aufkommen. Für Anatrella ist die ganze Existenz eines Homosexuellen gestört. So erfinden diese zum Erheischen von Aufmerksamkeit Homophobie, weil sie ob geschlechtlicher Verwirrung narzisstisch veranlagt seien. (vgl. ders. 2007, S. 364 u. 375). Die SuS lehnen die Aussage „Homosexualität ist eine Störung“ größtenteils ab: 41,1 % allein entfallen auf volle Ablehnung. Es wurde nicht erfragt, ob die befragten SuS hier bspw. die Vorstellung von einer psychologischen Störung im Sinn hatten oder eher eine Verbindung zogen zur im Schulalltag vielfach (im Sinne Pascoes disziplinierend) gebrauchten Abwertung „gestört“. Weiterhin beeindruckt, dass die Adoption von Kindern durch Homosexuelle insgesamt knapp die Hälfte (52,2 %) der SuS befürwortet, wo doch der Geltungsanspruch von Heteronormativität besonders dadurch an Stärke gewinnt, wenn auf die Verbindung von Heterosexualität und die Fähigkeit zur Familiengründung, die Bedeutung des zweigeschlechtlichen Vorbilds der Eltern für die seelische Gesundheit oder schlicht auf die „Natürlichkeit“ der Verbindung Vater-Mutter-Kind verwiesen wird. In Timmermanns' Studie gaben sich 55 % der Jungen und 69 % der Mädchen gegenüber der Adoption durch Homosexuelle zustimmend (vgl. ders. 2003, S. 112f. u. 130). Vergleicht man hier

vorsichtig, dann unterscheiden sich die befragten FörderschülerInnen nicht von jenen SuS der Regelschulen aus Timmermanns' Stichprobe.

Bei einzelnen Aussagen lässt sich eine bimodale Verteilung der Antworthäufigkeiten ablesen. Das gilt tendenziell auch für bestimmte Forschungsergebnisse des GMF-Projektes und Timmermanns Projekt. In Bezug auf die hier befragten SuS können diese Häufigkeitsverteilungen mit einem Gefühl von Betroffenheit in Zusammenhang stehen. Wo SuS Bereiche ihrer Lebenswelt unmittelbar berührt sehen, mag der Drang groß sein, eindeutige Position zu beziehen, etwa bei der Vorstellung von einander küssenden Jungen sich ablehnend oder empathisch zu geben. Vielleicht soll gerade in diesen Fällen jedwede Kontingenz verschwinden, die bei einem „sowohl–als–auch“ noch zu sehr durchscheinen mag.

Wenngleich die Hypothese „FörderschülerInnen zeigen mehrheitlich eine homonegative Einstellung“ so nicht aufrecht erhalten werden kann, ist doch darauf hinzuweisen, dass die Einstellung zu Homosexualität und als homosexuell bestimmten Menschen im sozialen Fern- und im Nahbereich unterschiedlich ausfällt. Großes Unbehagen gegenüber schwulen Lehrern steht neben der Befürwortung des Adoptionsrechts. Eine keineswegs sicher solidarische Haltung gegenüber der/dem „geouteten“ besten FreundIn steht neben der Ablehnung, Homosexualität als Störung zu betrachten (vgl. Tab. 1).

Tab. 1: Einstellungssitems

Item	Mittelwert*	„Stimme voll zu“ (%)	„... eher zu“	„Teils/teils“	„... eher nicht zu“	„... nicht zu“	Korrelation**
Mich stören homosexuelle Mitschüler	2,64	21,1	7,8	22,2	12,2	36,7	-
Ich würde mich ohne Probleme von einer lesbischen Lehrerin unterrichten lassen	3,00	32,6	7,6	20,7	5,4	33,7	-
Ich würde mich ohne Probleme von einem schwulen Lehrer unterrichten lassen	2,44	19,8	5,5	19,8	8,8	46,2	M ($r = -.278$ $p < .01$)
Homosexuelle sind selbst schuld, wenn man etwas gegen sie hat	2,38	19,6	4,3	15,2	16,3	44,6	-
Ich finde es ekelhaft, wenn sich zwei Jungen küssen	3,25	44,0	6,6	11,0	7,7	30,8	-
Ich finde es ekelhaft, wenn sich zwei Mädchen küssen	2,68	22,0	6,6	19,8	20,9	30,8	-
Ich finde es ekelhaft, wenn sich ein Junge und ein Mädchen küssen	2,21	19,6	3,3	7,6	17,4	52,2	M ($r = -.211$ $p < .05$)
Homosexualität ist eine Störung	2,31	15,6	5,6	14,4	23,3	41,1	-
Homosexuelle sollten Kinder adoptieren dürfen	3,37	44,6	7,6	13,0	9,8	25,0	-
Würde mein bester Freund/Freundin sagen, er/sie sei schwul oder lesbisch, dann würde ich zu ihm/ihr stehen	3,03	33,7	7,6	19,6	6,5	32,6	G ($r = -.266$ $p < .05$)

* Folgt der Skalierung „Trifft nicht zu/Lehne ab“ (1) bis „Voll zu“ (5)

** M=Migrationshintergrund, G=Geschlecht

Die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für homonegative Einstellungen lässt sich von verschiedenen Seiten in den Blick nehmen: Im Hinblick auf das angegebene Geschlecht der Befragten ist die Hypothese „Jungen sind stärker homonegativ als Mädchen“ zu prüfen. Dazu wurde zunächst aus verschiedenen Items eine Homonegativitätsskala gebildet (Cronbachs Alpha von $\alpha=0,656$). Vergleicht man in einem t-

Test die Mittelwerte von männlichen und weiblichen Befragten auf dieser Skala, so erreichen die männlichen Befragten einen höheren und damit auf stärkere Homonegativität hindeutenden Mittelwert (vgl. Tab. 2), doch ist kein signifikanter Zusammenhang zwischen (homonegativer) Einstellung und Geschlecht ersichtlich: $t(66)=-,828$, n.s. (Tab. 3). Auch diese Hypothese bleibt also nicht haltbar.

Tab. 2: t-Test Geschlecht und Homonegativitätsskala*

Geschlecht	N**	Mittelwert	Standardabweichung
Männlich	48	2,8455	,72607
Weiblich	20	2,6833	,75973

* $\alpha=0,656$

** 11 von 93 haben keine Angabe zum Geschlecht gemacht

Tab. 3: t-Test Geschlecht und Homonegativitätsskala

T	df	Sig (2-seit.)	Stand. Fehler Diff.
-,828	66	,411	,19586

Nimmt man hingegen das Geschlecht der „Betroffenen“ in den Blick, fällt eine Polarisierung auf: Während der Aussage, sich ohne Probleme von einer lesbischen Lehrerin unterrichten zu lassen, 40,2 % zustimmen, sind es im Falle eines schwulen Lehrers nur 25,3 %. Bei letzteren lehnen allein 46,2 % die Aussage voll ab, während bei einer lesbischen Lehrerin insgesamt 39,1 % nicht zustimmen. Das Geschlecht der Befragten steht hier in keinem signifikanten Zusammenhang zum Antwortverhalten¹⁰, wohl aber der Migrationshintergrund (Tab. 1). Drei Viertel der SuS mit Migrationshintergrund haben mit schwulen Lehrern mehr oder weniger Probleme. Das größere Unbehagen gegenüber als männlich-homosexuell bestimmten Personen und Verhalten bzw. in Nähe dazu *gesetzter* Intimität zeigt sich auch bei anderen Items, wenn etwa ein Kuss zweier Jungen – auch ohne direkte homosexuelle Konnotation – größere Ablehnung erzeugt als der zweier Mädchen. In anderen Studien zeichnet sich ein ähnliches Bild ab: Bei Timmermanns wurde schwulen Lehrern mit mehr Vorbehalten begegnet, während sich bei Simons Studie die allgemeine Aussage treffen lässt, dass bei männlichen Befragten, insbesondere solchen mit Migrationshintergrund, die schwulennegative Ausprägung stärker ist als die lesbennegative, während sie bei weiblichen Befragten gleichziehen (vgl. Timmermanns 2003, S. 118f. Simon 2008, S. 93f.).

Wie lässt sich dieses vielfach geschlechterspezifische Unbehagen vor dem Hintergrund der vorangestellten Theorieskizzen deuten? In heteronormativen Kulturprogrammen sind Bezugnahmen auf die Kategorie Geschlecht und das

„Wissen“ um ihre dichotome semantische Differenzierung – im Netzwerk stehend mit sexueller Orientierung – elementar für Identitätskonstruktionen. Gleichgeschlechtliches Begehren stellt eine unzulässige Bezugnahme dar. In den mit heteronormativen Kulturprogrammen verbundenen Wirklichkeitsmodellen gilt nur das Begehren zwischen Mann und Frau als natürlich. Alles andere erzeugt „Netzwerkirritationen“, sprich: Die „Wirklichkeit“ von Geschlecht und sexueller Orientierung wird verque(e)rt. Dass Konstrukteure von heteronormativ-männlichen Identitäten offenbar schneller eine Korrosion derselben befürchten und gegenüber mann-männlichem Begehren ein deutlicheres Abgrenzungsbedürfnis hervorbringen, steht vermutlich in Verbindung mit der Abwertung von Weiblichkeit und Passivität, welche ob der besagten Irritationen „erklärend“ den „Schwulen“ zugeschrieben werden. Die von jenen Formen von Männlichkeit verabsolutierte Aktivität fordert daher deutliches Auftreten gegenüber Aufweichungen. Zärtlichkeit und Intimität zwischen Frauen ist für diese Männlichkeit keine Bedrohung und somit „unverdächtig“, bisweilen sogar im Gegenteil, wenn im Kulturprogramm „lesbisch“ im Kontext von Sex in Pornografie dank Befriedung männlicher Lust einen legitimen Bezug darstellt (vgl. Pascoe 2006, S. 7. Kraß 2009, S. 143). Diese Betrachtung darf aber nicht ausblenden, dass auch von Mädchen und Frauen Homonegativität ausgeht. So äußern sich auch nicht wenige der befragten Förderschülerinnen homonegativ. Sie nutzen ebenfalls heteronormativ orientierte Kulturprogramme und sind so mit ihren männlichen Mitschülern in entsprechende Geschichten und Diskurse verstrickt.

¹⁰ Bezeichnenderweise besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen Geschlecht und dem Item um die Akzeptanz der Homosexualität der/des besten Freundin/Freundes: Weitaus mehr Mädchen als Jungen würden weiterhin zu ihnen halten (Tab. 1).

„Ethnie“ steht ebenso wie „Geschlecht“ in einer kontingenten Voraussetzung-Setzung-Kette. Auch bei „Ethnie“ werden Netzwerkverbindungen zu anderen Kategorien wirksam, womit Erklärungskraft gegeben und Kontingenz genommen wird. Wird von Migrationshintergründen und homonegativen Einstellungen gesprochen, dann werden oft gleichzeitig Bezüge zur Kategorie Geschlecht hergestellt, indem homonegative Einstellungen von Migranten mit kulturell bedingten patriarchalen Männlichkeitsentwürfen in Verbindung gebracht werden (vgl. Simon 2008, S. 88f.). Die Gefahr von knebelnder Stereotypisierung bleibt hier gegenwärtig. Mit der Hypothese „Es besteht eine Wechselwirkung zwischen dem

Vorliegen von „traditionellem Geschlechterrollenverständnis“ und Migrationshintergrund in Bezug auf eine homonegative Einstellung“ sollte diese Netzwerkverbindung nur in Grundzügen in den Blick genommen werden.

Um zu ermitteln, ob bei den hier Befragten eine Wechselwirkung zwischen dem Vorliegen von traditionellem Geschlechterrollenverständnis und Migrationshintergrund im Hinblick auf Homonegativität besteht, wurde eine univariate Varianzanalyse zu der bereits vorgestellten Homonegativitätsskala und Migrationshintergrund sowie Geschlechterrollenverständnis¹¹ angewandt. Ein signifikanter Zusammenhang lässt sich hier nicht ausmachen: $F(1,62)=.343$, n.s. (Tab. 4).

Tab. 4: Uni. Varianzanalyse Homonegativitätsskala-Migrationshintergrund-trad. Geschlechterrollenverständnis

Quelle	df	F	Sig.
Korrigiertes Modell	3	,429	,733
Konstanter Term	1	661,288	,000
Eltd ^a	1	,232	,632
tradG ^b	1	,004	,948
eltd + tradG	1	,343	,560
Fehler	62		
Gesamt	66		
Korrigierte Gesamtvariation	65		

R-Quadrat = ,020 (korrigiertes)
R-Quadrat = -,027)

a „Sind dein/e Vater/Mutter in Deutschland geboren?“

b „Ein richtiger Mann sucht sich eine Frau und hat Kinder mit ihr“

4 Zweierlei Ausblicke

Obwohl die Förderschule Lernen nach den vortragenen empirischen Zusammenhängen einen Ort der Homonegativität par excellence bieten müsste, blieb keine der geprüften Hypothesen für die Gruppe der Befragten haltbar. Ja, bisweilen zeigten sich die Befragten sogar überraschend offen gegenüber gleichgeschlechtlichen Intimverbindungen! Konsequenzen aus dieser Studie für Forschung zur Homonegativität können sein:

- Eine differenzierte Untersuchung der Wechselwirkung zum Bildungshintergrund. Bei einer an der Gliederung des deutschen Schulsystems orientierten „Bildungshierarchie“ sollte nicht stehengeblieben werden, sondern konkrete Elemente des Kulturprogramms, sowie Geschichten und Diskurse in Bezug auf Bildung herausgearbeitet werden, die Homonegativität fördern oder eben verhindern. Offenbar können hinderliche Elemente auch quer zum „Bildungsniveau“ verlaufen.
- In qualitativ angelegten Untersuchungen mögliche Verbindungen und Grenzen zwischen peer-group-spezifischer Disziplinierung und Homonegativität aufspüren (siehe Pascoe).
- Die Wechselwirkungen zwischen einem sog. Migrationshintergrund und Homonegativität ausdifferenzieren und weiterführende Verbindungen

(etwa zu ethniedingten Ausschlussverfahren) näher empirisch untersuchen (siehe Simon).

- An weiteren „Knotenpunkten“ Homonegativität begünstigender Ausprägungen von (Struktur-) Kategorien forschen, um im Sinne des Intersektionalitätsansatzes Konsequenzen im Hinblick auf Einstellungen herauszuarbeiten.

Was haben schließlich gleichgeschlechtlich liebende und begehrende SuS nach den Aussagen-Bewertungen der Befragten zu erwarten, wenn sie mit ihnen an einer Schule wären? Zunächst einmal weniger negative Reaktionen als befürchtet. Würden die Befragten „im Ernstfall“ bei ihren Angaben bleiben, so würden mind. 60 % von ihnen jene MitschülerInnen nicht als gestört ansehen oder ihnen die Schuld zuschreiben, wenn andere mit ihnen Probleme haben. Die Aussagen fallen jedoch auf der Ebene des persönlichen Umfeldes anders aus als auf der gesellschaftlichen Ebene. Es erscheint eher möglich, es abzulehnen, Homosexuelle im Allgemeinen als gestört zu bezeichnen, als zum nicht-heterosexuellen Freund oder zur Freundin zu stehen. Erstere Einstellung ist in Anbetracht homonegativer Argumentationszusammenhänge wie bei Anatrella keineswegs gering zu achten! Gleichwohl dürfte diesen SuS ca. ein Viertel der Schülerschaft mit Ablehnung begegnen, ihnen die fundamentale semantische Differenzierung „Jun-

¹¹ Das Item hierzu wurde zwar aus Sicht traditioneller Männlichkeit formuliert, fand aber bei Jungen wie Mädchen Zustimmung. Zukünftige Untersuchungen müssen aber das Konzept „traditionelles Geschlechterrollenverständnis“ differenzierter zu erfassen suchen.

ge/Mädchen“ nicht im vollen Maße zugestehen. Die „Unentschlossenen“ dürften ihnen allenfalls mit der Ignoranz begrenzter Duldung begegnen. Es muss also noch viel dafür getan werden, dass (sexuelle) Vielfalt als Bereicherung erfahren werden kann.

Literatur

- Anatrella, Tony (2007): Homosexualität und Homophobie. In: Reis, Hans (Hrsg.): Lexikon Familie. Mehrdeutige und umstrittene Begriffe zu Familie, Leben und ethischen Fragen. Paderborn [u. a.]: Schöningh, S. 361–376.
- Dalbert, Claudia; Zick, Andreas; Krause, Daniela (2010): Die Leute bekommen, was ihnen zusteht. Der Glaube an die gerechte Welt und die Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 8. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 2602), S. 87–106.
- De Terra, Wilhelm (2010): Homosexualität in der Förderschule – Homonegativität vorprogrammiert? Eine empirische Studie. URL: <http://bison.uni-bielefeld.de/volltexte/2010/1777/>, 17.03.2011
- Fiedler, Peter (2004): Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung. Heterosexualität – Homosexualität – Transgenderismus und Paraphilien – sexueller Missbrauch – sexuelle Gewalt. Weinheim: Beltz PVU.
- Glassl, Stephanie (2008): Diskriminierung aus Sicht der Betroffenen. Individuelle Bewältigung und soziale Identität. Dissertation d. Fak. für Pädagogik. Bielefeld. Universität.
- Grossmann, Thomas (2002): Prähomosexuelle Kindheiten. Eine empirische Untersuchung über Geschlechtsrollenkonformität und -nonkonformität bei homosexuellen Männern. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 15, H. 2, S. 98–119.
- Hirschauer, Stefan (1992): Konstruktivismus und Essentialismus. Zur Soziologie des Geschlechtsunterschieds und der Homosexualität. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 5, H. 4, S. 331–345.
- Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) (Hrsg.) (2010): GMF-Projekt: Tabellen 2010. URL: http://www.uni-bielefeld.de/ikg/gmf/pdf/Tabelle_homepage_2010.pdf, 17.03.2011.
- Kraß, Andreas (2009): Der Mythos der Heteronormativität. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren. In: Bereswill, Mechtild; Meuser, Michael; Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. 2. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 22).
- Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes NRW (Hrsg.) (April 2010): Das Schulwesen in Nordrhein-Westfalen aus quantitativer Sicht 2009/10. Statistische Übersicht 371.
- Schmidt, Siegfried J. (2003): Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (Rororo, 55660).
- Schmidt, Siegfried J. (2005): Lernen, Wissen, Kompetenz, Kultur. Vorschläge zur Bestimmung von vier Unbekannten. Heidelberg: Auer (Sozialwissenschaften).
- Sielert, Uwe (2005): Einführung in die Sexualpädagogik. Weinheim [u. a.]: Beltz (Beltz-Studium Unterricht und Didaktik).
- Simon, Bernd (2008): Einstellungen zur Homosexualität. Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, Jg. 40, H. 2, S. 87–99.
- Timmermanns, Stefan (2003): Keine Angst, die beißen nicht! Evaluation schwul-lesbischer Aufklärungsprojekte in Schulen. Univ., Diss. Köln, 2003. Norderstedt: Books on Demand.
- Wagenknecht, Peter (2007): Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Hartmann, Jutta; Klesse, Christian; Wagenknecht, Peter u. a. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften (Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung, 10), S. 17–34.
- Pascoe, C. J. (2006): „Du bist so 'ne Schwuchtel, Alter“. Männlichkeit in der Adoleszenz und der „Schwuchteldiskurs“. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 19, H. 1, S. 1–15.
- Zick, Andreas; Küpper, Beate (2005): „Die sind doch selbst schuld, wenn man was gegen sie hat!“ – oder Wie man sich seiner Vorurteile entledigt. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 3. Orig.-Ausg., Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 2388), S. 129–143.

Kontakt und Information
 Wilhelm de Terra
 TU Dortmund
 Fakultät 13 Rehabilitationswissenschaften
 Lehrgebiet Frauenforschung in Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung
 Emil-Figge-Straße 50
 44221 Dortmund
 Tel.: (0231) 755-4574
 Fax: (0231) 755-5200
 wilhelm.de-terra@tu-dortmund.de

Doris Mathilde Lucke

„Top or Token?“ – Frauen in SpitzenPositionen

Einleitung¹

Zwischen einem feministisch inspirierten „Frauen an die Spitze“ und einem empirisch weniger befriedigenden „Frauen an der Spitze“ sind am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Universität Bonn zwei Doktorarbeiten zum Thema: „Frauen in Führungspositionen“ entstanden. Vor fünf Jahren hat Silke Kinzig ihre Dissertation unter dem Titel: „Frauen auf dem Weg zur Macht“ (2006) veröffentlicht. In diesem Jahr legt Marijke Looman ihre Doktorarbeit: „Am Rande der Macht“ (2011) als Buch vor. Kinzig untersucht die Partizipation von Frauen in der deutschen Politik im Vergleich zu den USA. Looman vergleicht die Frauenanteile in Politik und Wirtschaft innerhalb Deutschlands. Bei der ersten Arbeit war ich Zweitgutachterin, bei der zweiten die in der Promotionsordnung in der weiblichen Form nicht vorgesehene „Doktormutter“. Beide Studien sind vergleichend angelegt, und beide Titel – der eine im Jahr nach der Wahl Angela Merkels zur ersten Kanzlerin Deutschlands und in dem des Amtsantritts von Michelle Bachelet als Präsidentin Chiles erschienen, der zweite auf dem neuerlichen Höhepunkt der Quotendiskussion herausgekommen – klingen nicht unbedingt nach *großen* Fortschritten: Anlass für ein paar biographisch eingeleitete bilanzierende Gedanken zur Repräsentanz von Frauen in ehemaligen Männerdomänen und Grund für einen Blick hinter die „Schaufassaden“ unbestreitbarer FrauenErfolge und offensichtlicher ErfolgsFrauen.

Clara und Hannah

In einem Vorstellungsgespräch – damals war *ich* in der Rolle der frisch promovierten Diplom-Soziologin (Dr. rer. pol.) – konnte ich, scheinbar beiläufig danach befragt, auf Anhieb weder eine Komponistin noch eine Philosophin nennen. Die Stelle als Dozentin für Menschenführung und Betriebsorganisation an einer Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft habe ich trotzdem bekommen – ich vermute, mit einem entsprechenden Abschlag beim Einstiegsgehalt. Hierdurch in meinem Ehrgeiz herausgefordert und um Wiedergutmachung an meinen Geschlechtsgenossinnen bemüht, regte ich bald darauf die Einrichtung von Managementkursen für weibliche Führungskräfte an. Hätte ich einen Tauchkurs für Nichtschwimmerinnen vorgeschlagen – der Erfolg bei meinem Vorgesetzten

und den Kollegen hätte durchschlagender nicht sein können!

Angela Merkel war zu jener Zeit eine unbekanntere wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentralinstitut für Physikalische Chemie an der Akademie der Wissenschaften in Berlin (Ost) und eine Frau als Regierungschefin im damals noch geteilten Deutschland so unvorstellbar wie eine Päpstin im Vatikan noch jetzt. Blauäugig und naiv wie Studentinnen die Situation heute für den (Nat-) Urzustand halten und verkennen, dass die von ihnen vorgefundenen Verhältnisse erst gegen Widerstand erkämpft wurden und ohne weitere Anstrengungen wohl auch nicht so bleiben werden, war uns – in der Zeit vor der Frauenbewegung und beginnenden Frauenforschung – nicht einmal aufgefallen, dass wir während unseres gesamten Studiums keine einzige leibhaftige Professorin zu Gesicht bekommen hatten und Frauen in Wissenschaft und Forschung auch sonst nicht vorkamen. Den „black out“ – wenigstens Clara Schumann und Hannah Arendt hätten mir doch auch und gerade unter Einstellungsstress einfallen müssen – jedenfalls habe ich mir, durch diesen Beitrag nunmehr dokumentiert und, wie mir bewusst ist, durch die hiermit zu Protokoll gegebenen Bekenntnisse nur ein Stück weit exkulpiert, bis heute nicht verziehen, und die mit sichtlicher Genugtuung ausgekostete Kunstpause meines auch status- und altersmäßig überlegenen männlichen Gegenübers wird mir mein Leben lang in Erinnerung bleiben. Seit diesem denkwürdigen Einstellungsgespräch hat sich *einiges* geändert. Frauen haben Spitzenpositionen in Wissenschaft, Recht, Politik, ja sogar der Kirche inne. Margret Wintermantel ist Vorsitzende der Hochschulrektorenkonferenz, Jutta Limbach war Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, Annemarie Renger Präsidentin des Deutschen Bundestags, Margot Käßmann Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche Deutschlands, und selbstverständlich gibt es heute spezielle Trainingsprogramme für Managerinnen, Schulungen für Bewerbungsgespräche und Gehaltsforderungen sowie Coachings für Berufungsverhandlungen von Professorinnen.

BermudaDreiecke und MarianenGraben

Der zweite – gendersensible und für das Geschehen hinter den Kulissen geschärfte – Blick zeigt: Es hat sich nicht wirklich *viel* verändert. Trotz un-

¹ Bei dem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung des Vorwortes der Autorin, das diese zur 2011 im Verlag Barbara Budrich als Buch erscheinenden Dissertation von Marijke Looman, M.A., verfasst hat.

übersehbarer Bildungserfolge und immer mehr von Frauen erworbener Studien- und Berufsabschlüsse haben diese den von manchen erwarteten, von manchen befürchteten Marsch durch die von Männern dominierten Institutionen und Unternehmen nicht in dem zahlenmäßig zu antizipierenden und ihrer (Aus-)Bildung adäquaten Umfang angetreten. Entgegen den Prognosen sind hoch qualifizierte und bestens ausgewiesene Absolventinnen nicht massenhaft von der Peripherie in die Zentren wirtschaftlicher Schaltstellen aufgebrochen und auch nicht in der Mitte der politischen Macht angekommen. Wie in den beiden Buchtiteln anklingt, sind sie allenfalls „auf dem Weg“ oder sie stehen „am Rande“ – und eben nicht an der Spitze.

Auch bei verbesserten Ausgangsvoraussetzungen bleibt das kaum noch in Abrede zu stellende WomanPowerPotenzial in gleichstellungspolitisch eklatantem und nicht zuletzt ja auch ökonomisch irrationalen Ausmaß unterausgeschöpft, solange die Frauen, die von den Alterskohorten und Qualifikationsstufen her längst nachgerückt sein müssten, infolge des insgeheim weiterverfolgten ManPowerMasterPlans immer noch in den Vorzimmern der Macht hängen bleiben und in Orchestergräben und Soufflierkästen verschwinden, statt als Dirigentinnen oder Protagonistinnen auf der Bühne zu stehen.

Erst konnten sie nicht, jetzt wollen sie – angeblich – nicht. Fakt ist: Wie beim BermudaDreieck in den FrauenSchwundPyramiden akademischer Laufbahnen, bei denen die Frauen mit jeder weiteren erreichten Hierarchieebene sukzessive weniger werden und Mitte 30 regelrecht einbrechen, tut sich auch zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem ein auffällig unauffälliger und statistisch „unerklärlicher“ MarianenGraben auf, der wie die Einkommenslücke zwischen Männer- und Frauengehältern, der sogenannte „Gender Pay Gap“, politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich nicht mehr länger vertretbar und einer breiter werdenden Öffentlichkeit kaum noch vermittelbar ist.

Seilschaften und Gipfelstürme

Je höher man steigt, desto dünner die Luft. Dies gilt insbesondere für den weiblichen Teil der beruflich nach Höherem strebenden Erdenbürger-schaft. Fielen Frauen gehobener Schichten früher noch aus anderen Gründen für ein den langen Atem erforderndes Berufsleben aus und stattdessen in Ohnmacht, so sind sie auch ohne (zu) eng geschnürte Mieder beim Gipfelstürmen ganz „on top“ noch immer atemberaubend schlecht und alles andere als geschlechterparitätisch vertreten. Grund hierfür sind nicht etwa der Sauerstoff-

mangel oder die Tatsache, dass Stöckelschuhe und Plateausohlen sich trotz der bei beiden Gehwerkzeugen auf eine gewisse Geländegängigkeit hindeutenden Bezeichnungen zum Bergsteigen erkennbar nicht eignen. Eine der Hauptursachen der spitzenmäßigen weiblichen Ausdünnung liegt darin, dass Frauen in männlichen Seilschaften in aller Regel nichts, es sei denn den (Rück-)Halt, verloren haben und in den *von* Männern *mit* Männern *für* Männer geknüpften Beziehungsnetzen absichtlich – dem äußeren Anschein nach „naturgemäß“ – unabgesichert bleiben. Der Chefsessel ist nach wie vor ein typisches MännerMöbiliar, und die meisten Exemplare bleiben ihrer sprachlichen Konnotation folgend auch physisch männlich besetzt – so wie die Chefetage bislang nur in Ausnahmefällen zur feminin überfrequentierten Etagère wurde. Tatsächlich werden Frauen in den schwindelerregenden Höhen der Macht auch weiterhin marginalisiert und als Randfiguren und Ausnahmeerscheinungen etikettiert. So manche von ihnen wird, auch wenn sie absolut „top“ ist, allenfalls als „Token“ akzeptiert und von ihrem Umfeld nur als Aushängeschild einer vorgeblich bevorzugten Minderheit wahrgenommen.

Optische Täuschungen und kosmetische Korrekturen

Durch anhaltende Frauenförderrhetorik sowie mit Hilfe einiger als „female public figures“ besonders herausgehobener VorzeigeFrauen ist es gelungen, die zuvor geltende 100%-ige MännerQuote aus dem kollektiven Gedächtnis einer hierdurch nachhaltig verzerrten öffentlichen Wahrnehmung zu verdrängen und gleichzeitig die Quote erstens als FrauenQuote und zweitens als das Gegenteil von Qualifikation zu etablieren. Tatsächlich sind die Frauenanteile vor allem in den Führungspositionen der Wirtschaft in den vergangenen Jahren kaum gestiegen. In einigen Bereichen sinken sie bereits wieder, in anderen Bereichen stagnieren sie, und überall entsprechen sie in keinsten Weise den auf hohen und höchsten Qualifikationsniveaus mittlerweile erreichten Frauenquoten.

Drei der vier oben für unterschiedliche Bereiche genannten SpitzenFrauen mussten – wie aufmerksame LeserInnen natürlich bemerkt haben – aus gegebenem Anlass grammatikalisch in den Vergangenheitsmodus gesetzt werden: Sie wurden lautlos und von der Öffentlichkeit nahezu unbemerkt in ihren Ämtern jeweils wieder von Männern gefolgt. Bei der ersten, für den Bereich der Wissenschaft (noch?) im Präsens geführten, findet sich unter 40 vom Deutschen Hochschulverband gerankten Hochschulleitungen aktuell *eine* Rektorin. Das ist bei einer Professorinnenquote von bundesweit derzeit ca. 18 % hochgerechnet

ein Frauenanteil von minimalistischen 2,5 % an der Spitze deutscher Universitäten. Keinen repräsentativen, aber auch als exemplarischen gleichwohl symptomatischen Hinweis auf die Relation von Qualifikation und Position nach Geschlecht gibt die Tatsache, dass Prof. Dr. Dr. Sabine Kunst, Universität Potsdam, eine der im Rektorenkreis wenigen Professoren ist, die gleich zwei DoktorInnen titel trägt.

Auch die FrontFrauen in Wirtschaft und Politik sind „eye catchers“, echte Hingucker, aber eben auch für Abwehrmanöver instrumentalisierbare Ablenkerinnen und damit trügerische Indikatoren bereits realisierter Gleichstellung. Dies gilt allen voran für Kanzlerin Merkel. Sie wird als der argumentativ unschlagbare Gleichberechtigungsbeweis aufgeboten und entgegen ihrer eigenen Karrierestrategie zur inkarnierten Speerspitze einer spätestens mit ihrem Amtsantritt überflüssig gewordenen Frauenbewegung stilisiert. Tatsächlich lenkt sie aufgrund ihrer besonderen Exzeptionalität und Exponiertheit – und nicht nur mit Hilfe der Knopfleiste ihrer als „die Waffen der Frau“ entwaffendes Dienstkostüm inzwischen stilbildenden Hosenanzüge – davon ab, dass die Frauenanteile in der CDU-Parteimitgliedschaft seit den 1990er Jahren mit ca. 25 % unverändert niedrig sind und in der Kanzlerinnen-Fraktion der CDU/CSU in der jetzigen Legislaturperiode sogar bei nur etwa 20 % liegen. Bei so viel auf die Eine an der Spitze fokussierter Aufmerksamkeit und dem für den knapp 40 %-Frauenanteil an amtierenden BundesministerInnen gezollten Lob fällt nicht weiter auf, dass in dem von Merkel angeführten Kabinett eine Frau weniger als unter Schröder sitzt. Der bezeichnete die Zuständigkeitsbereiche seiner Ministerinnen bekanntlich als „Gedöns“ und machte aus seiner Wertschätzung gegenüber Frauen, was die Berufspolitik anlangt (!), auch sonst kein Hehl. Mit mindestens einer von ihnen soll er, so ist glaubhaft überliefert, während seiner Amtszeit am Kabinettstisch kein einziges Wort gewechselt haben – nach seinem „suboptimalen“ Fernsehauftritt am Abend seiner Wahlniederlage gegen Merkel plastisch vorstellbar.

Auf ganz ähnliche Weise macht die rot-grüne weibliche Doppelspitze an der nordrhein-westfälischen Landesregierung, bestehend aus dem ChefinnenDuo Hannelore Kraft (SPD) und Sylvia Löhrmann (Bündnis 90/Die GRÜNEN), vergessen, dass es in der 62 Jahre währenden Geschichte der Bundesrepublik Deutschland – auf neun bzw. 16 Bundesländer und Stadtstaaten verteilt – insgesamt nur drei Ministerpräsidentinnen und bislang keine Regierende Bürgermeisterin zu verzeichnen gibt. Heide Simonis war in Schleswig-Holstein 12 Jahre *die* einzige deutsche Ministerpräsidentin, nach ihr gab es in der ganzen Republik vier Jahre

lang keine einzige mehr. Unter den Regierenden Bürgermeistern ist der Schwulenanteil mittlerweile höher als der Frauenanteil. „Honi soit qui mal y pense“ – das ist (nur) „diversity“!

Und auch in den Medien lässt die optische Omnipräsenz von AnchorWomen, wie Anne Will, Maybritt Illner, Marietta Slomka oder Petra Gerster, den Eindruck entstehen, als hätten Frauen in der Vierten Gewalt im Staat die Macht längst übernommen. Tatsächlich sind wir mit zwei Intendantinnen in den öffentlich-rechtlichen Sendern, Monika Piel (ARD) und Dagmar Reim (rbb), von dem an der Bildoberfläche des Nachrichten- und TalkshowGeschäfts massenmedial vermittelten MedienFeminat noch genauso weit – vermutlich (Frauen-)Generationen – entfernt wie in allen anderen Bereichen von einer Gynaiokratie und die vermeintlichen Vorbilder in Wirklichkeit nur Zerrbilder und Trugbilder.

Wahrnehmungsverzerrungen und GeschlechterVerwirrungen

Die Ungewöhnlichkeit von „Frauen *allein* an der Macht“, wie derzeit in NRW, dürfte mit ein Grund dafür gewesen sein, dass es neben Kanzlerin Merkel nicht auch noch eine protokollarisch höher stehende Bundespräsidentin von der Leyen geben durfte. Angesichts der Selbstverständlichkeit ausschließlich männlicher Spitzenbesetzungen und dadurch über die Jahrhunderte und Jahrzehnte hinweg geprägter und entsprechend irritationsanfälliger Sehgewohnheiten verhindert ein Mann in aller Regel keinen weiteren Mann, während eine Frau unter gewissen Umständen – allein aus Gründen der GeschlechterArithmetik und der GeschlechterÄsthetik – sehr wohl eine zweite oder auch dritte Frau „unmöglich“ macht. Paarungen von zwei oder auch mehreren Männern an der Spitze – wir erinnern uns an die SPD-Troika Schröder, Scharping, Lafontaine – sind, von den KanzlerPräsidentenDoppelPacks Adenauer und Heuss angefangen bis zu Schröder und Köhler (gemeint ist in diesem Fall nicht die Familienministerin) als vorerst (!?) letzte derartige Konstellation, auch visuell „business as usual“ und bis dato unhinterfragte Tradition, an der angesichts der eingelebten Allgegenwart und sichtbaren Prädominanz des Männlichen kein in die klassisch geschlechtstypischen Machtrepräsentationen eingeübter BürgerInnenBlick Anstoß nimmt. DamenDoppel sind – scheinbar ohne Vorbilder – in den Partituren der Macht nicht vorgesehen, und offenbar können, wie ein Gang durch die geschichtsträchtigen Ausstellungsgalerien der Macht und eine Durchsicht der Geschichtsbücher mit dem selben Ergebnis zeigen, auch nur Männer auf deren Klaviaturen spielen.

Selbst die Tatsache, dass Die GRÜNEN und Die LINKE ihre Spitzen der eigenen geschlechterparitätischen Programmatik entsprechend nun schon wiederholt mit gemischten Doppeln besetzen, ist nur der unfreiwillig erbrachte Beweis dafür, dass das Geschlecht nach wie vor einen Quotierungsgrund – und damit einen ernst zu nehmenden, aber durchaus zwiespältigen Anknüpfungspunkt positiver, vor allem aber eben auch negativer Diskriminierung – darstellt.

EvaEliten und FamilienBande

Verstärkt werden Eindrücke einsetzender Machtübernahmen und einer heute schon wahrgenommenen, wenn auch als Gleichstellungsrealität nur einge„bild“eten weiblichen Übermacht durch DamenRoulettes und institutionalisierte Rundlauf-Verfahren. Hierdurch ausgelöste DrehtürEffekte suggerieren höhere Frauenanteile als die tatsächlich vorhandenen und machen aus den paar, in Wirklichkeit wenigen Frauen in der öffentlichen Darstellung unglaublich viele. Bei genauerem Hinsehen drehen sich eine Handvoll immer dieselben, an den Fingern weniger Hände abzählbare Figuren im PersonalKarussell. Einmal im Leben Spitze, überall Spitze – das gilt, als Ämterhäufung und Personunion bislang Männern vorbehalten, jetzt offenbar vermehrt auch für SpitzenFrauen.

Wer von den Frauen erst einmal zum Kreise der GenderGentrifizierten, also in ihrem Geschlecht durch Zugang zu männlichen Kreisen Geadelten, gehört und nicht gleich nach dem Ritterschlag als Trojanerin enttarnt wird oder anderswie in Ungnade fällt, kann sich dem von „political correctness“-Kampagnen ausgelösten Headhunting auf die wenigen auserkorenen und in Frage kommenden Personen weiblichen Geschlechts nur schwer entziehen und vor Mehrfachmandaten und Vielfachbesetzungen kaum noch retten. Schafft es eine, wie unlängst die Münchner Finanz-Professorin Ann-Kristin Achleitner, in einen dax-notierten Aufsichtsrat, dann lassen die nächste und übernächste Berufung, wie bei Rufen an eine andere Universität, unter dem Damoklesschwert der drohenden Zwangseinführung der „Quote“ meist nicht lange auf sich warten. Als Multiplayerinnen werden Frauen auf dem ausge rollten Teppich gewissermaßen „durchgereicht“ und zu Multiplikatorinnen einer von einer Koalition aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Medien aktionistisch betriebenen FrauenFörderMission. In Wirklichkeit steckt dahinter eine professionelle PR-Arbeit, welche den Kreislauf der EvaEliten strategisch einsetzt und diesen als eine wundersame Form der nominalen Frauenvermehrung nutzt, die absolut Alpha-Männer-opferneutral funktioniert und vor allem auch noch ganz

ohne reale Aufstockung des weiblichen Personals auskommt.

Diejenigen Frauen, die es, wie man sagt, „geschafft haben“ und offensichtlich ganz oben und mitten in den „inner circles“ der Macht und des Geldes angekommen sind, haben es dorthin nicht wirklich geschafft: Sie waren entweder immer schon dort oder auch vorher schon drin! Als Eingeborene oder Angeheiratete sind sie Angehörige einschlägiger Dynastien und stammen, wie Ursula von der Leyen als Tochter des früheren Ministerpräsidenten Ernst Albrecht, aus Politikerfamilien oder sie kommen, wie die Quandt-Erbin Susanne Klatten, mit dem entsprechenden Sozialisationshintergrund überzufällig häufig aus Unternehmerhaushalten und leiten Familienbetriebe. Das Führen „wie ein Mann“ haben sie, wie das Siegen um jeden Preis, koste es – eine(n) selbst und die anderen –, was es wolle, im Unterschied zu den meisten ihrer Geschlechtsgenossinnen von Hause aus gelernt. Die für die Machtausübung und den wirtschaftlichen Erfolg notwendigen männlichen Prinzipien und Regeln von Wettbewerb und Solidarität konnten sie sich entweder von Geburt an aneignen oder, wie Hillary Clinton, die nicht zuletzt auch als der weibliche Part eines perfekt eingespielten „political couple“ in eines der weltweit höchsten politischen Ämter gelangte, in der Ehe erlernen.

„Heroes“ und „Girlies“ oder: Zweierlei Maß

Der in den unterschiedlichsten Bereichen numerisch steigenden Frauenanteile ungeachtet existieren Männer- und Frauenberufe sowie typische Männer- und Frauenbranchen, männliche und weibliche Studienfächer und, wie der „Equal Pay Day“ offenbart, selbst nach Geschlecht unterschiedliche Gehälter fort, und nach wie vor lassen sich Wichtigkeit und Einfluss von (Entscheidungs-) Gremien daran ablesen, wie wenige Frauen in ihnen vertreten sind. In der Politik gibt es noch immer männliche und weibliche Ressorts und u. a. aufgrund von verdeckter indirekter Diskriminierung die allgemeine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Gesellschaft verlängernde Formen horizontaler Segmentierung. Mit langsam aufweichender Tendenz konzentrieren Frauen sich mit der mit Abstand größten Zahl bisheriger Bundesministerinnen auf einige wenige Bereiche des Pflagens, Sorgens, Bildens und Erziehens. In der mit Elisabeth Schwarzhaupt als erster Bundesministerin 1961 begründeten Tradition sind sie in unterschiedlichen Zuschnitten der Ressorts Gesundheit, Familie, Jugend und Senioren sowie – zuletzt mit Edelgard Bulmahn und Annette Schavan – im Bildungsministerium anzutreffen. Die klassischen

Resorts befinden sich in Männerhand. Eine Außen-, Innen-, Verteidigungs-, Bundeswirtschafts- oder -finanzministerin hatten wir in Deutschland noch nie. Nur im „Dreimäderlhaus“ mit entsprechend vielen zu besetzenden „Frauzimmern“ geben sich – von Rita Süßmuth und Ursula Lehr über Renate Schmidt und Ursula von der Leyen bis zu Kristina Schröder (Köhler) – Frauen ohne großes Gedöns die KemenatenKlinke in die Hand. Und auch sonst wird unter der Hand offizieller Gleichbehandlung unverändert und teilweise sehr subtil mit zweierlei Maß gemessen, je nachdem, ob ein Mann oder eine Frau ein Amt bekleidet oder eine bestimmte Position innehat.

Die „ganz Großen“ heißen – in der Wirtschaft wie in der Politik – kurz, knapp und als Signum hochachtungsvollen Respekts zu imposanten Initialen kondensiert JFK, DSK, FJS oder KT. Die mächtigsten Frauen der Welt waren, wie Merkel erst „Kohls Mädchen“ und deminuierten in der männergeprägten und teilweise sexistischen politischen Kommunikation während ihrer Amtszeit zu „Angie“, „Maggie“ und „Condy“. Nur Hillary blieb, anders als Hiltrud (ehemals) Schröder, die verniedlichende „Hillu“ erspart. Sie nannte sich standhaft ja auch noch Jahre nach ihrer Heirat „Rodham“ – ein emanzipatorisch gedachtes Alleinstellungsmerkmal, das sie ursprünglich auch im Wahlkampf um die US-Präsidentschaft zumindest als Doppelnamen hatte einsetzen wollen. Doch dann besann sie sich der bewährten Marke „Clinton“ und übernahm den Namen des Ehemannes – wir dürfen vermuten – aus politischem Kalkül und machstrategischen Gründen. Trotz dieses Schachzugs bleibt sie, in der Ehe wie im Amt, „die ewige Zweite“ (Reinhard Kreissl) und steht, zuerst „Kandidatin“, dann „Vize“, erst im Schatten von Bill, dann von Obama – nicht sehr viel anders wie sich ehemals die Emanzipation der Frau aus den Händen des Vaters in die des Ehemannes vollzog.

Rita oder: die Not am Mann

Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg ist es kein historisch vorbildloser Zufall, dass Frauen im Beruf, wenn überhaupt, nur dann eine Chance bekommen, wenn sprichwörtlich „Not am Mann“ ist und die Wirtschaft am Boden liegt. Dann dürfen sie, namenspatronale „Ritas“, als Nothelferinnen einspringen. Wenn ein Mann strauchelt, in private Turbulenzen oder politische Schwierigkeiten gerät, sind sie als Retterinnen und „*deae ex machina*“ zur Stelle und „*ultima ratio*“, wenn die Männer, wie zu Zeiten der „Trümmerfrauen“, aus anderen Gründen ausfallen. Das ist bei der Übernahme herausragender Ämter nicht anders als bei allgemeinem Arbeitskräftemangel: Frauen –

und im Notfall dann sogar die Mütter – sind *die* Reservearmee auf dem Arbeitsmarkt. Cristina Fernández de Kirchner beerbte ihren Gatten noch zu dessen Lebzeiten in einem Regierungsamt, für das er selbst nicht mehr kandidieren durfte. Andere beschreiten, wie Isabel Martínez de Perón in Argentinien, die klassische, von Silke Kinzig für die USA beschriebene „widows' route“. An die Stelle eines verstorbenen Mannes trat auch die ehemalige niedersächsische Finanzministerin Birgit Breuel, die buchstäblich über Nacht und todesmutig auf den ermordeten Treuhandchef Rohwedder folgte. Ähnlich, wenn auch vielleicht etwas weniger tragisch, war es bei Angela Merkel, die mitten in der Spendenaffäre und auf dem Glaubwürdigkeitstiefpunkt der CDU Wolfgang Schäuble als Parteivorsitzenden ablöste und sich von dort aus den Weg ins Kanzleramt bahnen konnte. Die Geschichte wiederholte sich bei Christine Lieberknecht im (Un-)Fall des im doppelten Wortsinne „gestürzten“ Dieter Althaus in Thüringen.

Hätte der Plagiatsvorwurf Karl Theodor zu Guttenberg (KT) als bayerischen Regierungschef ereilt und damit auch das Ministerpräsidentenamt beschädigt, die Chancen der Strauß-Tochter und derzeitigen Europaabgeordneten Monika Hohlmeier, selbst diejenigen von Verbraucherministerin Ilse Aigner, zumindest für eine Übergangszeit Ministerpräsidentin des Freistaats zu werden und als in der Regel undankbare Interimslösung herzuhalten, hätten sich sprunghaft vergrößert. Dass niemand von den in Frage kommenden Männern aus der CSU unmittelbar nach zu Guttenberg Verteidigungsminister werden wollte, wird – so können wir mit dem Scharfsinn der aus den Ehrenkodizes und Ritualen der „ernsten Spiele unter Männern“ (Pierre Bourdieu) Ausgeschlossenen annehmen – nicht nur an der Angst vor Afghanistan gelegen haben. Und es spricht für die internationale Gültigkeit und ungebrochene Aktualität des selbst die geschlechtsspezifischen Benimmregeln des „Knigge“ umkehrenden dramaturgischen Musters, dass die SozialistenChefin Martine Aubry einem potenten Mann wie Dominique Strauss Kahn (DSK) als dem potenziellen Sieger zunächst den Vortritt bei der Wahl zum französischen Ministerpräsidenten ließ und nach dem SexSkandal Christine Lagarde als Nachfolgerin für den gefallenen Chef des Internationalen Währungsfonds und ausgemachten Verlierer gehandelt wird.

MännerSpiele und DamenOpfer

Die erste und oft auch einzige Frau wird zunächst noch mit dem „first“ oder auch „single woman frame“ zugleich aus „gezeichnet“ und aus „gesondert“ und mit dem Judaskuss der inkludierenden Exklusion zu einer Besonderen ge-

macht und zur „persona grata“ erklärt. In Wirklichkeit bleibt sie ein ungeliebter Solitär und wird als postparadiesisches Feigenblatt benutzt. Stellt sich die Frage: „Who is driving the bus?“ und „Wer sitzt am Steuer?, ist die Dame – im Schach eine an sich mächtige Spielfigur – nur selten wirklich am Zug. Geht es um Macht und um Geld, die zentralen, in unserer Gesellschaft durch die Bereiche Politik und Wirtschaft repräsentierten Kommunikationsmedien, ziehen Frauen noch immer den Kürzeren. Dies gilt vor allem dann, wenn sie von beidem mehr und das auch noch gleichzeitig wollen.

Als Hosenrolle besonders gerne besetzt wird die des DamenOpfers. Als das im Zweifel kleinere, da weibliche Bauernopfer wird das Scheitern von Frauen von vornherein kalkuliert und im antizipierbaren Eintrittsfall billigend in Kauf genommen. Das war so bei Dagmar Schipanski, die 1999 für das Amt der Bundespräsidentin kandidierte und Johannes Rau erwartungsgemäß unterlag, und widerfuhr Gesine Schwan in den Kandidaturen gegen Köhler 2004 und 2009 gleich zweimal. Hildegard Hamm-Brücher, Luise Rinser, Uta Ranke-Heinemann und Lukrezia Jochimsen sind weitere Namen in einem ganzen Reigen dieser von vorneherein auf Scheitern angelegten Besetzungen, und auch Renate Schmidt in Bayern, Ute Vogt in Baden-Württemberg oder Julia Klöckner in Rheinland-Pfalz wurden als Kandidatinnen für das Ministerpräsidentinnenamt aufgrund der angestammten Mehrheitsverhältnisse im jeweiligen Bundesland von Anfang an auf verlorenem Posten aufgestellt. Sie starteten auch als offiziell nominierte Mitbewerberin „außer Konkurrenz“ und gingen informell schon als designierte Verliererinnen ins Rennen. Die konkurrierenden Männer starteten aussichtsreich, wie bei der Formel 1, von der PolePosition. Wenn sie unterliegen, dann, wie im Duell, ehrenvoll – einem Mann.

Hase und Igel oder: „Running in Place“

Die Quote wirkt, wie Marijke Looman auf Basis ihrer Untersuchungen im Einzelnen belegen konnte, in der Politik. Selbst dort hat die Quotierung aber nicht dazu geführt, dass der Frauenanteil in der Mitgliedschaft irgendeiner deutschen Partei die 40%-Marke dauerhaft überstiegen hätte. Die bis dato quotenfreie Wirtschaft präsentiert sich praktisch frauenlos. Vorstände und Aufsichtsräte der 100 größten deutschen Konzerne und dazunotierten Unternehmen weisen mit unverändert etwas über 2 bzw. 3 %, in Säulengraphiken mit bloßem Auge kaum zu erkennen, Frauenanteile lediglich in homöopathischen Dosen auf, die durch eine immerhin 30%ige Gehaltsdifferenz zwischen den Geschlechtern mehr als ausgegli-

chen werden. Wie **Gipfeltreffen**, deren Relevanz in aller Regel in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zur Frauenrepräsentanz steht, ist die praktische Frauenfreiheit zusammen mit der faktischen Frauenfremdheit der Wirtschaft ein untrügliches Indiz dafür, wo die Macht im Staate sich inzwischen tatsächlich konzentriert. Dass Frau Merkel an der Regierung, nicht jedoch an der Macht ist, dürfte ihr – und einigen von uns – so richtig erst in der Wirtschafts- und Finanzkrise bewusst geworden sein.

Fast schon tragisch und nicht frei von gleichstellungspolitischer Ironie ist, dass überall dort, wo die Frauenanteile in bisherigen Männerdomänen eine kritische Marge übersteigen und die Toleranzräume der Tokens zu sprengen drohen, wo diese bisher noch aus dem Rahmen fielen, gesetzähnliche Entwertungsprozesse einsetzen, deren Regelmäßigkeit als Wechselwirkung zwischen Feminisierung und gesellschaftlicher Abwertung durch Ergebnisse aus Berufsforschung und Professionssoziologie empirisch belegt ist. Dabei ist es, wenn der biologistische Vergleich mit dem Tierreich gestattet ist, wie mit dem Hasen und dem Igel: Dringen Frauen in der Wissenschaft, wie dies noch in den 1980er Jahren der Fall war, in mehr als nur bundesweit bekannten Einzelfällen in die ProfessorInnenLiga vor, wird die Universität zur Fachhochschule und aus dem professoralen Hochschullehrer die postgymnasiale Schullehrerin. Fassen Frauen in der Politik allmählich Fuß und sieht man auf Gipfeltreffen immer mehr Gruppenbilder mit gleich mehreren Damen, welche die institutionelle Notwendigkeit flankierender Herrenprogramme vor Augen führen und damit die angestammten Geschlechterkonnotationen zum Kippen bringen, ist die Macht längst in die Wirtschaft abgewandert. In der – nach dem Recht und neben der katholischen Kirche – letzten Männerbastion erhöht sich der Frauenanteil mit nur einer einzigen weiteren Frau immer noch um eindrucksvolle 100 Prozentpunkte und produziert, wie mit der schwedischen Managerin Annika Falkengren, im (Einzel-)Fall sensationsträchtige, insgesamt aber irreführende Schlagzeilen des Typs: „VW verdoppelt den Frauenanteil im Aufsichtsrat“. Der FrauenQuotenGipfel der Privatwirtschaft war dementsprechend eine reine MännerVeranstaltung.

„Gentlemen’s Agreements“ und „Double Talks“ oder: Tennisspielerinnen auf dem Fußballplatz

Auch noch im Jahr der Frauenfußballweltmeisterschaft nehmen Frauen sich auf traditionell männlich besetzten Posten und Positionen wie Tennisspielerinnen auf dem Fußballplatz aus. Sie

sind formal mit dabei, gehören aber nicht wirklich dazu. Trotz aller zwischenzeitlich stattgefundenen Veränderungen sind Frauen in Führungspositionen immer noch Fremdkörper, vielfach nicht einmal im Status von CouleurDamen im HerrenClub, sondern auf der Anderes als ihr äußeres Erscheinungsbild vermittelnden Hinterbühne nur BallMädchen und SpielBälle im Männer-Bund: scheinbar willkommene, tatsächlich aber ungebetene und in die Usancen uneingeweihte Gäste, die nicht ins Berufsbild oder zu einem bestimmten Amtsverständnis passen, Eindringliche, welche die Spielzüge der Männer stören und die Standardsituationen durcheinander bringen und die Platzhalter mit der Unberechenbarkeit deplazierte Parvenues in die Abwehrhaltung einer in Bedrängnis geratenen Männerphalanx zwingen. Wollen Frauen an entscheidenden Stellen und nicht nur als Randfiguren mitspielen – womöglich gar das Spiel selbst machen –, befinden sie sich in der dilemmatischen, d. h. hier einmal wirklich „alternativlosen“ Situation, dass sie sich den von ihnen zu Spielbeginn bereits vorgefundenen „men's rules“ unterwerfen müssen und zusätzlich zum fehlenden Glück auch noch das Pech haben, dass die hierfür maßgeblichen „gentlemen's agreements“ das wohlgehütete Betriebsgeheimnis der konsensuell vereinten HerrenMannschaft bleiben.

Die Männer wollen – das zeigen Tiefeninterviews mit Spitzenmanagern – trotz gegenteiliger Bekundungen und auch aus anderen Bereichen bekannter „double talks“ hinter vorgehaltener Hand am Ende doch lieber unter sich bleiben. Von der „invisible hand“ des Patriarchats und einer über die Jahrhunderte hinweg erfolgreichen, wiewohl durch kein rationales Argument legitimierten Sozioidzeé gelenkt, die sich gleichsam hinter den Rücken männlicher Individuen auch ohne deren eigenes Zutun durchsetzt, schließen sie die Frauen kollektiv aus, auch wo sie persönlich nichts gegen sie haben und der eine oder andere möglicherweise sogar gerne mit ihnen, auch mit einer Chefin, kooperieren würde. Damit überein stimmt der Befund, dass weibliche Führungskräfte das größte Aufstiegshindernis und den Hauptgrund ihrer Benachteiligung weniger in den gegenwärtigen Strukturen als in besonders veränderungsresistenten männlichen Vorurteilen sehen. Das hat Sonja Bischoff, „Doyenne“ der Führungskräfteforschung – wie die eingangs erwähnte „Doktormutter“ eine immer noch ungewohnte Bezeichnung – in ihrer jüngsten Repräsentativstudie herausgefunden.

Fazit

Betrachtet man die beschriebenen Entwicklungen im Überblick, so wurde, was die Präsenz und die Repräsentanz von Frauen auf SpitzenPositionen anlangt, einiges erreicht. Gleichzeitig bleibt auf dem Weg zu einer gleichberechtigten Teilhabe an Geld und Macht, d. h. konkret an einflussreichen, finanziell attraktiven und gesellschaftlich privilegierten Positionen, welche nach dem Grundgesetz für beide Geschlechter gleichermaßen offen stehen, noch einiges zu tun. Dies gilt vor allem dann, wenn die angestrebte Gleichstellung und Gleichbehandlung sich nicht in einer rein zahlenmäßigen Geschlechterparität erschöpfen soll, die ausschließlich in Statistiken quantitativ ihren Niederschlag findet, sondern auf praktizierte Gender-Fairness und in sichtbarer Selbstverständlichkeit gelebte GeschlechterKooperation zielt.

Mit den Führungskräfteanteilen von Frauen ist Deutschland in Europa gutes Mittelfeld. Im europäischen Vergleich stehen wir damit besser da als bei der Gehältergerechtigkeit zwischen den Geschlechtern. Bei den Müttern in Führungspositionen ist Deutschland dagegen, wie bei der nach Geschlecht unterschiedlichen Bezahlung, eines der europäischen Schlusslichter. Dem Vorbild der Politik folgend soll nach norwegischem Modell nun auch für die Privatwirtschaft – in den Medien fokussiert auf die Aufsichtsräte und neuerdings auch von den JustizministerInnen der Bundesländer befürwortet – analog zur Brückentechnologie im Bereich der Atomkraft die Quote eingeführt werden.

Dass der hierzu im März 2011 stattfindende FrauenQuotenGipfel immerhin von einer Bundesministerin einberufen wurde, die Deutsche Telekom sich 2010 weltweit einen Frauenanteil von 30 % bis 2015 zum Ziel setzte, der Computer bei der Eingabe von „Genereralbundesanwältin“ nach dem Amtsantritt von Monika Harms 2007 nicht mehr zurückfragt: „Meinten Sie Generalbundesanwältin?“, vor allem aber, dass Argumente und Vorschläge in Richtung einer Geschlechterdemokratie, wie die Untersuchungen von Silke Kinzig und Marijke Looman unter Beweis stellen, auf dem gegenwärtig erreichten Stand des Gleichstellungs- und Gleichbehandlungsdiskurses ohne dämliche Larmoyanz, aber auch ohne feministische Militanz möglich sind, zeigt, dass sich zumindest *etwas* geändert hat. Und das ist à la longue auf die Anfänge der Frauenbewegung bezogen aus der Sicht der Frauen- und Geschlechterforschung, denke ich, ein gar nicht so *kleiner* Fortschritt.

Anne Schlüter

Expertise zur geschlechtergerechten Hochschule: Was ist den Hochschulen Gleichstellung wert?

Die Hans-Böckler-Stiftung hat zur Entwicklung einer sozialen und demokratischen Hochschule eine Leitbilddiskussion geführt, in deren Rahmen die Expertise etlicher Hochschulforscher/innen eingeholt wurde. Da das Thema der Geschlechtergerechtigkeit in den Expertisen bis auf einige Ausnahmen eher am Rande blieb, ist Anne Schlüter (Netzwerkprofessorin und Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW) beauftragt worden, nachträglich zu den bereits vorliegenden Expertisen eine zur geschlechtergerechten Hochschule zu erstellen. Diese Expertise wurde im Rahmen eines Werkstattgesprächs im Rahmen des Leitbildes Demokratische und Soziale Hochschule der Hans-Böckler-Stiftung in Düsseldorf am 1. Oktober vorgestellt. In ihrem Vortrag, der sich sowohl auf Forschung und Lehre, Fach- und Wissenschaftskultur, Personal- und Organisationsentwicklung als auch auf strukturelle Bedingungen und auf die Akteure für Gleichstellung bezog, stellte sie die vorhandenen Instrumente zur Qualitätssicherung vor. Sie hob hervor, dass die Gleichstellung mittlerweile ein Leistungsbereich der Hochschulen ist.

Über die erreichten Leistungen bzw. Erfolge haben die Hochschulen jährlich an die DFG zu berichten, denn die DFG hat ihren Einfluss durch ihre Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards geltend gemacht. Anne Schlüter betonte, dass ohne Personal- und Organisationsentwicklung sich eine weitere Herstellung von Chancengleichheit kaum vorstellen lässt. Sie verwies außerdem auf den Gender-Report 2010 als ersten Bericht, der die Qualität der Gleichstellungsbemühungen evaluiert, und zwar für jede Hochschule in NRW im Einzelnen. Aus dem Report geht u. a. hervor, dass viele Fakultäten Frauenförderpläne nicht ernst nehmen. Zum Abschluss fragte sie daher: „Was ist den Hochschulen Gleichstellung wert?“ Die umfassende und ausführliche Expertise wurde auf dem Workshop diskutiert. Die intensive Diskussion hat gezeigt, wie wichtig dieses Thema ist. Kommentiert wurde die Expertise von der renommierten Frauen- und Geschlechterforscherin Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel. Ihr Kommentar wird hier abgedruckt. Die Expertise und der Vortrag von Anne Schlüter sind unter www.boeckler.de/85.htm abrufbar.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anne Schlüter
anne.schlueter@uni-due.de

Sigrid Metz-Göckel

Differenzierung im tertiären Bereich und geschlechtergerechte Hochschule

Werkstattgespräch der Hans-Böckler-Stiftung vom 30.09.–01.10.2011, Kommentar
zur Expertise von Prof. Dr. Anne Schlüter: Geschlechtergerechte Hochschule

Die geschlechtergerechte Hochschule aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung

1. Zur Hochschule in gesellschaftlicher Verantwortung gehört eine sozial- und geschlechtergerechte Hochschule, *wobei sozial und geschlechtergerecht kein Widerspruch ist*. Vielmehr finden sich ja in allen Minoritäten sowohl Frauen als auch Männer. Das macht die Geschlechtszugehörigkeit zu einer sehr komplexen, aber auch zentralen Kategorie. Zum Stand der Geschlechterforschung gehört, das

Geschlecht nicht zu isolieren, sondern es in Verbindung mit anderen Variablen wie soziale Klassen, Migrationshintergrund, sexuelle Orientierung, Alter und Behinderung zu analysieren. Das ist mit *Intersektionalität* gemeint, denn das Geschlecht gibt es nicht pur.¹ Ich zitiere Anne Schlüter: „Geschlechtergerechtigkeit bedeutet die Anerkennung der Berechtigung des Anderssein-Könnens“ (Expertise, Schlüter, S. 42).

2. Die Bildungsoffensive der wissenschaftspolitischen Spitzenorganisationen (Wissenschaftsrat 2007) reagiert auf die Inklusion der Frauen ins Wissenschaftssystem mit einem Verständnis der

¹ Zur Intersektionalität vgl. Bührmann (2009).

- Geschlechtergleichstellung als *Qualitätssicherung* der Wissenschaftsentwicklung,
- Wissenschaftlerinnen bzw. der Frauen als Human-Ressource und Potenzialgewinnung.

Von Geschlechtergerechtigkeit ist in diesem Kontext nicht die Rede.

3. Eine *geschlechtergerechte Hochschule ist umstritten*, und sie muss es vielleicht sogar sein. Aufgrund ihrer Tradition, ihres heterogenen Personals u. a. m. ist die Hochschule eine *vergeschlechtlichte Institution*. Sie selbst und ihre Akteure und Akteurinnen sehen es aber meist nicht so, sondern verstehen sie als eine geschlechtsneutrale Institution. Das widerlegt die Expertise von Anne Schlüter.

Die Integration der Frauen ist im Rahmen der aktuellen Entwicklung zur unternehmerischen Hochschule Teil des Wettbewerbs der Hochschulen untereinander, aber auch der internen Konkurrenz in den einzelnen Hochschulen. Relativ neu ist (unter Wettbewerbsgesichtspunkten) die *Konkurrenz um die privilegierten Positionen zwischen den Geschlechtern*. Bei stagnierender Personalausstattung der Hochschulen vollzieht sich eine Umverteilung von Stellen und Einflussmöglichkeiten *zugunsten der Frauen und zuungunsten der Männer*. Hierzu einige Daten:

Der Anteil von Frauen im Mittelbau ist von 26 % auf 33 % und bei den Professuren von 9 % auf 16 % (1996–2006 gestiegen, bei den Männern erfolgte im gleichen Zeitraum ein Rückgang um 8 % im Mittelbau und 2 % bei den Professuren.²

Die zunehmende wissenschaftliche Integration der Frauen geht mit ihrer prekären, d. h. teilzeit- und befristeten Beschäftigung einher. Doch gilt dies prinzipiell für Männer wie Frauen. Die Prekarisierung betrifft aber die Wissenschaftlerinnen stärker, denn der Anteil teilzeitbeschäftigter Wissenschaftlerinnen ist bundesweit von 49 % auf 59 % gestiegen, der der Wissenschaftler dagegen von 33 % auf 38 %, während sich das Ausmaß der befristeten Beschäftigung zwischen Männern und Frauen angleicht (Metz-Göckel et al. 2011).

Erfolgreiche Bemühungen zur Geschlechtergleichstellung erfolgen aus der Sicht der Hochschulleitungen eher als *Ökonomisierung des Sozialen* denn aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit. Die Bemühungen sind vor allem von wachsenden Ressourcen abhängig. Anne Schlüter formuliert es elegant: „Die Mehrheit der Männer wagt kaum, sich für Frauenförderung zu interessieren“. Und ihr Desinteresse hat eine materielle Basis.

Die neo-institutionalistische Organisations- theorie zur Hochschule diagnostiziert eine

Abkoppelung der Präsentationsebene nach außen als Konformitätsreaktion auf die Außen- erwartungen von der internen Handlungsebene (Krücken 2008). Dies hat zur Folge, dass trotz gleichstellungspolitischer Rhetorik weitgehend alles beim Alten bleibt.

4. Der wissenschaftliche Integrationsprozess der Frauen ist daher sowohl mit Übereinstimmungen als auch mit neuen Differenzen zwischen den Geschlechtern verbunden und hat auch alte Differenzen fortbestehen lassen.

Dieses komplexe Tableau von Gleichheit und Ungleichheit, das wir empirisch vorfinden, hat zu unterschiedlichen theoretischen Deutungen geführt.

Ein Teil der Geschlechterforschung spricht von einer De-Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz (Heintz/Nadai 1998, Heintz 2003). Damit ist der Sachverhalt gemeint, dass die Ungleichheit der Frauen und Männer in unserer Gesellschaft – nicht mehr wie noch vor 50 Jahren – „rechtlich oder institutionell abgesichert ist, sondern heute über indirekte und informelle Mechanismen, insbesondere auf der interaktiven Ebene, reproduziert wird“ (Wobbe 2003: 13). Aktuelle Analysen zur Ordnungsfunktion des Geschlechts in der Wissenschaft gehen daher von einem veränderlichen Grad geschlechtlicher Differenzierung aus und „setzen die Relevanz von Geschlecht nicht voraus, sondern fragen systematisch, unter welchen spezifischen Bedingungen und in welchen Kontexten Geschlecht überhaupt Geltung erlangt“ (Wobbe, ebd.). Daher ist prinzipiell auch eine kulturelle Gegensteuerung möglich.

Eine etwas andere Akzentuierung drückt sich in dem Konzept der ‚asymmetrischen Geschlechterkultur‘ aus. Ursula Müller (2008) betont ebenso wie Aylâ Neusel (1998) die pragmatische Bedeutung kultureller Aspekte in Relation zu den formalen Strukturen der Universität. Entgegen der Annahme, dass gerade strukturelle Phänomene beharrlich sind, würden sich die weichen Faktoren der internen Organisationskultur als relativ stabil und veränderungsresistent erweisen. Kultur meint hier „das informelle ‚zweite Leben‘ der Institution [...], das geprägt ist durch die ‚alltagspraktische, interaktiv ausgehandelte und insoweit ‚autonome‘ Anwendung von informellen Regelungen und Prozeduren“ (Müller 2008: 146).

Ich schließe aus meinen Erfahrungen eines langjährigen Uni-Lebens, dass die kulturelle Resistenz gegenüber dem wissenschaftlichen Genderwissen und der Frauenintegration in die privilegierten Positionen schwerer wiegen kann als die qualifikatorischen Argumente und rechtlichen Regelungen. Angesichts des heuti-

² Die Daten sind entnommen aus Metz-Göckel et al. 2011.

gen Werkstattgesprächs möchte ich behaupten: Personelle Beziehungen und Netzwerke sowie aus gewerkschaftlicher Sicht eingeübte Solidaritätsstrukturen machen es schwierig, fremde Subjekte wie die Frauen zu integrieren. Ich zitiere wieder Anne Schlüter: „Statt sich der kollegialen Kompetenz zu versichern, werden häufig Abwehrtaktiken verfolgt, um Macht und Machtzuwachs für Einzelne zu wahren und auch solche Organisationskulturen strukturell aufrechtzuerhalten, die egoistisch, wenn nicht gar rücksichtslos sind“ (S. 18).

2. Kommentare zu den Fazits der Expertise

Fazit 1: Lebenszusammenhang mit Kindern Wissenschaft als Lebenswelt

Im universitären Mittelbau findet die wissenschaftliche Berufstätigkeit zunehmend unter prekären Beschäftigungsbedingungen statt. Diese existenziellen Unsicherheiten lassen Entscheidungen für Kinder mit ihren langfristigen Folgen *für beide Geschlechter problematisch werden*, aber in unterschiedlich starkem Maße (Metz-Göckel et al. 2009).

Differenzierte und bedarfsgerechte Angebote zur Kinderbetreuung, die mit den Audits zur familiengerechten Hochschule ja in Gang gesetzt sind, werden aber das Problem der ‚unfreiwilligen‘ Kinderlosigkeit im akademischen Mittelbau nicht lösen, wenn nicht an den Beschäftigungsverhältnissen etwas geändert wird.

Fazit 2: Diskrepanz zwischen institutionellen Interessen und den persönlichen Lebensplanungen bzw. Abschaffung struktureller Hürden durch neue Konzepte des zeitlichen und sozialen Umgangs

Für die Universität, insbesondere bei der Beschäftigung in Drittmittelprojekten, spielen das Alter und der Lebenszusammenhang der jungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen eine Rolle, da junge Singles viel billiger sind als ältere Personen mit Kindern. Erfahrene und Ältere sind aber womöglich bessere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen.

Zeit ist daher eine knappe und kostbare Ressource im Leben von Wissenschaftler/innen, vor allem als Eltern. Die zeitlichen Anforderungen spitzen sich in einer Altersphase zu, die mit den generativen Entscheidungen verbunden ist (Bathmann et al. 2011, Metz-Göckel et al. 2011).³ 75 % des wissenschaftlichen Mittelbaus (über alle Alter hinweg) ist kinderlos.

Doppel-Karriere-Paare an Hochschulen sind historisch eine neue Konstellation, homo-soziale Paarbildungen sind bei Wissenschaftler/

inne/n eher die Regel als die Ausnahme, 82 % der Wissenschaftler/innen haben einen berufstätigen Partner. Diese Paarbildung de-legitimiert die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, da sich eine Wissenschaftskarriere von Männern traditionell mit einer Partnerschaft vollzog, in der die Frau allein die häuslichen Reproduktionsarbeiten und die Versorgung der Kinder übernahm. Diese Arbeitsteilung hat sich aber auch für die Männer verändert und macht die generativen Entscheidungen der Wissenschaftler/innen zu einem öffentlichen, gesellschaftlichen Problem.

Die für die wissenschaftliche Karriere entscheidende Lebensphase zwischen 30 und 42 Jahren ist somit durch widersprüchliche Anforderungen und Wünsche geprägt. Und diese biographisch unterschiedliche Lebenssituation ist personalpolitisch ganz anders als bisher zu berücksichtigen.

Fazit 3: Die Fakultäten als Orte der Verhinderung von Gleichstellung

Die Barrieren für eine geschlechtergerechte Hochschule befinden sich in den Fakultäten, aber sie könnten eine geschlechtergerechte Personalentwicklung vorantreiben. Anne Schlüter: „Die Fakultäten müssen sich bewegen“. Wohl wahr.

Das Berufungsgeschehen ist eine Domäne der Fakultäten geblieben, wenn auch mit einigen Einschränkungen und Kontrollen, z. B. der Beteiligung der Gleichstellungsbeauftragten. Die interne Konkurrenz findet aber vor allem auf Fakultätsebene statt. Männer sind die „Disziplinmacher“ (Bude/Neidhardt 1998: 405) und die Fakultätsmitglieder sind stärker mit ihrer Disziplin als mit ihrer Universität identifiziert.

Wenn von den zwei Ebenen der Kommunikation die Rede war, dann betrifft dies vor allem die Gremien und die kollegialen informellen und offiziellen Kommunikationen.

Fazit 4: Geschlechtersensibilität als Auswahlkriterium für Hochschulämter

„Es sollten nur Männer und Frauen Dekan/in oder Rektor/in werden, die eine Offenheit für Gleichstellungsanliegen haben und sich bereits vor Amtsübernahme für Geschlechtergleichheit eingesetzt haben und gewillt sind, diese als Ziel weiterhin zu bearbeiten“, lautet die scharfe Formulierung von Anne Schlüter. Dies ist mit Bezug auf Fazit 3 eine paradoxe Aufforderung.

Die Betonung der wichtigen Persönlichkeiten auf Fakultätsebene hängt mit ihrer Gatekeeper-Funktion und dem „Disziplinmachen“ zusammen. Die Sperren lassen sich teils auf die Reputationskonkurrenz unter den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zurückführen.

³ 90% der Professoren sind verheiratet oder leben in stabiler Beziehung und 82% haben Kinder. Aber die Hälfte der Professorinnen hat keine Kinder und ein Drittel zum Zeitpunkt der Befragung keinen Partner, 13% getrennt oder geschieden lebend. Die homo-soziale Partnerwahl trifft vor allem für Frauen zu.

Fazit 5: Dekane nicht in ihrer Macht, sondern Professionalität stärken

Wissenschaftliches Genderwissen ist professionelles Wissen für die Hochschulakteure und Akteurinnen. Diese lassen sich aber größtenteils von ihrem alltagsweltlichen Geschlechterwissen leiten, das von Stereotypen und essenzialistischen Geschlechtervorstellungen geprägt ist. Die Immunisierungsstrategien gegen Gleichberechtigung und die Rezeption der Frauen- und Geschlechterforschung sind in der Tat beachtlich, aber eigentlich wissenschaftsfremd. Sie verkennen das Potenzial, das mit der Integration von Frauen für ihre Fakultät und beide Geschlechter verbunden sein kann.

3. Empfehlungen

3.1 Verstetigung der Beschäftigungsperspektiven

Es sollten oder können nicht alle Arbeitsverträge im Mittelbau unbefristet abgeschlossen werden, aber eine Verstetigung, eine Überbrückung von Übergängen und Statuspassagen sowie biographisch flexible Arbeitsvolumen und -zeiten wären zwingend erforderlich.

3.2 Frühzeitigen Ausstieg und Abbrüche verhindern

Die Abbrüche und Ausstiege aus dem Hochschulsystem können individuelle Ursachen haben, sind aber auch strukturellen Förderdefiziten und einem systembedingten Cooling-Out-Prozess zuzuschreiben (Kahlert 2011), da höchstens ein Drittel der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen unter den gegenwärtigen Verhältnissen in der Wissenschaft verbleibt (Janson/Schomburg/Teichler 2006). Es ist ferner davon auszugehen, dass 10 % und weniger des wissenschaftlichen Nachwuchses eine Professur erreichen kann. Im internationalen Vergleich hat das deutsche Universitätssystem mit lediglich etwa 15 % Hochschullehrer- und unbefristeten Stellen weltweit eine Sonderstellung (vgl. Kreckel 2008). Hier sind weitere verlässliche Sprossen in der Karriereleiter unterhalb der Professur einzurichten.

3.3 Das verbundene Leben (linked lives) und den ganzen Lebenszusammenhang berücksichtigen

Die ‚intellektuellen Mütter‘ und die Wissenschaftler als involvierte Väter fordern die wissenschaftspolitischen Akteure und Akteurinnen heraus, auf Wissenschaftler/innen als *verbundene Personen* als Paar und als Eltern in ihrem Lebenszusammenhang zu schauen, und dies ist nicht nur eine Innovation, sondern ein Humanitätsgewinn.

Professorinnen mit Kindern sind Lebensstil-Pionierinnen und in *doppelter Hinsicht eine Minorität*. Sie stellen mit ca. 36 % eine Minderheit in der

Gesamtgruppe der Hochschullehrerinnen und mit 18 % in der Hochschullehrerschaft. Sie revidieren das Bild vom Wissenschaftler und von der Wissenschaftlerin (Metz-Göckel et al. 2011).

Das Gutachten der ersten Gleichstellungskommission der Bundesregierung (2011) lenkt die Aufmerksamkeit auf sich kumulierende Nachteile im Lebensverlauf beider Geschlechter und thematisiert strukturelle wie ökonomische Aspekte auch von de-privilegiert Beschäftigten in Minijobs und Alleinerziehende. Was diese Perspektive auf den Lebensverlauf im Allgemeinen mit dem besonderen wissenschaftlichen Lebenszusammenhang verbindet, ist eine Analyse der Interdependenz mehrerer Einflussgrößen im diachronen zeitlichen Verlauf und synchron in der mehrfachen konfligierenden Beanspruchung.

Im Lebenszusammenhang von Wissenschaftler/innen spielt die wissenschaftliche Arbeit eine entscheidende Rolle, aber zu den persönlichen Vorstellungen eines erfüllten Lebens gehört für die Allermeisten ein Zusammenleben mit Kindern und Partner/in (Lind 2010; Bertram/Bertram 2009).

70 % der Wissenschaftler/innen geben an, einen Kinderwunsch zu haben, auch wenn sie diesen unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht realisieren (können) (Lind 2010).

Frauen scheiden (frühzeitig) aus der Wissenschaft aus, wenn sie Kinder haben wollen oder wenn sie glauben, mit Kleinkindern den widersprüchlichen Ansprüchen wissenschaftlicher Arbeit und eines Zusammenlebens mit Kindern nicht gewachsen zu sein. Diese häufig geäußerte Erklärung einer Selbsteliminierung (Wissenschaftsrat 2007) erfolgt ohne Rücksicht auf die konkreten Verhältnisse und die Beanspruchung moderner Eltern in der Wissenschaft. Diese Entwicklung ist aber nicht allein auf persönliche Motive zurückzuführen, vielmehr mischt sich hier Institutionelles und Persönliches, denn was als Selbsteliminierung erscheint, ist auch Folge einer einseitigen Vorstellung vom Wissenschaftler und von der Wissenschaftlerin, der/die kein Privatleben und keine Kinder hat.

Andererseits tragen Wissenschaftler/innen als Mütter und aktive Väter in ihrer Pionierrolle dazu bei, dass sich die sozialen Verhältnisse in der Wissenschaft ändern könnten.

Und wenn die Prekarisierung im Mittelbau weiter fortgeführt wird, gerät eine sehr wertvolle Ressource in Gefahr, zerstört zu werden, nämlich das identifikatorische Potenzial der wissenschaftlichen Arbeit.

Literatur

- Bathmann, Nina/Müller, Dagmar/Cornelißen, Waltraud (2011): Karriere, Kinder, Krisen: Warum Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen schei-

- tern oder gelingen. In: Cornelißen, Waltraud/Rusconi, Alexandra/Becker, Ruth: Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt, Wiesbaden
- Bertram, Hans/Bertram, Birgit (2009): Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder, Opladen, Barbara Budrich
 - Bude, Heinz/Neidhardt, Friedhelm (1998): Die Professionalisierung der deutschen Nachkriegssoziologie. In: Bolte, Martin/Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Soziologie als Beruf, Baden Baden, Nomos
 - Bührmann, Andrea (2009): Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma. Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, H. 2, 2009, S. 28–44
 - Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, 27. Jg., H. 2, S. 75–93
 - Heintz, Bettina (2003): Die Objektivität der Wissenschaft und die Partikularität des Geschlechts. Geschlechterunterschied im disziplinären Vergleich. In: Wobbe, Theresa (Hrsg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bielefeld, S. 211–237
 - Janson, Kerstin/Schomburg, Harald/Teichler, Ulrich (2006): Wissenschaftliche Wege zur Professur oder ins Abseits? Strukturinformationen zu Arbeitsmarkt und Beschäftigung an Hochschulen in Deutschland und den USA. Studie für das German Academic International Network (GAIN), New York/Kassel
 - Kahlert, Heike (2011): „Cooling out“ und der riskante Weg an die Spitze – Zum Einfluss von Ungleichheitsregimes auf Karriereorientierungen im wissenschaftlichen Nachwuchs. In: Wergen, Jutta (Hrsg.): Von der Forschung zur Förderung. Promovierende im Blick der Hochschulen, Münster, S. 105–124
 - Kraiss, Beate (2008): Wissenschaft als Lebensform: die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren. In: Haffner, Yvonne/Kraiss, Beate (Hrsg.): Arbeit als Lebensform. Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern. Campus Verlag, S. 177–211
 - Kraiss, Beate (Hg.) (2000): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, Frankfurt am Main, Campus Verlag
 - Kreckel, Reinhard (Hrsg.) (2008): Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz, Leipzig
 - Krücken, Georg (2008): Zwischen gesellschaftlichem Diskurs und organisationalen Praktiken. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde zur Wettbewerbskonstitution im Hochschulbereich. In: Zimmermann, Karin/Marion Kamphans/Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.): Perspektiven der Hochschulforschung, Wiesbaden, VS-Verlag, S. 165–178
 - Lind, Inken (2010): Was verhindert Elternschaft? Zum Einfluss wissenschaftlicher Kontextfaktoren und individueller Perspektiven auf generative Entscheidungen des wissenschaftlichen Personals. In: Bauschke-Urban, Carola/Marion Kamphans/Felizitas Sagebiel (Hrsg.): Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung, Opladen, Barbara Budrich, S. 155–178
 - Metz-Göckel, Sigrid/Kirsten Heusgen/Christina Möller (2011): Kollisionen – Wissenschaftler/innen zwischen Qualifizierung, Prekarisierung und Generativität. In: Engels, Anita/Sandra Beaufayis/Heike Kahlert: Frauen sind Spitze? Frankfurt/M. Campus, im Druck
 - Metz-Göckel, Sigrid/Christina Möller/Niccole Auferkorte-Michaelis (2009): Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Opladen, Barbara Budrich
 - Müller, Ursula (2008): De-Institutionalisierung und gendered subtexts. ‚Asymmetrische Geschlechterkultur an der Hochschule‘ revisited. In: Zimmermann, Karin/Marion Kamphans/Sigrid Metz-Göckel: Perspektiven der Hochschulforschung, Wiesbaden, S. 143–156
 - Neusel, Aylâ (1998): Annäherung an ein Forschungskonzept zur Untersuchung des Zusammenhangs von Geschlecht und Organisation in der Hochschule. In: Teichler, Ulrich/Daniel, Dieter/Enders, Jürgen (Hrsg.): Perspektiven der Hochschulforschung, Frankfurt/M., Campus, S. 97–110
 - Sachverständigenkommission zur Erstellung des ersten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung (2011): Neue Wege – gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Gutachten, gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
 - Wissenschaftsrat (2007): Exzellenz in Wissenschaft und Forschung – Neue Wege in der Gleichstellungspolitik, Köln
 - Wobbe, Theresa (2003): Instabile Beziehungen. Die kulturelle Dynamik von Wissenschaft und Geschlecht. In: Wobbe, Theresa (Hrsg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bielefeld, S. 13–40

Edyta Joanna Lukaszuk

Fachkultur und Vergeschlechtlichung im Visier

Workshopbericht

An der Universität Duisburg-Essen fand am **9. September 2011** ein **interdisziplinärer Workshop zur Fachkulturforschung mit dem Titel „Fachkultur und Vergeschlechtlichung im Visier“** statt. Die Tagung wurde vom Fachgebiet Erwachsenenbildung/Bildungsberatung der Universität Duisburg-Essen und dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW organisiert.

Mit der Konzeption und Realisierung der Tagung befasste sich eine Arbeitsgruppe aus der Fakultät Bildungswissenschaften unter der Leitung von Prof. Dr. Anne Schlüter (Universität Duisburg-Essen – Fachgebiet Erwachsenenbildung/Bildungsberatung) zusammen mit den Professorinnen Gisela Steins (Universität Duisburg-Essen – Fachgebiet Psychologie), Nicole Krämer (Universität Duisburg-Essen – Fachgebiet Sozialpsychologie: Medien und Kommunikation), Rebecca Grotjahn (Universität Paderborn – Fachgebiet Musikwissenschaften) sowie den Diplomandinnen Meike Hilgemann und Ricarda Serritelli (Universität Duisburg-Essen – Fachgebiet Erwachsenenbildung/Bildungsberatung).

Ziel der Tagung war es, eine interdisziplinäre Kooperation zu ermöglichen und gemeinsam längerfristige Forschungsprojekte zum Thema der Fachkulturforschung zu entwickeln. Weiteres Anliegen ist es, ein Promotionskolleg zur Fachkulturforschung zu etablieren und im Besonderen NachwuchswissenschaftlerInnen zur Forschung zu gewinnen.

Die Moderation des interdisziplinären Workshops hatte Dr. Nicole Justen übernommen. Nach der Vorstellungsrunde aller WorkshopteilnehmerInnen leitete Prof. Dr. Anne Schlüter mit ihrem Vortrag „Umstrukturierung der Hochschule – Fachkultur im Übergang?“ in das Thema ein.

Folgende übergreifende Fragestellungen der Referentin ermöglichen neue Ansätze und Diskussionen. Die Frage nach der Rolle von Gender in der Zuschreibung als Frauen- oder Männerstudiengang wurde ebenso wie die Frage nach Herkunft-, Fach-, Studien- und Berufskultur für individuelle Entscheidungen zu einem Studiengang angesprochen. Weiterführende Fragen geben Anregungen hinsichtlich der Bildungs- und Fördermöglichkeiten in einem Studiengang bei Ungleichheit in den sozialen Ausgangsbedingungen

und der Veränderung der Fächer unter dem Einfluss von Gender Mainstreaming. Abschließend stellte die Vortragende die Frage, welche Rolle die Fachkulturforschung auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Hochschule leisten kann. Nach der Einführung ins Thema folgte der Beitrag von Dipl. Päd. Meike Hilgemann und Dipl. Päd. Ricarda Serritelli: „Ist die Erwachsenenbildung eine ‚unentschiedene Profession‘ oder gibt es eine bisher noch unentdeckte Fachkultur?“

Die Referentinnen untersuchten in ihrer Diplomarbeit die Frage, ob es eine spezifische Fachkultur Erwachsenenbildung gibt. Dabei widmeten sie sich auch der Frage nach dem erwachsenenbildnerischen Habitus in der Fachkulturforschung.

Der Diplom-Studiengang Pädagogik mit der Studienrichtung Erwachsenenbildung/Weiterbildung wurde 1969 eingeführt, um das Qualifikations- und Kompetenzprofil von ErwachsenenbildnerInnen zu vereinheitlichen, zu systematisieren und zu akademisieren. Ziel der universitären Ausbildung ist die Vermittlung von Kompetenzen des Wahrnehmens, Erkennens und Diagnostizierens von Situationen und Möglichkeiten, der Kooperation und Interaktion sowie die Fähigkeit, Handlungen und Strukturen reflektieren, evaluieren und kritisieren zu können. Die Fachkulturforschung untersucht an einer Hochschule den Prozess der Sozialisation in die verschiedenen Fächer sowie die Sichtbarmachung der Differenzen zwischen den Disziplinen und ihren jeweiligen kulturellen Ausprägungen.

Der Fokus der empirischen Untersuchung lag auf der Auswertung von zehn leitfadengestützten Interviews mit Studierenden und hauptberuflichen PädagogInnen der Erwachsenenbildung. Aus der Analyse konnten die Referentinnen ein Trichtermodell zur Entwicklung eines erwachsenenbildnerischen Habitus entwickeln. Dieser muss flexibel, anpassungsfähig und wandelbar sein, um sich mit der Heterogenität und Pluralität des Berufsfeldes arrangieren zu können. Durch die Auswertung der Interviews wurden sechs Kompetenzbausteine erkannt: Organisationskompetenz, didaktische Kompetenz, Beratungskompetenz, Netzwerkkompetenz, Sozialkompetenz und reflexive Kompetenz.

Abschließend kamen die Referentinnen zu der Aussage, dass „ErwachsenenpädagogInnen ihr plurales Berufsfeld reflektieren und Spezifika und Besonderheiten ihrer Kultur herausarbeiten müs-

sen, um sich von anderen Disziplinen abgrenzen zu können.“

Der Beitrag von Frau Prof. Dr. Gisela Steins widmete sich dem Thema: „Gender in der Psychologie – zur Diskrepanz zwischen Erkenntnisstand und Implementierung in die Fachkultur“.

Im ersten Teil ihres Vortrages wurde die Bedeutung von Genderfragen aus der Perspektive der psychologischen Forschung präsentiert. Die Möglichkeiten der Geschlechter sowie deren Vorstellungen über sich selbst und über das andere Geschlecht wurden thematisiert. Zum Thema Handlungen der Geschlechter führte sie anhand der Beispiele von Berufsbiografien in der Psychologie unter Berücksichtigung der horizontalen und vertikalen Segregation die Benachteiligung der Frauen an, besonders in Lohnstruktur und Führungspositionen.

Im zweiten Teil wurde das Thema der Genderfragen in der Fachkultur der Psychologie dargestellt. Ausführlich wurde die Thematik der geschlechterspezifischen Sprache durch die Aussage behandelt, dass der maskuläre Genus zur mentalen Unterrepräsentation von Frauen führt. Zudem wies die Referentin darauf hin, dass in der hochschuldidaktischen Lehre des Studiums der Psychologie das Thema Gender vollständig ausgeblendet wird.

Als Fazit traf die Referentin folgende Aussagen: Trotz einer hohen Frauenquote unter den Studierenden ist die Psychologie keine weibliche Wissenschaft, ganz im Gegenteil, sie hat die gleichen Schwierigkeiten wie andere Disziplinen. Die Relevanz des Themas Gender in der Psychologie wird nicht anerkannt und das Fach kann ohne ernsthafte Auseinandersetzung damit studiert werden. Anhand einer Vielzahl von Forschungsfragen wie z. B. „Wie bekannt sind die Effekte der geschlechtsspezifischen Unterschiede bei Lehrenden und Lernenden?“ oder „Welche Einstellungen und Verhaltensweisen gibt es in Bezug zu Gender als Thema bei Lehrenden der Psychologie?“, wird ein Bezug hergestellt, wie Gender in das Curriculum der Psychologie als Wissenschaftsdisziplin implementiert werden könnte.

Frau Prof. Dr. Nicole Krämer thematisierte in ihrem Vortrag „Informatik oder Psychologie? Fachspezifische Präferenzen von Männern und Frauen in einem interdisziplinären Studiengang“ die geschlechterspezifischen Unterschiede im Studiengang Komedie. Dieser interdisziplinäre Studiengang setzt sich hauptsächlich aus den Bereichen Informatik, Psychologie und Betriebswirtschaftslehre zusammen.

Einleitend wurde von der Referentin die Frauenquote in den MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) präsentiert. Im Zeitraum von 2000 bis 2009 hat sich in

Deutschland diese Quote signifikant erhöht und stieg von 27 % auf 32 % an. Dieser Anstieg hat im Wesentlichen in der ersten Dekadenhälfte stattgefunden. Für das Erreichen des Zielwertes von 40 %, prognostiziert für 2015, sind erhebliche zusätzliche Anreize notwendig.

Es wurde eine Stichprobe von 256 ProbandInnen aus verschiedenen Hochschulsesemestern des Studienganges Komedie untersucht, die einen Frauenanteil von 65 % aufwies. Masterstudierende stellten dabei einen Anteil von 10 %, dort lag der Frauenanteil bei 77 %.

In Bezug auf die Geschlechterunterschiede stellte sich heraus, dass Frauen und Männer den Studiengang Komedie aus den gleichen Motiven wählten. Das Nebenfach Informatik wird von Männern bevorzugt, während Frauen Psychologie und Kunst präferieren. Dementsprechend sind Männer mit ihren Informatiknoten zufriedener als Frauen und diese mit ihren Noten in Psychologie. Im Gegensatz zu Männern haben Frauen häufiger Verwandte in technischen Berufen, was so interpretiert werden könnte, dass bei Frauen unmittelbare Vorbilder eine größere Rolle spielen. Weibliche Probanden nehmen stärker als männliche wahr, dass ihr soziales Umfeld auf die Fächerwahl Informatik im Rahmen des Komedie-Studienganges mit extremen Aussagen reagiert, sowohl in positiver als auch negativer Hinsicht. Während es Rollenvorbilder eher in der Psychologie als in der Informatik gibt, finden sich AnsprechpartnerInnen in beiden Disziplinen. Geschlechterunabhängig würden die Studierenden den Studiengang weiterempfehlen und wieder wählen.

Schlussfolgernd zeigten sich typische, aufgrund von Geschlechtsstereotypen zu erwartende Muster. Dabei zeigen Frauen ein höheres Interesse an Psychologie und schätzen dort auch ihre Leistungen besser ein. Zudem sind Frauen eher sensibel für geschlechtsspezifische Bewertungen von außen. Für das Erreichen einer höheren Zufriedenheit mit den Informatik-Anteilen im Komedie-Studiengang auch bei Frauen sind unterstützende Maßnahmen im Studium wünschenswert.

Den Abschluss des Workshops bildete der Vortrag von Prof. Dr. Rebecca Grotjahn zum Thema „Geräusche aus der Nachbarwohnung – Überlegungen zur Genderforschung in der Musikwissenschaft“, der sich mit ästhetischen und historischen Dimensionen der universitären Musikwissenschaft beschäftigte.

Am Anfang ihres Beitrages stellte sie die drei Unterteilungen des Fachgebietes Musikwissenschaften vor: historische Musikwissenschaft, auch Musikgeschichte genannt, systematische Musikwissenschaft und Musikethnologie, auch als Ethnomusikologie bezeichnet. Die Referentin

betonte, dass Genderforschung nur im Bereich der historischen Musikwissenschaft möglich ist. Auf das Workshopthema bezogen interessierten sie folgende Genderfragen: „Wie relevant ist die Lehre, die die Genderforschung berücksichtigt?“ und „Wonach entscheiden Studierende die Themen, mit denen sie sich später beschäftigen?“. Ihren Beitrag vervollständigte die Referentin mit folgenden weiteren Fragestellungen: „Wie ist die Selbstdarstellung des Faches und wie wird es von den anderen Fächern wahrgenommen?“, „Wie ist der Stand der Genderforschung in der Musikwissenschaft?“, „Wie relevant ist im Fach

eine ‚gendersensible‘ Lehre bzw. eine Lehre, die die Ergebnisse der Genderforschung berücksichtigt?“, „Welche Potenziale ergeben sich durch die gestuften Studiengänge?“, „Welche Chancen bietet ein interdisziplinäres Promotionskolleg für den genderforschenden musikwissenschaftlichen Nachwuchs und was haben die PromovendInnen anderer Fächer davon?“ und „Welche gemeinsamen Forschungsthemen sind denkbar?“. Der Workshop endete mit einer Abschlussdiskussion, in der die gewonnenen Erkenntnisse reflektiert wurden und auf offene Fragen eingegangen wurde.

Kontakt und Information
Edyta Joanna Lukaszuk
joanna.lukaszuk@t-online.de

Sabrina C. Eimler, Jennifer Klatt & Nicole C. Krämer

Frauen und Informatik?

Eine Befragung zur Situation weiblicher und männlicher Studierender des Studiengangs Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften

Einleitung

Zunehmend wird in Deutschland nicht nur der Mangel an Frauen in Führungspositionen, sondern auch der Frauenmangel in den sogenannten MINT-Fächern beklagt.¹ Um zukünftig nicht nur den Nachwuchskräftebedarf zu decken, sondern auch die Diversität als Innovations- und Wettbewerbsfaktor zu erhalten und zu fördern,² ist ein besonderes Anliegen, den Anteil der Frauen in diesem Bereich deutlich auszubauen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, (Studien-)Angebote zu schaffen, die (auch) für Frauen attraktiv sind. Ein Studiengang, dem es gelingt, durch eine interdisziplinäre Zusammenführung von Informatik und Psychologie Studentinnen an informatische Inhalte heranzuführen, ist der Studiengang Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften an der Universität Duisburg-Essen. In diesem Beitrag werden die Ergebnisse einer Befragung vorgestellt, die die Situation der Studierenden, u. a. in Bezug auf die Motive der Studienwahl, Ängste und Verfügbarkeit von Rollenvorbildern thematisierte.

Kurzvorstellung des Studiengangs Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften

Der im Jahr 2008 von der ASIIN e.V. als Informatikstudiengang des Typs 3 akkreditierte

Studiengang Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften, kurz Komedia, ist ein interdisziplinäres Bachelor- und Masterprogramm an der Universität Duisburg-Essen, das sich primär aus den Bereichen Informatik, Psychologie und Betriebswirtschaftslehre zusammensetzt. In einem Ergänzungsbereich können weitere Kenntnisse z. B. in Bereichen wie Fotografie oder Sprachen erworben werden. Ziel ist es, breit gefächerte Kompetenzen in den Bereichen neue Medien und Mensch-Computer-Interaktion zu vermitteln. Dies geschieht sowohl aus dem Blickwinkel der Informatik als auch der Psychologie.³ Absolventen des Studiengangs qualifizieren sich nicht nur für die Arbeit in der Marktforschung, im Marketing oder in Werbeagenturen, sondern auch für den PR-Bereich und als Redakteure in Fernsehen und Rundfunk. Auch im Bereich IT-Consulting, Software- und Videospiele-Entwicklung sowie Webseitengestaltung finden Komedia-Anstellungen. Die Erfahrung zeigt, dass auch eine Laufbahn in der Wissenschaft, sowohl in der Informatik als auch in der Psychologie, für viele Komedia-Masterstudierende in Frage kommt. Angeboten wird der Studiengang von der Abteilung „Informatik und Angewandte Kognitionswissenschaft“ in der Fakultät für Ingenieurwissenschaften am Campus Duisburg. Durch die Organisation des Bachelorstudiums, das eine enge An- und Einbindung der Studierenden durch die sogenannten Praxisprojekte in den Kernfächern Informatik und

¹ Vgl. www.bmbf.de/de/12563.php.

² Vgl. Projekt Gender-Chancen des Fraunhofer Instituts: www.genderchancen.de.

³ Vgl. Beschreibung des Studiengangs unter www.uni-due.de/komedia.

Psychologie vorsieht, wird bereits früh die selbständige, konstruktive Auseinandersetzung mit Fragestellungen der beiden Fächer gefördert. In Teamarbeit wird ein gemeinsames Produkt entwickelt wie z. B. die Entwicklung und Programmierung eines Serious Games (z. B. zur Förderung des Selbstmanagements bei Diabeteskranken).

Eine ähnliche Idee verfolgen studentische Forschungsprojekte im Masterstudiengang. Im Rahmen der gewählten Vertiefungsrichtung (Informatik oder Psychologie) werden die Studierenden forschend tätig. Durch die thematische Ausrichtung und Kooperation der betreuenden Lehrstühle sind die behandelten Themen oft eine Verbindung aus beiden Bereichen. So wurden in den vergangenen Semestern zahlreiche Projekte (auch) im Psychologie-Schwerpunkt abgeschlossen, die sich mit der Wahrnehmung von Robotern und virtuellen Agenten und damit mit einem Informatik-nahen Aspekt befassten. Die im Studium vermittelten Methoden wie Motion Capturing, Computeranimation von virtuellen Figuren und Eye-Tracking werden sowohl für informatische als auch für psychologische Arbeiten eingesetzt. In Informatik-(Abschluss-)Arbeiten werden selbst programmierte Spiele oder Konzepte durch eine psychologische Evaluation validiert. Als Beispiele für Abschlussarbeiten, die zwar im Schwerpunkt Psychologie angesiedelt sind, sich aber Methoden der Informatik bedienen, können vor allem solche Arbeiten genannt werden, die sich mit der Erforschung (kontrolliert manipulierbaren) nonverbalen Verhaltens beschäftigen. Unter anderem wurde in diesem Zusammenhang mit Hilfe von durch Motion Capturing erstellten virtuellen Figuren die Wirkung des nonverbalen Verhaltens von Frauen in Führungspositionen erforscht (Tetzlaff 2010). Andere interessante Querschnittsthemen sind der Vergleich von Robotern und virtuellen Figuren, die darauf abzielen, die Interaktion zwischen Mensch und Roboter bzw. Computer in Zukunft für den Menschen attraktiver zu gestalten (vgl. z. B. Hoffmann 2010).

Wie deutlich wird, wird Informatik hier vor allem als Wissenschaftsbereich verstanden, der einerseits (innovative) Methoden bereithält zur (optimierten) Untersuchung und Erklärung menschlichen Verhaltens, sowie andererseits zukunftsgerichtet die Lebensbedingungen in unserer hochtechnisierten Welt angenehmer zu gestalten. Diese eher praktische und lebensnahe Anwendung informatischen Wissens in Kopplung mit psychologischen Inhalten und Methoden könnte ein Grund für den hohen Frauenanteil sein. Konzepte wie der Komedia-Studiengang könnten ein Weg sein, dem Nachwuchskräftemangel allgemein und vor allem dem Frauenmangel in der Informatik zu begegnen. Die nachfolgend berich-

tete Befragung wurde im April und Mai 2011 durchgeführt und basiert auf den Antworten von 244 Studierenden aus verschiedenen Kohorten.

Befragung zur Situation der Studierenden – Methodisches Vorgehen

Zur Erfassung der Situation der Studentinnen und Studenten wurde ein umfangreicher Fragebogen entworfen, der an die Studierenden des Bachelor- und Masterstudiums in verschiedenen Veranstaltungen verteilt wurde. Die Beantwortung des Fragebogens dauerte ca. 15 Minuten. Erfasst wurden neben Alter, Geschlecht, und Familienstand weitere Informationen zur Situation der Personen (z. B. BAföG-Berechtigung, Pendlerstatus, Migrationshintergrund, Bildungshintergrund der Familie). Im Fokus standen Motive zur Studienwahl, etwaige Ängste und Bedenken sowie die Präferenz für bestimmte Fächer im Studium. Weiterhin wurde die Akzeptanz durch Kommiliton/inn/en und Lehrende, die Verfügbarkeit von Rollenvorbildern, die Identifikation mit den Inhalten und die Einschätzung der Beschäftigungsaussichten thematisiert. Außerdem ging der Fragebogen auf Diskriminierung innerhalb und außerhalb des Studiengangs ein, wie Reaktionen von Kommilitonen und Lehrenden auf Frauen im Informatikstudium sowie Reaktionen des außer-universitären sozialen Umfelds. Abschließend wurde die Frage gestellt, ob sie den Studiengang weiterempfehlen würden.

Kurzüberblick über die Ergebnisse

Stichprobe

Insgesamt füllten 244 Studentinnen und Studenten den Fragebogen aus (158 davon Frauen, 1 ohne Angabe des Geschlechts). Dabei studiert die Mehrheit im Bachelorstudiengang (N= 216, 140 Frauen), 26 sind Masterstudierende (18 davon Frauen). Das mittlere Alter liegt bei etwa 22 Jahren.

Lebenssituation der Studierenden

Weniger als 1 % der befragten Personen ist verheiratet und 46 % der männlichen und 61 % der weiblichen Studenten befinden sich in einer festen Partnerschaft. Kinder haben unter 2 % der Befragten. Studierende, die zur Uni pendeln, machen 57 % der Befragten aus, BAföG beziehen ca. 38 % der Männer und 43 % der Frauen. In 70 % der Fälle haben die Studierenden Akademiker in der Familie, unabhängig vom Geschlecht. Einen Migrationshintergrund haben 30 % der Befragten.

Die Präferenz für die Wahl der Vertiefungsrichtung im Master ist zwischen den befragten Männern und Frauen etwa gleich verteilt: 55 % der Frauen wählen die Vertiefungsrichtung Psychologie und 45 % die Vertiefungsrichtung Informatik. Bei den an der Befragung teilnehmenden Männern studieren 57 % den Master mit dem Schwerpunkt Psychologie und 43 % mit dem Schwerpunkt Informatik.

Motive für die Wahl des Studienfachs

Besonders wichtige Motive für die Studentinnen (wie auch die Studenten) hinsichtlich der Studienwahl sind vor allem die Inhalte und die Entsprechung der Inhalte mit persönlichen Interessen. Auch die Interdisziplinarität wird als wichtiges Motiv für die Wahl des Studiengangs angegeben, gefolgt von den Aussichten am Arbeitsmarkt und dem Spaß am Studium. Deutlich wichtiger als den männlichen Studierenden ist den Studentinnen, auf nette, interessante Menschen zu treffen. Auch die gesellschaftliche Relevanz des Studienfachs ist den Studentinnen im Mittel etwas wichtiger als den männlichen Kommilitonen. Der Studienort hingegen war als Motiv bei der Studienwahl für beide weniger von Bedeutung.

Ängste und Bedenken

Generell wenige Bedenken der Studierenden beziehen sich auf die Befürchtung, dass das Studium langweilig oder sinnlos sein könnte. Eher schwach ausgeprägt ist bei den Komedias die Angst, keinen Anschluss zu finden oder keine Hilfe zu erhalten – bei Studentinnen ein wenig mehr als bei Studenten. Stärker ausgeprägt, vor allem bei den Studentinnen, ist die Angst vor Überforderung und die Ungewissheit darüber, was auf sie zukommt. Im Vergleich zu den Studenten fürchten sich Studentinnen sehr viel mehr vor Stress.

Akzeptanz und Arbeitsgestaltung

Allgemein fühlen sich die Studentinnen und Studenten von den Professoren, Dozenten und Kommilitonen akzeptiert und identifizieren sich mit dem Studiengang. Bei den männlichen Befragten sind diese Werte im Schnitt ein wenig stärker ausgeprägt als bei den Befragungsteilnehmerinnen. Eher schwach ausgeprägt sind Gedanken über einen Abbruch des Studiums – in diesem Zusammenhang erreichen Frauen im Schnitt jedoch einen höheren Wert als Männer. Die Studierenden, Frauen im Schnitt stärker als Männer, haben tendenziell eher das Gefühl, dass gute Teamarbeit gefördert wird, dass sie neue Wege gehen

können und dass die Arbeit in interdisziplinären Teams gefördert wird.

Fächerpräferenzen und Zufriedenheit mit der eigenen Leistung

Im Gegensatz zu den männlichen Studierenden sind unter den weiblichen Studierenden vor allem die Fächer Psychologie, Kunst und andere (z. B. Sprachen) beliebt. Männer dagegen präferieren eher Informatik. Entsprechend sind Frauen zufriedener mit ihren Noten in Psychologie als Männer. Neben der durchschnittlichen höheren Beliebtheit der Informatik bei den Männern sind diese auch zufriedener als Frauen mit ihren Noten in der Informatik und empfinden es als leichter, in diesem Bereich eine gute Note zu erreichen.

Betreuung und Zukunftsperspektiven

Rollenvorbilder werden insgesamt im Schnitt eher in der Psychologie als in der Informatik gefunden. Frauen geben im Mittel jedoch höhere Werte hinsichtlich der Rollenvorbilder in der Psychologie an, Männer in der Informatik. Frauen schätzen den Psychologie-Anteil im Hinblick auf die Berufsaussichten wichtiger ein als Männer. Umgekehrt finden männliche Studenten den Informatik-Anteil durchschnittlich bedeutender. Ansprechpartner finden die Studierenden beider Geschlechter vor allem in der Psychologie, gefolgt von der Informatik, eher nicht in der BWL. Ihren zukünftigen Beruf können sich die befragten Komedias im Schnitt am ehesten in der Psychologie vorstellen, gefolgt von Informatik und Kunst; am wenigsten wahrscheinlich sehen sie ihre berufliche Zukunft in der BWL. Im Vergleich können sich Frauen eher als Männer die Bereiche Psychologie und Kunst als Berufszukunft vorstellen, Männer eher die Informatik und BWL.

Erfahrungen „Frauen und MINT“

Deutlich unterschiedlich sind die Erfahrungen von Männern und Frauen hinsichtlich der Aussagen in Bezug auf Frauen in technischen Bereichen. Frauen stimmen der Aussage eher zu, dass in der Schulzeit vermittelt wurde, dass Mädchen schlechter in MINT-Fächern sind. Männer stimmen im Schnitt stärker der Aussage zu, dass Frauen tatsächlich schlechter in der Informatik sind als Männer. Im Durchschnitt stimmen sowohl Männer als auch Frauen Aussagen nicht zu, die sich auf die Erfahrung diskriminierender Äußerungen hinsichtlich Frauen und Technik im Kontext der Universität beziehen. Studentinnen und Studenten erhalten in ihrem außeruniversitären Umfeld eher positive Reaktionen auf die

Tatsache, dass bei Komedialern viele Frauen Informatik studieren. Insgesamt erhalten sie im Schnitt eher wenig schockierte Reaktionen auf den hohen Frauenanteil im Studiengang. Unterschiede im Antwortverhalten von Frauen und Männern deuten jedoch darauf hin, dass Frauen durchaus sensibler auf Äußerungen ihrer Umwelt reagieren und sowohl stärker wahrnehmen, dass es positiv bewertet wird, dass im Komedialern-Studiengang Frauen Informatik studieren, als auch, dass es negativ beurteilt wird.

Weiterempfehlung

Unabhängig vom Geschlecht würden die Studierenden den Studiengang weiterempfehlen und wieder auswählen.

Zusammenfassung, Diskussion und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sowohl die Frauen als auch die Männer im Komedialern-Studium sehr zufrieden sind. Dies zeigt sich auch das diesjährige CHE-Ranking⁴, das auf Aussagen von Studierenden des Studiengangs basiert. Befürchtungen, die Schülerinnen im Vorfeld bezüglich ihrer Studiengangswahl hatten, führten nicht dazu, diesen zu meiden.

Erstaunlich und zugleich ernüchternd ist vor allem der Befund, dass sich stereotype Muster hinsichtlich der Bevorzugung bestimmter Fächer (Frauen Psychologie, Männer Informatik) und der Selbsteinschätzung in Bezug auf den Leistungserfolg zeigen. Frauen bleiben offenbar auch in einem Studiengangskonzept wie Komedialern eher auf Distanz zur Informatik. Offen bleibt eine detaillierte Erfassung tiefergehender Motive für die Wahl (und den Abschluss) dieses Studiengangs, während gleichzeitig der Frauenanteil bei reinen Informatik-Studiengängen immer noch gering ist.

Um dem Frauenmangel in technisch ausgerichteten Fächern entgegenzutreten, sollte demnach eine Konsequenz sein, sich das Curriculum der Informatik und die spezifische Didaktik anzusehen, um strukturelle Veränderungen vornehmen zu können, die Frauen noch stärker ansprechen. Wichtig sind in diesem Zusammenhang vor allem die Durchbrechung der stereotypischen Bevorzugung bestimmter Fächer sowie die Unterstützung bei der Entwicklung einer positiven Erfolgseinschätzung.

Ein Ziel für das Studienprogramm Komedialern wird es sein, die Zufriedenheit zu erhalten oder auch weiter auszubauen. Wie die Ergebnisse zeigen, ist es vor allem wichtig, junge Frauen zu unter-

stützen, um diesen etwa die Ängste vor Stress durch das Studium zu nehmen. Maßnahmen für Mädchen und Frauen wären etwa der Girls' Day für Schülerinnen zwischen 11 und 15 Jahren oder die Sommeruni für ältere Schülerinnen. Außerdem ist es wichtig, den (weiblichen) wissenschaftlichen Nachwuchs an der Universität zu fördern, um so mehr Rollenvorbilder in Form von Lehrkräften in die Informatik zu bringen.

Eine weitere Motivation für Frauen und Männer, ein Studium in diesem Bereich aufzunehmen, wäre es, Berufsbilder, die Psychologie- und Informatikhintergründe verbinden, bekannter zu machen und den Bedarf zu kommunizieren. In ganz unterschiedlichen Bereichen gibt es Bedarf für Experten zur Mensch-Computer-Interaktion, der sich allerdings oft nicht in den klassischen Berufen, sondern in den Schnittstellen zwischen diesen findet. Dies ist den meisten SchülerInnen und Studierenden allerdings nicht bewusst.

In Bezug auf das hier beschriebene Projekt sind noch weitere Schritte geplant, um detailliertere Erkenntnisse zur Situation von Frauen im Informatikstudium zu erhalten. Neben einer tiefergehenden Analyse der bisher erhobenen Daten werden aktuell weitere Datenerhebungen konzipiert. Ergänzend sollen Leitfadenterviews und Befragungen unter Komedialern-Alumni durchgeführt werden.

Das Konzept des Komedialern-Studiengangs ermutigt Frauen, sich für ein Fach mit hohem Informatikanteil einzuschreiben. Nur durch Heranführung und Erhaltung des Frauenanteils in Informatik-Studiengängen kann zukünftig eine höhere Zahl an weiblichen Nachwuchskräften in diesem Bereich erzielt werden. Es ist anzunehmen, dass den Studentinnen, die zufrieden sind und den Studiengang weiterempfehlen, eine Schlüsselrolle zukommt und sie als Multiplikatoren zum zukünftigen Erfolg des Studiengangs und ähnlicher Konzepte beitragen.

Referenzen

- Hoffmann, L. (2010). Follow the white rabbit: Ein experimenteller Vergleich zur Wahrnehmung von Robotern und virtuellen Figuren in verschiedenen Szenarien. Masterarbeit im Studiengang Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften, Universität Duisburg-Essen.
- Tetzlaff, L. (2010). Macht der Ausdruck Eindruck? Experimentelle Untersuchung zum Einfluss des Geschlechts und dem Gebrauch von Gesten auf die Zuschreibung von Führungskompetenz. Masterarbeit im Studiengang Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften, Universität Duisburg-Essen.

⁴ Vgl. www.che-ranking.de.

Gisela Steins

Gender in der Psychologie

Zur Diskrepanz zwischen Erkenntnisstand und Implementierung in die Fachkultur

Die psychologische Grundlagenforschung hat in den letzten Jahrzehnten ein immenses Wissen zur Psychologie der Geschlechter zusammengetragen, und zwar aus allen möglichen psychologischen Perspektiven (Steins 2010). Wie hat sie das geschaffene Wissen für die eigene Fachkultur genutzt? Nach einer kurzen Darstellung zentraler Erkenntnisse der psychologischen Geschlechterforschung und genderspezifischer berufsbiographischer Muster in der Psychologie soll die Implementierung der genderbezogenen Erkenntnisse in die Fachkultur der Psychologie als Wissenschaftsdisziplin beschrieben werden.

Gender: Zentrale Erkenntnisse aus der Psychologie und rund um die Psychologie als Handlungsfeld

Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind klein und statistisch uninteressant. Betrachtlich und statistisch bedeutsam sind die Unterschiede innerhalb der Geschlechtergruppen. Mit anderen Worten: Die Varianz innerhalb der Frauen und Männer ist so groß, dass es zu starken Überlappungen zwischen den beiden Geschlechtergruppen kommt. Diese Verteilung von Beobachtungen und Merkmalen ergibt sich immer dann, wenn Phänomene differenziert untersucht werden. Maccoby berichtet diesen generellen Befund und verweist hier auf statistisch insignifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen, wenn man die Ausprägung aller möglichen psychischen Merkmale und Persönlichkeitseigenschaften betrachtet (Maccoby 2000). Lozo kann dies auch für die gesellschaftlich für Frauen besonders erwünschte Eigenschaft „Emotionalität“ feststellen: Differenziert man die Befunde zu diesem Konstrukt methodisch sauber unter Ausschaltung sozialer Erwünschtheitseffekte, dann verschwinden die Unterschiede zwischen Männern und Frauen (Lozo 2010). Man kann daraus schließen, dass bisherige Befunde eher stereotyper Unterschiede Artefakte sind. Das gilt auch für weitere Eigenschaften, die normalerweise gesellschaftlich als geschlechtsspezifisch verteilt gelten, so z. B. für die Fähigkeit zum räumlichen Vorstellungsvermögen, die als männlich konnotiert gilt, oder verbale Geschicklichkeit, die als weiblich

gilt. Für diese beiden Fähigkeiten zeigen Hirnstein und Hausmann, dass es die Aktivierung eines geschlechtsspezifischen bedrohlichen Stereotyps ist (stereotype threat), das unter Laborbedingungen zu erwarteten Leistungsunterschieden führt, die aber verschwinden, wenn diese Stereotype nicht aktiviert sind (Hirnstein & Hausmann 2010). Frauen und Männer sind gleichermaßen begabt für räumliches Vorstellungsvermögen und sind auch gleichermaßen verbal geschickt; Unterschiede werden nur für sehr spezifische Leistungstests unter spezifischen Bedingungen gefunden. Generell zeigt die psychologische Forschung, dass bislang keine klaren Aussagen darüber getroffen werden können, ob geschlechtsspezifische Leistungsunterschiede einen Hinweis auf unterschiedliche Verarbeitungsmechanismen liefern. Wenn es geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, dann sind sie in der Regel das Produkt aus psychologischen Prozessen (z. B. Selbstwirksamkeit einer Person), sozialen Faktoren (wie beispielsweise das Stereotype threat) und biologischen Prozessen, wobei bis heute unklar ist, wie Sexualhormone die kognitive Leistung verändern könnten.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die psychologische Geschlechterforschung, sofern sie differenziert ist, immer wieder zu dem Schluss kommt, dass es eher die Einstellungen, Werte und internalisierten Normen sind, die mit Verhaltensweisen zusammenhängen, und weniger die Kategorie Geschlecht als solche. Obwohl die Geschlechter die gleichen Fähigkeiten haben und so auch über vergleichbares Potenzial verfügen, schätzen sich Männer und Frauen jedoch systematisch unterschiedlich ein. Was in der objektiven Realität an Gleichheit zu finden ist, wird in der subjektiven Realität der Geschlechterkonstruktionen nicht abgebildet.

Schon Kinder wissen und können es genau benennen, was in unserer Gesellschaft von einer typischen Frau bzw. einem typischen Mann erwartet wird, und haben dies bereits im Grundschulalter internalisiert (Altstötter-Gleich 2004). Dementsprechend schätzen sie sich auch in geschlechtstypischen Fähigkeiten, d. h. in Fähigkeiten, zu denen geschlechtsspezifische Leistungsunterschiede erwartet und damit konstruiert werden, erwartungskonform ein, sofern sie konventionelle

Standards übernommen haben (Forsyth 2004). Bei der Gestaltung dieser subjektiven Realität ist auffällig, dass Jungen sich durchschnittlich überschätzen, während Mädchen sich durchschnittlich unterschätzen. Auch bei diesem starken Trend ist zu beachten, dass es natürlich auch andere Muster gibt. Bei Selbstüberschätzung ist Selbstkritik eher unwahrscheinlich und damit auch vermehrte Anstrengung auf einem Gebiet. Bei Selbstunterschätzung ist Selbstkritik möglich und damit auch vermehrte Anstrengung, jedoch auch bei ungünstigen Zuschreibungsmustern Hilflosigkeit (Smaxwil 2008; Hannover 2010). Positive Emotionen gehen eher mit Selbstüberschätzungen einher, aber auch Emotionen wie Ärger, Wut, Aggression, wenn andere der positiven Einschätzung nicht zustimmen. Aus attributions-theoretischer Perspektive ist eine realistische Selbsteinschätzung wünschenswert, um sich angemessen weiterentwickeln zu können, aber das fällt Jungen wie Mädchen gleichermaßen eher schwer (Smaxwil 2008).

Deswegen erscheint es nur logisch, dass Mädchen besser in der Schule sind, bessere Noten bei Studienabschlüssen haben, d. h. in ihrer schulischen und akademischen Leistung durchschnittlich ihren männlichen Zeitgenossen überlegen sind, wie Metaanalysen auf der Basis von Studien seit 1924 zeigen (Stainton Rogers & Stainton Rogers 2004). Für den weiteren Lebensweg wurde jedoch folgendes paradoxes Phänomen aufgedeckt: Aus den durchschnittlich erfolgreichen Mädchen werden im Durchschnitt auffallend häufig junge Frauen, die sich in ihrem beruflichen Werdegang weniger zutrauen und Berufe wählen bzw. glauben, wählen zu müssen, die gesellschaftlich ein geringeres Prestige aufweisen, was sich in Aufstiegschancen und Einkommen niederschlägt. Bei Männern verläuft der berufliche Erfolg proportional zu ihrer Bildungskarriere, bei Frauen disproportional. Mädchen haben zwar die besseren Bildungsabschlüsse, aber Bildung macht sich bei ihnen berufsbiographisch nicht bezahlt (Steins 2008).

Das ist in der Psychologie genauso wie in anderen Berufsfeldern zu finden. Die Psychologie gilt aufgrund ihres Interesses am Menschen thematisch als weibliche Wissenschaft (Betz & Fitzgerald 1987) und seit den achtziger Jahren ist sie es auch, was die Anteile der Studierenden angeht; der Anteil der weiblichen Studierenden ist beträchtlich gestiegen, steht aber wie in anderen wissenschaftlichen Disziplinen auch in einem auffallenden Missverhältnis zum Anteil der Habilitationen und Professuren (Billmann-Mahecha 2010). Auch außerhalb der Forschung ergeben sich geschlechtssegregierte Arbeitsverhältnisse in der Psychologie (Grote, Hoff, Wahl & Hohner

2001). Horizontal segregiert sind die Geschlechter durch die auffallend diskontinuierlich verlaufende berufliche Biographiegestaltung der Frauen, die, Familie und Beruf vereinbarend, weitaus häufiger als ihre männlichen Kollegen den jahrelangen Ausstieg aus ihren Berufen wählen und dann als Teilzeitkräfte mit vergleichsweise niedrigerem Einkommen und schlechteren Aufstiegschancen in psychologischen Handlungsfeldern arbeiten (Hoff, Dettmer, Grote & Hohner 2002). Aber auch vertikale Segregation finden wir in der Psychologie als Arbeitsmarkt: In den prestigeträchtigen Feldern arbeiten überproportional häufig Männer und insgesamt finden wir häufiger Männer in Führungspositionen. Die weibliche Wissenschaft Psychologie ist also nicht ganz so weiblich: Ihr Wissen wird hauptsächlich durch männliche Akteure geschaffen und ihre Handlungsfelder werden vornehmlich durch männliche Psychologen bestritten.

Die Psychologie hat interessantes empirisch fundiertes Wissen geschaffen darüber, wie Lehr-Lernprozesse gendergerecht gestaltet werden können. So wissen wir aus der Sprachpsychologie, dass gendergerechte Sprache nicht nur politisch korrekt ist, sondern durchaus eine wissenschaftliche Berechtigung hat: In der Tat repräsentieren wir mental eher das Geschlecht, das auch explizit genannt wird und vernachlässigen das nicht Genannte in unserem Denken (Nothbaum & Steins 2010). Wir wissen auch, dass die Art und Weise der Inhaltsvermittlung eine entscheidende Rolle dafür spielt, ob bei Männern und Frauen geschlechtsspezifische Stereotypen entstehen oder nicht. Das minimal-group-Paradigma z. B. verdeutlicht, dass Menschen dazu neigen, größere Gruppen nach einem fast beliebigen Merkmal, das sichtbar sein muss, in Gruppen einzuteilen und dann die Unterscheide zwischen diesen Gruppen zu akzentuieren und in der eigenen Gruppe Gemeinsamkeiten herzustellen. Sie konstruieren eine soziale Realität, die der objektiven nicht entspricht und handeln dann nach den Gesetzen dieser sozialen Realität (Forsyth 2004). So kann auch das Stereotyp threat erklärt werden: Wenn ein geschlechtsspezifisches Stereotyp aktiviert ist wie z. B. „Frauen haben ein schlechtes räumliches Vorstellungsvermögen“, dann ist es wahrscheinlich, dass Frauen in entsprechenden Tests versagen, umgekehrt trifft das auch auf männliche Stereotype zu (Männer sind nicht verbal geschickt). In Lehr-Lernkontexten sollten deswegen Geschlechtsstereotype nicht aktiviert werden. So ist Genderkompetenz nicht eine politisch korrekte Worthülse, sondern eine notwendige Kompetenz aller Lehrenden, denn sie enthält auch die empirisch berechtigte Aufforderung an Lehrende, die eigenen Stereotype zu hinterfragen

und sie nicht bei anderen zu aktivieren. Auch Monoedukation ist vor dem Hintergrund der Ergebnisse zu dieser Forschung kritisch zu betrachten: Sie kann nur dann gewinnbringend für die beteiligten Lernenden sein, wenn die Lehrumgebung frei von Geschlechterstereotypen ist (Hirnstein & Hausmann 2010). Ein letzter Punkt, den wir als gesichert gelten lassen können für gendergerechte Lehre, besonders in der Welt der Erwachsenen: Gelernt und gelehrt werden kann dort am besten, wo auch familienfreundliche Rahmenbedingungen herrschen (Halpern 2008; Steins 2004). Sonst wird Bildung, besonders in der zweiten Sozialisationsphase, immer mehr zu einem Gut für kinderlose Menschen und geht somit der Gesellschaft, die durch eine nachwachsende Generation lebt, stetig verloren.

Implementierung der Erkenntnisse in die Fachkultur

Psychologische Fachinhalte sind nicht frei von Geschlechterstereotypen. Besonders soziobiologische Inhalte, die seit den achtziger Jahren immer stärker in der Psychologie Fuß gefasst haben, transportieren häufig unkritisch kommentiert traditionelle geschlechtsspezifische Inhalte. Trotz aller berechtigten Kritik an den empirischen Methoden der Soziobiologie wird diese als wichtige Theorie in nahezu alle psychologischen Teildisziplinen transportiert (Stainton Rogers & Stainton Rogers 2004).

Auch ist es möglich, Psychologie zu studieren, ohne sich jemals mit Genderforschung auseinandergesetzt zu haben. Gender als Thema ist im Psychologiestudium nicht curricular verankert; an der Soziobiologie kommt man jedoch nicht vorbei. Noch gibt es keine Forschung dazu, wie soziobiologische Inhalte bei den Studierenden rezipiert werden. Eigentlich müssten sie nach psychologischem Erkenntnisstand Geschlechterstereotype aktivieren und damit die bekannten Fähigkeitseinschätzungen bei Männern und Frauen auslösen. Das ist besonders im Fach Psychologie tragisch, denn Statistik und Mathematik ist für die Psychologie als Wissenschaft wichtig (Hannover & Rau 2010).

Die Psychologie setzt in ihrer Lehre also einen großen Teil ihres eigenen Wissens nicht um, insofern sie selber Geschlechterstereotype sowohl transportiert als auch aktiviert. Dies auch noch in sexistischer Schreibweise: Die meisten Lehrwerke, auch hochschuldidaktische Lehrwerke, verzichten zugunsten ästhetischer Argumente auf eine gendergerechte Sprache. Dazu kommt: In keinem hochschul- oder schuldidaktischen Werk wird explizit auf das Thema Gender eingegangen (Steins 2011).

Fazit

Die wissenschaftliche Psychologie hat eine Menge zu sagen zur Entwicklung einer geschlechtsspezifischen Identität und sehr gute Techniken entwickelt, welche die Selbstwirksamkeit eines Individuums stärken, die schon vielen Jungen und Mädchen zu Gute gekommen sind (Tollefson 2000; Ziegler & Heller 1998). Sie weiß, wie wichtig es ist, dass Individuen sich realistisch einschätzen können und Selbstwirksamkeit entwickeln. Bei der Ausbildung ihres eigenen Nachwuchses verzichtet sie auf die Anwendung dieses Wissens. Dies ist ein Missstand, der zu vielen Forschungsfragen Anlass gibt: Warum existiert diese Diskrepanz zwischen Wissen und Implementierung in die Fachkultur? Wie kann die Diskrepanz überwunden werden? Würden Studierende der Psychologie von Gender als curricular verpflichtendem Baustein in ihrer berufsbiographischen Gestaltung profitieren? Wie sieht es mit anderen Fächern aus? Konkreter gefragt: Wird eine Studentin, die sich differenziert mit Gender beschäftigt hat und so mit Realitätskonstruktionen und individueller Freiheit, später eine asymmetrische Beziehung zu einem Partner hinnehmen und damit ökonomische Beschränkungen sowie solche ihrer eigenen beruflichen Weiterentwicklung? Meine Hypothese: Nein! Wird ein Student nach einer differenzierten Beschäftigung mit psychologischer Genderforschung seine traditionellen Maskulinitätsvorstellungen behalten? Meine Hypothese: Nein!

Literatur

- Altstötter-Gleich, Christine (2004): Expressivität, Instrumentalität und psychische Gesundheit. Ein Beitrag zur Validierung einer Skala zur Erfassung des geschlechtsrollenbezogenen Selbstkonzepts. In: Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 25, 123–139.
- Betz, Nancy E. & Fitzgerald, Louise F. (1987): The career psychology of women. Orlando, Florida, Academic Press.
- Billmann-Mahecha, Elfriede (2010): Die Beteiligung von Frauen an der Entwicklung der wissenschaftlichen Psychologie – ein historischer Rückblick. In: Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, S. 395–408.
- Grote, Stefanie, Hoff, Ernst-H., Wahl, Anja & Hohner, Hans-Uwe (2001): Unterschiedliche Berufsverläufe, Berufserfolg und Lebensbedingungen von Frauen und Männern in zwei hochqualifizierten Berufen. In: Hildebrand-Nilshon, Martin, Hoff, Ernst-H. & Hohner, Hans-Uwe

- (Hrsg.): Berichte aus dem Bereich „Arbeit und Entwicklung“ am Institut für Arbeits-, Organisations- und Gesundheitspsychologie an der FU Berlin, Nr. 16.
- Halpern, Diane F. (2008): Nurturing careers in Psychology: Combining work and family. In: *Educational Psychology Review*, 20, 57–64.
 - Hannover, Bettina (2010): Sozialpsychologie und Geschlecht: Die Entstehung von Geschlechtsunterschieden aus der Sicht der Selbstpsychologie. In Steins, Gisela (Hrsg.): *Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, 27–42.
 - Hannover, Bettina & Rau, Melanie (2010): Geschlechtergerechte Instruktion am Beispiel der Statistik-Lehre im Psychologiestudium. In Spie, Christiane, Schober, Barbara, Wagner, Petra, & Reimann, Ralph (Hrsg.): *Bildungspsychologie*. Göttingen, Hogrefe, S. 406–409.
 - Hirnstein, Marco & Hausmann, Markus (2010): Kognitive Geschlechtsunterschiede. In Steins, Gisela (Hrsg.): *Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, 69–86.
 - Hoff, Ernst-H., Dettmer, Susanne, Grote, Stefanie & Hohner, Hans-Uwe (2002): Formen der beruflichen und privaten Lebensgestaltung. In: Hildebrand-Nilshon, Martin, Hoff, Ernst.-H. & Hohner, Hans-Uwe (Hrsg.), *Berichte aus dem Bereich „Arbeit und Entwicklung“ am Institut für Arbeits-, Organisations- und Gesundheitspsychologie an der FU Berlin*, Nr. 17.
 - Lozo, Ljubica (2010): Emotionen der Geschlechter: Ein fühlbarer Unterschied? In Steins, Gisela (Hrsg.): *Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, S. 43–54.
 - Maccoby, Eleanor (2000): *Psychologie der Geschlechter*. Stuttgart: Klett-Cotta.
 - Nothbaum, Norbert & Steins, Gisela (2010): Nicht sexistischer Sprachgebrauch. In Steins, Gisela (Hrsg.): *Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 409–415.
 - Smaxwil, Julia (2008): Geschlechtsspezifische Lern- und Motivationsprozesse – Lernen Mädchen anders als Jungen?. In Steins, Gisela (Hrsg.): *Geschlechterstereotype in der Schule – Realität oder Mythos? Anregungen aus und für die schulische Praxis*. Berlin, Pabst Science Publishers, 42–63.
 - Stainton Rogers, Wendy & Stainton Rogers, Rex (2004): *The Psychology of Gender and Sexuality*. Oxford, Open University Press.
 - Steins, Gisela (2004): Arbeitsplatz Universität. Grundhaltungen gegenüber jungen Wissenschaftlerinnen und ihre Konsequenzen. In: *Forschung & Lehre*, 8, 440–441
 - Steins, Gisela (2008): *Identitätsentwicklung*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
 - Steins, Gisela (2010): *Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften.
 - Steins, Gisela (2011): *Geschlechterforschung und Psychologie als Wissenschaftsdisziplin*. In Kampshoff, Marita & Wiepcke, Claudia (Hrsg.), *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften (im Druck).
 - Tollefson, Nona (2000): Classroom applications of cognitive theories of motivation. In: *Educational Psychology Review*, 12, 63–83.
 - Ziegler, Albert & Heller, Kurt A. (1998): Motivationsförderung mit Hilfe eines Reattributionsstrainings. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 44, 216–229.

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Gisela Stein
 gisela.stein@uni-due.de

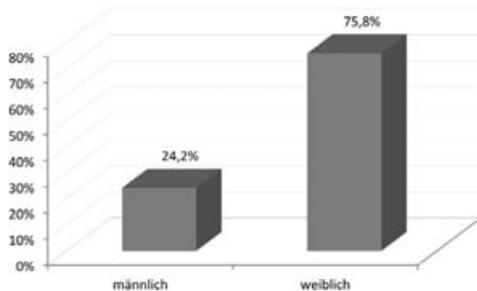
Magdalena Zomerfeld

Mitmachen und Nachmachen! Gendersensible Projekte für Schülerinnen und Schüler an der Ruhr-Universität Bochum

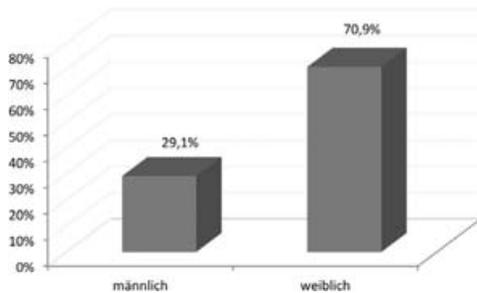
1 Ausgangslage und Handlungsbedarf

Ähnlich wie im Bundesdurchschnitt lässt sich eine ungleiche Verteilung der Geschlechter innerhalb der Bochumer Studierendenschaft in bestimmten Fakultäten beobachten.

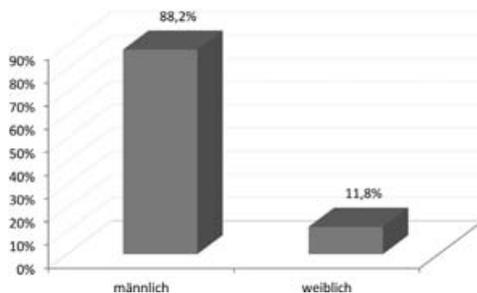
Psychologie WiSe 2010/2011 (n=784)



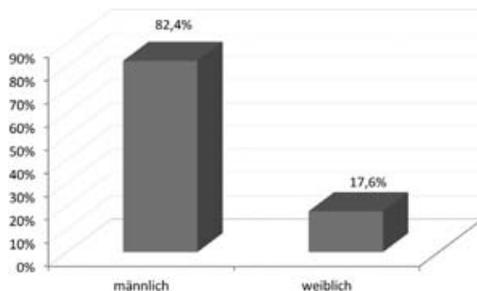
Philologie WiSe 2010/2011 (n=5931)



Elektro- und Informationstechnik WiSe 2010/2011 (n=1793)



Physik und Astronomie WiSe 2010/2011 (n=551)



Um dieser Ausgangslage zu begegnen und das Potenzial der Studienbewerber/innen bestmöglich zu nutzen, bietet die Ruhr-Universität Bochum gendersensible Beratungsangebote, Informationsbroschüren und Workshops an.

In dem Verständnis, dass sowohl individuelle als auch kulturelle und gesellschaftliche Faktoren die Studienwahl junger Frauen und Männer beeinflussen, entwickelt die Ruhr-Uni vielfältige Projektlinien, um Studieninteressierte jenseits von Geschlechterstereotypen zu informieren. Unter dem Projekttitel „MINT – Schülerinnenprojekte in Mathematik, Ingenieurwissenschaften, Naturwissenschaften und Technik“ werden Schülerinnen adressiert. Der Titel „JIP“ steht für „Jungs in Projekten“ und beinhaltet verschiedene Angebote, in denen männliche Schüler gesellschaftswissenschaftliche und sprachwissenschaftliche Fakultäten kennenlernen können.

Im Fokus der beiden geschlechtersensiblen Projekte stehen zwei Aspekte:

1. MINT- und JIP-Projekte bieten Rollenvorbilder und Identifikationsschablonen, die Jugendlichen mehr Orientierung ermöglichen. Sowohl Informationsbroschüren, die erfolgreiche Akademikerinnen und Akademiker in „geschlechteruntypischen“ Berufsfeldern vorstellen, als auch der persönliche Kontakt zwischen Schülerinnen und Schülern und studentischen Mentorinnen und Mentoren stehen im Zentrum der Projekte. Aus der Beratungsperspektive wird Hilfe bei der Studienorientierung geboten. Aufgrund der Vielfalt der (Aus-)Bildungsmöglichkeiten, der raschen Veränderungen am Arbeitsmarkt und der Erosion standardisierter Lebensverläufe nehmen Orientierungsschwierigkeiten junger Erwachsener im Übergang von der Schule zum Studium und Beruf zu (Oechsle (2009), S. 13ff.). Parallel zum Strukturwandel des Arbeitsmarktes verändern sich Muster der Lebensführung und traditionelle Erwerbsbiographien weichen auf. Standardisierte und institutionalisierte Lebensverläufe werden zugunsten diskontinuierlicher Lebensgestaltung abgelöst, was den Akteuren vermehrt eine aktive und engagierte Selbststeuerung abverlangt (ebd., S. 14). Diese Prozesse betreffen insbesondere die Jugendlichen in der Übergangsphase zum Erwachsenenalter (vgl. auch Hurrelmann (2003)). Neben der zunehmenden Komplexität

des Arbeitslebens entwickeln junge Erwachsene selbst immer anspruchsvollere Anforderungen an die berufliche Tätigkeit. Ihre Werthaltungen sind insofern vielschichtiger, als dass sie materielle sowie auch postmaterielle Orientierungen bei der Studien- und Berufswahl berücksichtigen (Oechsle (2009), S. 16). Berufsorientierungsprozesse sind stark gekoppelt an die Lebensplanung insbesondere der jungen Frauen, aber zunehmend auch an die Lebens- und Familienplanung der jungen Männer. Diese Prozesse fallen zeitlich zusammen mit der Phase der Spätadoleszenz, in der die Jugendlichen sich ganz zentral mit der Entwicklung ihrer persönlichen Werte und Ziele auseinandersetzen und wenig Erfahrung haben mit ihrer Selbstwahrnehmung und -definition. Dieser Umstand verlangt eine institutionelle Hilfestellung und Anleitung der Jugendlichen bei der Erkundung persönlicher und struktureller Potenziale (ebd., S. 16f.).

2. Gendersensible Projekte eröffnen Jugendlichen Handlungsspielräume und Erfahrungsräume, um sie in der Herausbildung einer Geschlechtsidentität zu unterstützen. Die Heranwachsenden bekommen die Chance, die Erfahrung zu machen, dass ihre Fähigkeiten und ihr Wissen nicht geschlechtergebunden sind, und sie erleben sich als aktiv und kompetent. Anknüpfend an die häufig beobachteten geschlechtsspezifischen Unterschiede bei der Studien- und Berufswahl wurden zahlreiche Untersuchungen durchgeführt, um Ursachen für diese zu finden. Im Zusammenhang mit Schulleitungsstudien, Psychologischen Studien und Sozialisationsstudien werden Unterschiede des Selbstkonzepts bezogen auf die eigene Einschätzung der Begabung und Leistung der Schülerinnen und Schüler festgestellt (Lojewski (2011), S. 288ff). Das Selbstkonzept beinhaltet das Zutrauen eigener Begabungen und Leistungen und beeinflusst die Leistungsbereitschaft und somit künftige Leistungen. Das Interesse von Jungen an Naturwissenschaften und Technik wird von ihnen eher als von Mädchen erwartet und die Jungen verhalten sich der erwarteten Geschlechtsstereotypen entsprechend. Dieses daraus wachsende Interesse an naturwissenschaftlich-technischen Fragestellungen wird bei Jungen stärker gefördert, was ebenfalls dazu führt, dass sie sich selbst als kompetent in diesem Bereich einschätzen. Mädchen sind einer Inkonsistenz zwischen Geschlechterstereotypen und Interessen ausgesetzt, was zu einem eher schwächeren Selbstkonzept im naturwissenschaftlich-technischen Bereich führt (Stürzer (2003), S. 115). Die Selbsteinschätzung von Mädchen hinsichtlich ihrer Fähigkeiten im Physikunterricht nimmt von der siebten bis zur zehnten Jahrgangsstufe deutlich ab, auch wenn die Schülerinnen unter-

sucht werden, deren Leistungen faktisch auf dem Niveau der Jungen liegen. Zudem können sich Schülerinnen, die ein sehr gutes Selbstkonzept in Physik besitzen, nicht vorstellen, einen Beruf zu ergreifen, der mit dem Fach im Zusammenhang steht. Schülerinnen, die schlechte Leistungen erbringen, führen diese Misserfolge auf mangelnde Fähigkeiten zurück, während Jungen Misserfolge mit mangelnder Vorbereitung und Anstrengung attribuieren.

Parallel zu diesen Ergebnissen wird ein sinkendes Selbstkonzept und Interesse von Jungen im Deutschunterricht beschrieben (Budde (2008), S. 19ff). Diese Entwicklung verschärft sich von der Primarstufe bis hin zum Sekundarbereich. Jungen haben weniger Freude am Deutschunterricht und lesen weniger häufig in ihrer Freizeit. Zudem kommt die Textauswahl eher den Leseinteressen der Mädchen entgegen. Textgenres, für die sich Jungen stark begeistern, wie beispielsweise Comics und Bauanleitungen, werden wenig im Unterricht eingesetzt. „Das negative Selbstkonzept korrespondiert mit der Erwartungshaltung von Lehrkräften. Dies hat teilweise gravierende Folgen, denn die Unterstellung schlechterer Leistungen und geringerer Motivation überschneidet sich mit der Tatsache, dass Jungen bei gleicher Kompetenz tendenziell schlechtere Noten erhalten als Mädchen. Auch Eltern schätzen Jungen schlechter und vor allem unmotivierter ein als Mädchen, auch wenn beide über das gleiche Kompetenzniveau verfügen (vgl. Bos u. a. 2003). So entwickelt sich ein Zirkelschluss aus negativer Selbst- und Fremdzuschreibung, der in der Sekundarstufe I die oben beschriebenen Auswirkungen zeigt.“ (ebd., S. 20)

2 Gendersensible Projekte an der RUB: Ziele und Wege

Maßgeblich im Schulalter entwickeln Mädchen und Jungen eine Geschlechterrolle und entdecken ihre Neigungen und Interessen. Sowohl symbolische Stereotype als auch die schulische Sozialisation stellen entscheidende Weichen für Geschlechterdualität und tragen zu geschlechtsspezifischen Berufsverläufen bei. Innerhalb der gendersensiblen Projekte der Ruhr-Universität Bochum erhalten Schülerinnen und Schüler die Chance, ihnen bisher unbekannte Fächer zu erkunden. Sie lernen in einer Gruppe Gleichgesinnter eigene Stärken besser kennen und finden jenseits von tradierten Rollenvorstellungen eine Bestätigung ihrer Interessen. Zudem werden „geschlechteruntypische“ Rollenvorbilder angeboten, um Jugendlichen vielfältige Studien- und Berufsbereiche und damit verbundene Lebensperspektiven zu eröffnen.

2002 startete das Gleichstellungsbüro der RUB die Koordination der MINT-Projekte. Zentral für diese Projekte waren verschiedene Maßnahmen zur Orientierung bei der Studienwahl und Mitmachaktionen für Schülerinnen in den natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fakultäten. Seit dem Jahr 2009 ist die Koordination der MINT-Projekte im Dezernat 2 „Studierendenservice und International Office“ angesiedelt, was dem Selbstverständnis Rechnung trägt, Gleichstellungsarbeit als Querschnittsaufgabe der Hochschule wahrzunehmen. Im Jahr 2010 wurden die JIP-Projekte realisiert, um als Pendant zu MINT auch Jungen den Zugang zu einer reflektierten Studien- und Berufswahl zu eröffnen. MINT und JIP sind Teil der „Jungen Uni“, die alle Schulprojekte bündelt, die an der RUB angeboten werden (www.ruhr-uni-bochum.de/jungeuni).

Durch ein Team in der Abteilung Campus Service der Ruhr-Universität Bochum koordiniert, werden MINT- und JIP-Projekte mit großem Engagement der Fakultäten und den Alfred Krupp-Schülerlabors durchgeführt. Es werden im Rahmen des Girls' Days/Boys' Days und dem Sommerprojekt Workshops, Seminare und Vorlesungen für Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I und Sekundarstufe II angeboten. Innerhalb der MINT Schülerinnenprojekte werden Angebote derzeit beim Girls' Day und beim „Sommerprojekt“ in den NRW-Sommerferien an der RUB durchgeführt. Der Titel „JIP“ steht für „Jungs in Projekten“ und beinhaltet verschiedene Angebote, in denen männliche Schüler gesellschaftswissenschaftliche und sprachwissenschaftliche Fakultäten kennenlernen können. Beim Boys' Day haben Schüler die Möglichkeit, an geisteswissenschaftlichen und lebenswissenschaftlichen Workshops teilzunehmen. Zudem wurden die Broschüren „Vorbilder“ für Schülerinnen und Schüler herausgegeben, die erfolgreiche Frauen und Männer in „untypischen“ Berufsbereichen porträtieren. Im Rahmen beider Projektlinien werden in den jeweiligen Fakultäten die Altersgruppe angepasste Veranstaltungen konzipiert. Seminare, Vorlesungen und Experimente geben einen Einblick in die universitäre Lehre und ermöglichen ein erstes „Schnuppern“ in den universitären Alltag. Die Veranstaltungen sprechen die Schülerinnen und Schüler auch dadurch an, dass sie handlungsorientiert gestaltet sind. Die Aktivität der Schülerinnen und Schüler wird durch die Aufgabenstellung, die Auswahl des Untersuchungsthemas und den Versuchsaufbau gefordert und ihre Lernprozesse werden durch die eigene Beteiligung gelenkt. Durch ihre Tätigkeit lernen die Schülerinnen und Schüler komplexe Zusammenhänge kennen und erhalten einen Einblick in Lehre und Forschung der Ruhr-Universität Bochum.

Die Ziele beider Projektlinien sind vielfältig gelagert. Eine Zielsetzung der MINT-Projekte ist es, naturwissenschaftlich interessierte Schülerinnen zu fördern und für die Wissenschaft zu begeistern. Im Rahmen der JIP-Projekte verfolgt die RUB das Ziel, jungen Männern ein Bild von Fächern wie beispielsweise Erziehungswissenschaft oder Psychologie zu zeigen und sie für die geisteswissenschaftliche Forschung zu gewinnen.

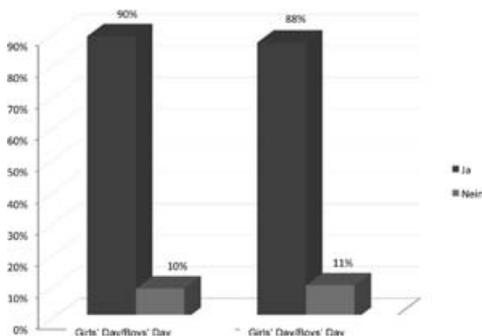
Zielsetzung von MINT und JIP ist auch, Hilfestellung und Orientierung zu bieten durch eine fundierte Studienberatung und erste Zugänge zu universitärer Lehre. Insbesondere beim Girls' Day/Boys' Day und beim Sommerprojekt wird ein Feld geboten, auf dem sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einbringen, ihre Fähigkeiten und Interessen in Workshops und Seminaren erproben können und damit die Möglichkeit bekommen, ihre Leistungen zu reflektieren. Auch eine begründete Entscheidung der Jugendlichen gegen ein bestimmtes Studienfach auf der Basis der Teilnahme an diesen Projekten kann als Ziel betrachtet werden, um so Studienfachwechsel oder gar -Abbruch zu vermeiden. Zudem ist es eine weitere Zielsetzung der Projekte, die Identifikation mit Rollenvorbildern zu ermöglichen und gendersensible Berufsrollen vorzustellen. Flankiert werden diese beiden Projektlinien durch die Hilfestellung der Studienberater/innen und Tutor/innen aus den Fakultäten, die Informationen über Studieninhalte und Berufsperspektiven liefern. Durch die Betreuung studentischer Mentor/innen in den Workshops wird eine Identifikationsschablone angeboten. Auf der Grundlage der Erfahrung der Studierenden lernen die Teilnehmenden, wie unterschiedlich die individuellen Studienfachentscheidungen sind und wie Orientierungsprozesse erfolgreich bewältigt werden können. Zudem ist es das Ziel der Projekte, vorhandene Interessen der Teilnehmenden zu stärken und sie durch die fachliche und persönliche Unterstützung zu ermutigen, die Möglichkeit einer eher geschlechterrolle diskongruenten Studienwahl gedanklich und praktisch zuzulassen.

Neben der individuell konnotierten Förderung verfolgen die Projekte für die Hochschulorganisation strategisch relevante Ziele. Der Anteil weiblicher Studierender sowie der weiblichen Absolventen in den MINT-Fakultäten soll erhöht werden, wodurch das Niveau der Studierendenschaft seinem Potenzial entsprechend gesteigert werden kann. Auch die Anzahl der männlichen Studierendenschaft in den Fakultäten wie Philologie, Psychologie und Medizin eröffnet Steigerungspotenzial. Eine gute Passung individueller Interessen und Stärken mit den fachlichen Anforderungen eines Studiengangs liegt sowohl im Interesse der Hochschule als auch im Interesse der Studieninteressierten.

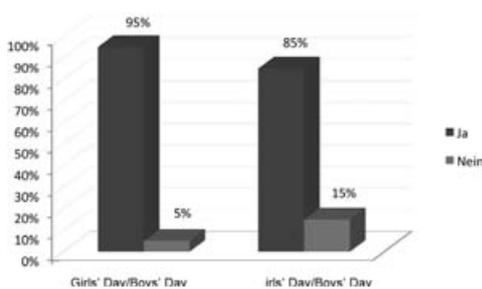
3 Rückmeldungen der Teilnehmenden

Im Anschluss an die Projekte werden Zufriedenheitsbefragungen unter den Teilnehmenden durchgeführt, indem sie ihre Einschätzung anonym in Fragebögen eintragen können. Neben geschlossenen Fragen werden offene Fragen gestellt, um Lob und Kritik zu erfassen. Die Resonanz der Teilnehmenden bei den Projekten ist sehr positiv. Sie geben an, dass sie die Schulprojekte weiterempfehlen können und dass ihnen die einzelnen Workshops gefallen haben. Die meisten Jugendlichen geben zudem an, dass sie sich vorstellen können, an der RUB zu studieren. Exemplarisch werden im Folgenden einige Ergebnisse der Teilnehmendenbefragung aus dem Jahr 2011 vorgestellt.

Teilnehmendenbefragung Girls' Day/Boys' Day 2011, es lagen 563 erfasste Fragebögen vor. „Würdest Du anderen Jugendlichen empfehlen, auch an einem Schulprojekt der RUB teilzunehmen?“



Teilnehmendenbefragung Girls' Day/Boys' Day 2011, es lagen 563 erfasste Fragebögen vor. „Könntest Du Dir vorstellen, später an der RUB zu studieren?“

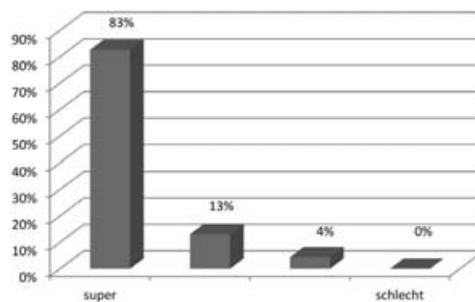


Zitate der Teilnehmenden im offenen Feld „Hier ist Platz für Lob und Kritik“, Teilnehmendenbefragung Girls' Day/Boys' Day 2011:

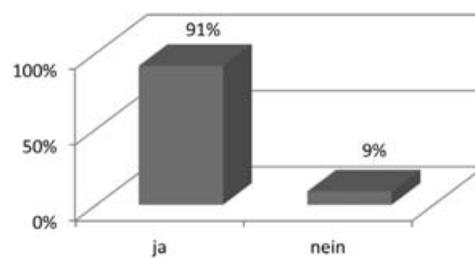
- „Ich fand das Projekt sehr informativ und man sollte so etwas öfter machen.“
- „Insgesamt hat es mir sehr gut gefallen. Ich habe vor allem auch viel über das Leben an der Universität im Allgemeinen gelernt.“
- „Am besten hat mir gefallen, dass wir einen Roboter programmieren durften.“

- „Ich fand es super, dass Studierende und Professoren der RUB sich unseren Fragen stellen.“
- „Der heutige Tag hat mir sehr gut gefallen und ich habe vor, auch im nächsten Jahr an einem Schulprojekt der RUB teilzunehmen.“
- „Ich fand die praktischen Einsatzmöglichkeiten in dem Fachbereich sehr interessant.“

Teilnehmerinnenbefragung beim Sommerprojekt 2011, es liegen 32 erfasste Fragebögen vor. „Wie hat Ihnen das Schulprojekt gefallen?“



Teilnehmerinnenbefragung beim Sommerprojekt 2011, es liegen 32 erfasste Fragebögen vor. „Können Sie sich vorstellen, später an der RUB zu studieren?“



Zitate der Teilnehmerinnen im offenen Feld „Hier ist Platz für Lob und Kritik“, Teilnehmerinnenbefragung Sommerprojekt 2011:

- „Es hat Spaß gemacht und die Mentorinnen und Veranstalter waren super freundlich, nett und motiviert.“
- „In manchen Projekten haben wir sogar schwieriges Neues gelernt ... Super!“
- „Ich war in dieser Woche das erste Mal an der RUB und es hat mir viel Spaß gemacht. Die Workshops waren echt klasse, haben ebenfalls Spaß gemacht und mir einen guten Einblick in das Fach gegeben. Ich freue mich schon aufs nächste Jahr. Ach, und vielen Dank an die Mentorinnen, ihr ward klasse!“
- „Die Sommerprojektwoche hat mir sehr gut gefallen. Ich hatte jede Menge Spaß und habe viele neue Eindrücke erhalten.“
- „Die Universität fand ich total klasse. Auch dass man hier alles so gut erklärt bekommt finde ich gut.“
- „Sehr informativ und abwechslungsreich. Einblicke in viele Gebiete und eine tolle Mensa.“

Es ist sehr erfreulich, dass die Teilnehmenden die Projekte positiv bewerten und die aktiven Anteile in den Workshops und Praxisbezüge loben. Auch geben die Schülerinnen den Lehrenden und Mentorinnen ein positives Feedback. Aufgrund der Teilnehmendenrückmeldungen kann davon ausgegangen werden, dass die Projektziele erreicht werden. 1. MINT- und JIP-Projekte bieten Rollenvorbilder und Identifikationsschablonen, die Jugendlichen berichten über einen positiven Kontakt zu den Mentorinnen und Mentoren. 2. Die Projekte eröffnen Jugendlichen Handlungsspielräume und Erfahrungsräume und sie machen die Erfahrung, in „geschlechteruntypischen“ Fachbereichen interessante Zusammenhänge zu lernen.

Literatur

- Budde, Jürgen (2008): Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/ männlichen Jugendlichen. Bonn; Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Bos, Wilfried/Lankes, Eva-Maria/Prenzel, Manfred/Schwippert, Knut/Valtin, Renate/Walther, Gerd (2003): Erste Ergebnisse aus IGLU. Schülerleistungen am Ende der vierten Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich. Münster:

Waxmann. www.erzwiss.uni-hamburg.de/IGLU/home.htm

- Oechsle, Mechthild/Knauf, Helen/Maschetzke, Christiane/Rosowski, Elke (2009): Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hurrelmann, Klaus (2003): Der entstrukturierte Lebenslauf. Die Auswirkungen der Expansion der Jugendphase. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 23(2), 115–126.
- Lojewski, Johanna: Geschlecht und Studienfachwahl – fachspezifischer Habitus oder geschlechtsspezifische Fachkulturen?. In: Bornkessel, Phillip/Asdonk, Jupp (Hg) (2011): Der Übergang Schule Hochschule. Zur Bedeutung sozialer, persönlicher und institutioneller Faktoren am Ende der Sekundarstufe II. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 279–348.
- Stürzer, Monika: Geschlechtsspezifische Schulleistungen. In: Stürzer, Monika/Roisch, Henrike/Hunze, Annette/Cornelißen, Waltraud (2003): Geschlechterverhältnisse in der Schule. Opladen: Leske + Budrich, S. 83–121.

Kontakt und Information

Magdalena Zomerfeld
Ruhr-Universität Bochum
Dezernat 2, Abteilung Campus
Service
Kordinatorin der MINT-
Schülerinnenprojekte
Tel.: (0234) 32-23360
magdalena.zomerfeld@rub.de
FNO 02|17, Universitätsstr. 150,
44801 Bochum
[www.ruhr-uni-bochum.de/
jungeuni](http://www.ruhr-uni-bochum.de/jungeuni)

Eva Wegrzyn

Vorher/Nachher – Ergebnisse der Online-Befragung zum Gender-Portal der Universität Duisburg-Essen und was daraus wurde

Internetauftritte machen Ideen und Institutionen sichtbar, oder: zugespitzt: Heutzutage scheint nur das in Wahrnehmung real zu existieren, was auch im virtuellen Raum präsent ist. So wird auch zunehmend das Thema „Gender“ von Bildungsinstitutionen und politischen AkteurInnen im Netz platziert. Entsprechende Internetportale zum Thema Gleichstellung an der Hochschule gibt es heute einige an der Zahl im deutschsprachigen Raum – Beispiele hierzu sind u. a. die Gender-Portale der Universitäten Duisburg-Essen, Bielefeld, Klagenfurt, Lüneburg, Paderborn oder St. Gallen.

Das Gender-Portal der Universität Duisburg-Essen (UDE) war das erste seiner Art mit dem Fokus auf Gleichstellung. Es ging 2006 online und wird seitdem kontinuierlich weiterentwickelt. Ziel der Initiatorinnen aus dem Gleichstellungsbüro und dem Zentrum für Hochschul- und Qualitätsent-

wicklung war es, mittels eines „gleichstellungsorientierten Wissensmanagements“ über die Ideen, Intentionen und Maßnahmen von Gender Mainstreaming an Universitäten zu informieren (Mense, Schönborn 2007). Inwiefern erreicht die Redaktion des Portals die Zielgruppe, in erster Linie die Beschäftigten und Studierenden der UDE? Wer nutzt also das Portal? Wie bewertet die Zielgruppe den Internetauftritt, z. B. in Bezug auf die Auswahl der Inhalte, der Texte und der Bilder? Diese Fragen fanden Eingang in meine Masterarbeit in Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum. Eine Online-Befragung wurde konzipiert und Ende 2009 durchgeführt. In diesem Beitrag werden die wesentlichen Ergebnisse der Befragung zusammengefasst: das Feedback der Teilnehmenden zur inhaltlichen und graphischen Aufmachung des Portals und wie das Feedback umgesetzt wurde. Doch zunächst folgt ein Ein-

blick in den thematischen Aufbau des Portals. Die Grafik zeigt die Startseite des Portals, noch im alten Corporate Design der Universität Duisburg-Essen, das im Oktober 2011 durch ein neues Design ersetzt wurde:

Die Navigation (links im Bild) bildet die ursprünglichen Schwerpunktthemen des Portals in den Handlungsfeldern gleichstellungsorientierter Hochschulentwicklung der UDE ab: Gender und Lehre, Geschlechterforschung, Gender Mainstreaming sowie Naturwissenschaft und Technik. Inhalte der Startseiten der entsprechenden Menüpunkte sind einführende Texte zur Relevanz von Gender im jeweiligen Handlungsfeld, Beispiele aus der Praxis (insbesondere zur Lehre und Gender Mainstreaming) und die Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung in den einzelnen Fachbereichen sowie Forschungseinrichtungen (z. B. Essener Kolleg für Geschlechterforschung) der UDE. Darüber hinaus wird anhand der Navigation deutlich, worauf der weitere Fokus des Portals liegt: Die Bereitstellung von statistischem Material unter „Daten & Fakten“ zu den Geschlechterverhältnissen an der Universität, das Aufzeigen von Service- und Beratungsangeboten sowie genderbezogene Lehre und Forschung an der UDE im Gender-Vorlesungsverzeichnis und in der Gender-Publikationsplattform.

Ergebnisse der Befragung (Auswahl)

Die Einladung zur Umfrage erfolgte im Dezember 2009 über interne und externe E-Mail-Verteiler sowie Newsletter (z. B. das CEWS-Journal). Sämtliche Beschäftigte (ca. 5.700) der UDE, inklusive der Medizin, konnten über einen zentralen Mailverteiler erreicht werden. Darüber hinaus war der Fragebogen über einen öffentlich zugänglichen Link im Portal abrufbar.

Insgesamt konnten bei der Befragung zum Gender-Portal 298 Datensätze in der Auswertung berücksichtigt werden. Durch die vielfältigen Rekrutierungswege von Teilnehmenden handelt es sich nicht um eine repräsentative Stichprobe. Die Ergebnisse dienen vielmehr einer ersten Einschätzung der Nutzungsreichweite sowie den Wünschen bzw. Einstellungen der Zielgruppe in Bezug auf das Gender-Portal. Fast alle Teilnehmenden (n=285) gaben an, Angehörige der UDE zu sein. Gut zwei Drittel davon waren weiblich. Knapp 50 % waren zwischen 25 und 35 Jahren alt. Die Mehrheit der Befragten ordnete sich den wissenschaftlichen Beschäftigten zu (43 %), die zweit- bzw. drittgrößten Gruppen stellten die Studierenden (etwa 24 %) bzw. die Beschäftigten in Technik und Verwaltung (etwa 23 %).

Eine zentrale Frage der Untersuchung galt der möglichen Reichweite des Portals. Nur rund ein



Viertel der Befragten (n=71), davon zwei Drittel Frauen, gab an, das Portal vor der Befragung besucht zu haben. Zum Zweck des Besuchs wurden mehrheitlich die Items Gleichstellungspolitische Arbeit (n=32), Studienzwecke (Referat, Hausarbeit; n=30) und „Gestaltung meiner Lehrveranstaltung als Dozierende“ (n=22) ausgewählt.

In den folgenden Abschnitten liegt der Fokus auf den Antworten, die zu den offenen Fragen gegeben wurden, und zwar zu den Aspekten Verständlichkeit, graphische Umsetzung und Themen. Aus den Antworten ist abzulesen, dass die Texte insgesamt kürzer gehalten und die Möglichkeiten des Internets in Bezug auf Verlinkungen auf längere Texte und weiterführende Literatur besser genutzt werden sollten. Weniger ist hier offenbar mehr. Klarer herausgearbeitet werden sollte die Praxisrelevanz der Themen:

„Zwar sind die Informationen verständlich, aber in den meisten Punkten stößt man/frau zunächst auf ellenlange ‚mission statements‘ und nicht auf Praxisbezüge. Das Portal dürfte wohl in seiner jetzigen Form diejenigen, die noch nicht für Gender sensibilisiert werden konnten, eher abstoßen als anziehen. Bitte (vor allem in Hinblick auf die männlichen Professoren aus den MINT-Fächern) lieber kurz, knackig und mit Blick auf die Effekte, die sich durch Gendersensibilisierung erzielen lassen.“ (ebd.: 37)

Die Verwendung des Genderbegriffs wurde von einigen Teilnehmenden bemängelt, abzulesen an folgenden Kommentaren: „Klares, einfaches Deutsch verwenden“, „Was ist ‚Gender‘??? Ich verstehe hier nur Bahnhof und da bin ich nicht der einzige.“

Einige Teilnehmende fanden die Einrichtung von interaktiven Funktionen wichtig, z. B. durch Blogs/Foren. Eine Person wünscht die „Einrichtung/Verbesserung der Möglichkeit, zu Gender-Forschern themenspezifisch Kontakt aufzunehmen“, da sie sich erst „durch die einzelnen (nicht-standardisierten) Institutsseiten und Forschungsprofile klicken“ musste, „um herauszufinden, wer über-

haupt in Frage kommt“. Auch bestehen offenbar Defizite in der Ansprache von Beschäftigten aus Technik und Verwaltung sowie Studierenden:

„Wenn ich mich selbst – als Mitarbeiterin im mittleren Dienst – nicht als Zielgruppe zu verstehen brauche, dann ist das alles gut formuliert. Ich glaube aber auch, dass sich gerade junge Studierende nicht besonders angesprochen fühlen, die nicht ohnehin an der Thematik interessiert sind. Die gewünschte ‚Sensibilisierung‘ wird m. E. nicht erweckt. Es werden keine konkreten Szenarien dargelegt, in denen Wiedererkennung, Identifikation, Interesse und Erkenntnis bezüglich der eigenen Betroffenheit hervorgerufen wird.“

Die Botschaft, die sich aus den Antworten zur graphischen Gestaltung ablesen lässt: Weniger scheint auch hier mehr zu sein. Auf der anderen Seite werden jedoch mehr Farben und ein „plakativerer Zugang“ gewünscht. Die Bedürfnisse hier gehen also auseinander. Die Umsetzung in Bezug auf die Auswahl und Menge von Texten und Bildern scheint daher, so die Schlussfolgerung, ein entscheidender Faktor für die Nutzung und Wirkung eines Portals zu sein.

Das Dilemma in Bezug auf die Gestaltung von Webseiten zum Thema Gender an der Hochschule bringt der folgende Kommentar auf den Punkt:

„Finde Informationen zu gender im Internet sinnvoll, es müsste aber zielgruppenspezifisch aufbereitet sein, d. h. m. M. ist es fraglich, ob Informationen zu Gender nicht eher ein durchschnittliches Informationsniveau erreichen müssten. Für gender-WissenschaftlerInnen sind Gender-Infos auf Internetseiten meistens zu wenig differenziert, weil Fachaufsätze eher differenzierter sind. Zur allgemeinen Informationen, was an der Uni Due in Sachen gender gemacht wird, also zur PR, ist es sinnvoll so eine Seite zu haben, und auch um eher gender-ferne WissenschaftlerInnen & Studentinnen mit verständlichen Texten über Gender zu informieren.“

Die Redaktionsmitglieder von Webseiten zur Gender-Thematik an Hochschulen stehen damit vor der Herausforderung, einerseits nicht zu viel an Infos, dazu noch im Fachjargon, bereitzustellen, gleichzeitig aber können sehr knappe Darstellungen im Hochschulkontext schnell als wenig seriös wahrgenommen werden.

Die Teilnehmenden wurden außerdem gebeten, weitere Themenbereiche zu nennen, die für sie im Gender-Portal von Interesse wären. Deutlich wurde hier, dass der Aspekt sexualisierte Diskriminierung und Gewalt im Portal fehlt:

„Man hört immer mal von sexistischen Belästigungen an der UDE oder von solchen, wo die Betroffenen das Gefühl haben, hier an der Grenze zu einer solchen Belästigung zu stehen. Es gibt

Unklarheit über Ansprechmöglichkeiten (okay, die Gleichstellungsbeauftragte ist bekannt) oder von Verhaltenstipps.“

Außerdem lag das Interesse einiger Personen auf dem Zusammenhang zwischen Naturwissenschaft, Technik und Gender, da hier ein „Informationsdefizit“ bestehe. Auch ist an den Antworten abzulesen, dass eine breitere thematische Aufstellung des Portals, z. B. zu den Themenfeldern Diversity, historische Entwicklung, Politik, Inter- und Transsexualität gewünscht sei. Ausführliche Statistiken zu den Geschlechterverhältnissen in den einzelnen Fakultäten wurden ebenfalls als wichtig benannt.

Einige zum Teil sehr ausführliche Kommentare zeigen eine äußerst kritische Wahrnehmung des Feldes Gleichstellungspolitik auf. In den Aussagen klingt durch, dass eine Diskriminierung von Männern bzw. Jungen durch, so die Vermutung, Gleichstellung(spolitik) oder die Diskussion um Gender vorangetrieben würde.

„Für wie sinnvoll halten Sie grundsätzlich Informationsangebote zum Thema Gender im Internet?“ lautete die abschließende Frage der Untersuchung. Hier gab es zum Teil sehr kritische Antworten, die in die Richtung gehen wie etwa „überflüssig“ oder „einseitig geschlechterlastig“. Ein Teilnehmender räumt ein, „dass es einen Bedarf bzw. ein Defizit bei der Gleichstellung zwischen den Damen und Herren“ gebe, bezweifelt aber, dass ein „solches ‚Portal‘ einen Beitrag dazu leistet“. Weitere Kommentare weisen in die gegenteilige Richtung, z. B. dass das Portal nicht nur über die Aufforderung zu einer Umfrage bekannt gemacht werden sollte, dass die Thematik Gleichstellung wichtig sei usw. Positive Kritik wird durch Personen geäußert, welche erst durch die Befragung auf das Gender-Portal gestoßen sind, z. B.:

„weiß nicht ob gleich noch eine Frage dazu kommt, aber generell möchte ich darauf hinweisen, dass mir das Portal völlig unbekannt war bis ich die Aufforderung zur Umfrage bekommen habe, dabei bin ich hier seit 5 Jahren Studentin und seit einem Jahr WiMi. Vielleicht sollte man darauf achten, dass neu eingestellten Mitarbeitern auch davon berichtet wird, bzw. dass Studentinnen Infos darüber bekommen.“

Die Ergebnisse sind zwar aufgrund der geringen Fallzahl, gemessen an der Anzahl der über den zentralen Verteiler der UDE erreichten etwa 5.700 Personen sowie der gemischten Teilnehmendenrekrutierung, nicht repräsentativ. Dennoch konnte die Befragung u. a. dazu beitragen, einen Eindruck darüber zu bekommen, was Internetseiten in Bezug auf Gleichstellung interessanter machen könnte: konkrete Praxisbezüge, kürzere Texte auf Eingangsseiten, die so formuliert sind, dass sie

zum „Weiterklicken“ innerhalb des Portals motivieren, die Aufbereitung von statistischem Material zu Geschlechterverhältnissen an z. B. Fakultäten, eine überlegte Auswahl an Bildern sowie eine breitere thematische Ausrichtung.

Umsetzung des Feedbacks

Die Seiten zum Aspekt „Daten und Fakten“ wurden erweitert, und zwar durch eine Überblicksdarstellung der Geschlechterverhältnisse auf sämtlichen wissenschaftlichen Qualifikationsstufen für alle Fakultäten der Universität. Graphiken veranschaulichen die Texte (www.uni-due.de/genderportal/daten-fakten.shtml). Zum Zusammenhang von Gender und Ingenieurwissenschaften gibt es jetzt Informationen zur historischen Entwicklung des Ingenieurberufs und damit verbundene Bilder und Mythen, Ergebnisse der Sozialisations- und Drop-Out-Forschung (www.uni-due.de/genderportal/naturtechnik.shtml). Ausführliche Informationen, auch im Zuge einer neuen Richtlinie der UDE, sind zur sexualisierten Diskriminierung und Gewalt verfügbar: Was steckt hinter dem Begriff „sexualisiert“? Welche Auswirkungen haben entsprechende Gewaltformen und wie können sich Betroffene zur Wehr setzen? (www.uni-due.de/genderportal/service_agg.shtml)

Historische Einblicke in die Entstehung des Zweigeschlechtermodells und die verschiedenen Dimensionen des Gender-Begriffs geben folgende Seiten:

- www.uni-due.de/genderportal/geschlechtergeschichte
- www.uni-due.de/genderportal/gleichstellungkonkret_genderbegriff.shtml
- www.uni-due.de/genderportal/gender.shtml

Auf diese wird an anderen Stellen im Portal verlinkt, z. B. unter dem Menüpunkt Geschlechterforschung sowie Gleichstellung konkret.

Über die Befragung gab es Gespräche mit Akteurinnen der Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitik der UDE, darunter dem Essener Kolleg für Geschlechterforschung und der Fakultät für Bildungswissenschaften, zur Neugestaltung der Menüführung. Hier wurde mitunter zweierlei moniert: die exponierte Stellung des Themenbereichs Naturwissenschaft und Technik sowie der Menüpunkt Geschlechterforschung. Ersterer befindet sich jetzt unter Studium und Lehre. Der Aufbau von Letzterem führte zur Verwirrung darüber, in welchen Bereichen an der UDE wer zu welchem Thema wo forscht. Auch ist der Eindruck entstanden, dass es an der UDE das Fach Geschlechterforschung mit entsprechenden Publikationen gibt. Eine Kürzung der Untermenü-

punkte auf Geschlechterforschung „... an der UDE“ und „... anderswo“ verschafft nun Abhilfe. Insgesamt wurde die Anzahl der Oberthemen in der Menüführung von elf auf acht reduziert, wie folgende Abbildung zeigt:



Für eine bessere Navigation innerhalb des Portals steht nun der Schlagwortkatalog „Gender A–Z“ an oberer Stelle. Der von den Teilnehmenden häufig genannte Punkt „Daten und Fakten“ ist in der Menüführung auch nach oben gerückt. In einem Punkt wurde dem kritischen Feedback bezüglich der Verwendung von Anglizismen Rechnung getragen: Das Themenfeld „Gender Mainstreaming & UDE“ wurde umbenannt in „Gleichstellung konkret“. Die Grundsätze der UDE sowie entsprechende gleichstellungspolitische Maßnahmen, darunter auch Gender Mainstreaming, sind jetzt als Untermenüpunkt sichtbarer.

Ausblick

Als strategisches Instrument in der gleichstellungspolitischen Arbeit hat das Gender-Portal der Universität Duisburg-Essen an Bedeutung gewonnen. Die Zielgruppe, die Angehörigen der Hochschule, so eine erste Schlussfolgerung aus den Ergebnissen der Online-Befragung, kannten das Portal zum Großteil bis zum Umfragezeitpunkt nicht. Sowohl die zahlreichen Kommentare der Teilnehmenden als auch die Gespräche mit Kolleginnen gaben neue Impulse zur Umgestaltung und Ergänzung des Internetauftritts.

Die verstärkte Zusammenarbeit der Akteurinnen aus der Geschlechterforschung und Gleichstellungsarbeit, angeregt durch das Essener Kolleg für Geschlechterforschung und die Gleichstellungsbeauftragte, wird im Portal dokumentiert. Die an diesem Prozess beteiligten Personen können hier für die weitere Bekanntmachung des Portals als Multiplikatorinnen dienen. In Lehr-, Weiterbildungs- und Informationsveranstaltungen werden darüber hinaus in Zukunft verstärkt Studierende und Beschäftigte über das Gender-Portal informiert.

Kontakt und Information
 Eva Wegrzyn, M.A.
 Wissenschaftliche Mitarbeiterin
 Universität Duisburg-Essen
 Zentrum für Hochschul- und
 Qualitätsentwicklung/
 Kompetenzbereich Studium
 und Lehre
 Campus Duisburg/SK 303
 Keetmanstraße 3–9
 47058 Duisburg
 Tel.: (0203) 379 2360
 Fax: (0203) 379 3266
 eva.wegrzyn@uni-due.de
www.uni-due.de/genderportal

Tagungsberichte

Susanne Keil

25 Jahre Netzwerk Frauenforschung NRW

Jahrestagung „Gender & Art – Selbstbilder und Selbstkonzepte in den Künsten“ am 11.11.2011, Universität Paderborn



„Selbstbilder und Selbstkonzepte in den Künsten“ lautete das Thema der Jahrestagung 2011 des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Mit der Tagung am 11. November an der Universität Paderborn feierte das Netzwerk zugleich seine Gründung vor 25 Jahren. Um die Entwicklung geschlechtergerechterer Hochschulen in diesen zweieinhalb Jahrzehnten zu beleuchten, waren die ehemalige Wissenschaftsministerin Anke Brunn und die jetzige Wissenschaftsministerin des Landes NRW Svenja Schulze zu einem öffentlichen Gespräch geladen. Der abschließende Vortrag der Historikerin Uta C. Schmidt spürte konkret der Geschichte des Netzwerks nach.

In ihrer Begrüßung erinnerte die Vizepräsidentin der Universität Paderborn, Professorin Dr. Dorothee M. Meister, an die Geschichte von Frauen an den Hochschulen: von der ersten Promovendin im Jahr 1754 an der Universität Halle bis zur Zulassung von Frauen zur Habilitation im Jahr 1921.

Sie beleuchtete zudem die Entwicklung der Frauenforschung an der Universität Paderborn, wo 1988 die erste Professur für Literaturwissenschaft mit einem Schwerpunkt in der Frauenforschung eingerichtet wurde. Paderborn hat auch von weiteren im Rahmen des Netzwerks geschaffenen Professuren für Frauen profitiert. So begrüßte Netzwerkprofessorin Dr. Rebecca Grotjahn vom Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Paderborn und der Hochschule für Musik Detmold die rund 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung. Die Professorin für Musikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Musik von Frauen lenkte die Aufmerksamkeit auf die Anfänge der Genderforschung im Bereich der Künste und damit auf das Tagungsthema.

Mit dem Bild eines Gewebes aus Fäden, Maschen und Knotenpunkten beschrieb Professorin Dr. Anne Schlüter in ihrer Begrüßung die Leistung des Netzwerks. Die Sprecherin charakterisierte

die 83 Professorinnen und 2 Professoren sowie die 105 Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen als Maschen. Projekte wie die Marie-Jahoda-Gastprofessur und das Essener Kolleg für Geschlechterforschung seien in diesem Gewebe die Knotenpunkte. Dr. Beate Kortendiek als Koordinatorin komme das Verdienst zu, die losen Fäden zu festen gemacht zu haben und die Maschen und Kanten in Bewegung zu halten. Anne Schlüter begrüßte „alte Kämpferinnen“ aus dem Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen wie Ingeborg Stahr, die zur Feier nach Paderborn gekommen waren, und verlas ein Grußwort der ersten Netzwerkprofessorin Annette Kuhn, deren besonderer Dank Anke Brunn als Initiatorin des Netzwerks galt.

Anlässlich des 25-jährigen Gründungsjubiläums richtete sich der Blick der Jahrestagung dann auf Geschlechterkonstruktionen in Musik, Literatur und Bildender Kunst. Die Vortragenden gingen der Frage nach, ob sich die Künste besonders anbieten, um sich quer zu gängigen Geschlechterklischees zu entwerfen. Ihre Präsentation von Selbstbildern und Selbstkonzepten von Künstlerinnen und Künstlern reichten von Musik über Design bis hin zum Theater und vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Rebecca Grotjahn leitete zunächst die Bedeutung des Selbstbildes für die Künstlerpersönlichkeit her. Dazu änderte sie die in der musikwissenschaftlichen Frauenforschung übliche Blickrichtung und versuchte zu klären, warum Männer unter den Komponistinnen und Komponisten überrepräsentiert sind. Ihre Antwort: Das Mann-Sein ist zentraler Bestandteil des Selbstbildes von Komponisten und von anderen Künstlern. In den im 18. Jahrhundert in Mode kommenden Biografien gebiert die große Künstlerpersönlichkeit das Kunstwerk aus sich selbst heraus und schafft ein original neues Werk. Das Weibliche dient dabei als Inspiration und zur Repräsentation höherer Werte. Das Selbstbild des Künstlers als Mann erläuterte Rebecca Grotjahn am Beispiel Robert Schumanns. Der Liederzyklus, den Schumann für seine Frau Clara anlässlich ihrer Hochzeit komponiert hat, lässt in seinen Melodien und Texten drei Motive durchscheinen: Liebe, Künstlertum und Freiheit. Trotz seiner großen Liebe zu Clara hält er an seiner Ungebundenheit und Freiheitsliebe fest. Während Frauen und das Weibliche die Schaffenskraft des Künstlers anregen, werden Frauen in ihrem Dasein als Künstlerin durch ihre Väter, Brüder und Geliebten eher behindert. Dies erläuterte Ute Büchter-Römer, Professorin für Musikdidaktik an der Universität Köln, anhand von Briefen und Tagebucheinträgen von Komponistinnen, Dichterinnen und Malerinnen. Fanny Hensel wird zwar von ihrem Mann Wilhelm in ihrer Begabung zum Komponieren unterstützt. Ihr Vater und ihre



Professorin Dr. Rebecca Grotjahn



Professorin Dr. Ute Büchter-Römer

Brüder verwehren ihr aber eine größere Präsenz in der Öffentlichkeit. Clara Schumann kann ihre Schaffenskraft als Musikerin und Komponistin erst dann mehr entfalten, als sie aufgrund der Krankheit ihres Mannes den Lebensunterhalt für die Familie verdienen muss. Weder Annette von Droste-Hülshoff noch Ingeborg Bachmann ist eine glückliche Verbindung von Liebe und Künstlertum vergönnt. Die Malerin Gabriele Münter erlebt eine unglückliche Beziehung zu Wassily Kandinsky und Paula Becker einen ständigen Konflikt zwischen ihrem Liebesglück und dem Dasein als Malerin. Festzuhalten ist an dieser Stelle schon einmal so viel: Das Selbstbild der Künstlerinnen wird stark durch die Beziehungen mit den sie umgebenden Männern beeinflusst. Fast immer kämpfen sie mit dem Konflikt zwischen dem Wunsch nach Liebe und einem selbstbestimmten Künstlertum.

Um die Selbstentwürfe männlicher Künstler ging es dann wieder bei Gregor Schuhen. Der Juniorprofessor für Romanistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Siegen konzentrierte sich hierzu auf den neu aufkommenden Jugendkult um die Jahrhundertwende in Deutschland und Frankreich. Der französische



Professorin Dr. Gerda Breuer



Gesche Gerdes

Dichter Arthur Rimbaud hatte seine Schaffensphase zwischen 15 und 21 Jahren und konstruierte ein neues Bild des jungen Mannes: selbstbewusst und rebellierend. In Paris schloss er sich der Bohème an, die Schuhe als männerbündische Protestkultur charakterisiert. Spannend an Rimbauds Selbstkonzept ist die Negation des Vergangenen. Er will nach vorne schreiten, ohne zurückzuschauen. Und er beginnt mit der Dekonstruktion des menschlichen Subjekts. Sein berühmtestes Zitat lautet: „Weil ICH ein Anderer ist.“

Mit einem neuen Frauenbild – berufstätig, makellos, in glamouröser Kleidung und mit souveränem Habitus – setzten sich deutsche Designerinnen in den 1920er Jahren auseinander. Gerda Breuer, Professorin für Kunst- und Designgeschichte an der Universität Wuppertal, zeigte anhand von Fotografien und Collagen, wie Frauen mit diesem Bild und den darin enthaltenen Geschlechterkonstruktionen experimentierten. Florence Henri entwickelte nach ihrer Ausbildung am Bauhaus als Werbefotografin ein Oeuvre mit Spiegelprismen. In ihren Selbstporträts erscheint das eigene Sujet durch die Spiegelung entrückt. Der Spiegel ist aber auch eine Projektionsfläche, die neue

Sichtweisen auf die eigene Identität ermöglicht. Gespiegelt in mehreren Kugeln zeigt sich auch die Bauhaus-Künstlerin Marianne Brandt im Selbstporträt. Auf einem anderen Foto ist sie mit einer engen metallenen Kopfbedeckung zu sehen. In ihren Selbstporträts spielt sie mit der noch nicht festgelegten Identität. Bei aller Kritik am neuen Frauenbild scheint hier auch ein Potenzial an Freiheit durch. Ganz anders die Selbstporträts der Künstler in den 1920er Jahren. Sie identifizieren sich mit der technischen und wissenschaftlichen Moderne und präsentieren sich zur Zeit des aufkommenden Konstruktivismus selbstbewusst als künstlerischer Konstrukteur.

Die Selbstbilder (post-)feministisch arbeitender Theatermacherinnen in Deutschland nahm Gesche Gerdes, Doktorandin der Graduate School ‚Practices of Literature‘ an der Universität Münster, in den Blick. Dazu hat sie die im Missy Magazine veröffentlichten Porträts der etwa 25- bis 40-jährigen Theaterfrauen analysiert. Das 2008 gegründete Magazin versteht sich als Gegenentwurf zu klassischen Frauenzeitschriften und will mit einer feministischen Haltung über Popkultur, Politik und Style berichten. Die Regisseurinnen, Performance-Künstlerinnen und Choreografinnen sind sich darin einig, dass die Kategorie Geschlecht in ihren Inszenierungen einen Bezugspunkt bildet. Um auf den übersexualisierten weiblichen Körper hinzuweisen, führen sie Weiblichkeit performativ vor und zeigen, wie sehr es sich hier um eine Konstruktion handelt. Neben dieser Rebellion gegenüber der Geschlechterpraxis gehört der Bezug auf eine feministische, genealogische weibliche Tradition durchaus zum Selbstkonzept der Künstlerinnen. So verarbeitet das Performance-Kollektiv She She Pop in seiner Inszenierung „7 Schwestern“ den Mangel an Gemeinschaft und Solidarität zwischen Frauen seiner Generation. Zum Selbstbild der jungen Theatermacherinnen gehört es zudem, nur wenige klassische Stücke zu inszenieren. Sie wählen die Form des postdramatischen Theaters und formulieren so den Anspruch, etwas Neues zu schaffen.

Abschlussdiskussion

„Kann man überhaupt, wie es der Anspruch einiger Künstlerinnen und Künstler war und ist, ein ganz neues Selbstbild entwerfen?“ Um diese Frage drehte sich zu Beginn die Diskussion der Vorträge, die von Claudia Öhlschläger, Professorin für Vergleichende Literaturwissenschaft und Intermedialität der Universität Paderborn, moderiert wurde. Es überwog die Auffassung, dass ein völlig neu geschaffenes Selbstkonzept in der Radikalität, wie sie z. B. Rimbaud für sich beansprucht hat, nicht möglich ist. Die eigene

Inszenierung entstehe immer in Auseinandersetzung mit bereits vorhandenen Mustern. In der Abgrenzung sei das, was gewesen sei, bereits enthalten. Gerda Breuer betonte dagegen die Wahlfreiheit, die Künstlerinnen heute haben: Bereits die Fotografin Claude Cahun (1894–1954) habe versucht, sich als Neutrum darzustellen und die Geschlechtskonstruktion auf den Nullpunkt zu setzen.

Gemeinsamkeiten in den Selbstbildern von Künstlerinnen und Unterschiede im Vergleich zu den Künstlern wurden anschließend diskutiert. Anhand der Vorträge wurde herausgearbeitet, dass die Künstler sich als Konstrukteure, als Komponist, als Schaffer eines Werks verstehen und eine große Selbstbezüglichkeit aufweisen. Das Selbstbild der Künstlerinnen ist stärker geprägt von der Spiegelung durch andere, was bei den Bauhaus-Künstlerinnen und Designerinnen erkennbar ist. Hier wird ein Gestus der Distanznahme deutlich. Sie entfernen sich vom eigenen Ich und rücken es an den Ort des Anderen. Dieses Verlassen des eigenen Körpers und Standpunktes empfanden einige Teilnehmerinnen als problematisch. Andere betonten, die Spiegelung könne auch eine Reflexion mit den Bereichen des eigenen Ichs sein, die noch nicht entdeckt worden seien. Die Designerinnen bieten zudem einen Einblick in ihre Konstruktionsarbeit. Die Projektion wird Thema des Selbstbildnisses. Im postfeministischen Diskurs wird mit den Selbstbildern spielerischer umgegangen. Hier geht man von Patchwork-Identitäten aus und setzt sich kritisch mit den ganz alten Fragen „Was zeichnet Frauen aus?“ oder „Was ist Weiblichkeit?“ auseinander.

Geschichte des Netzwerks

In ihrer Darstellung der Geschichte des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW verknüpfte die Historikerin Uta C. Schmidt gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, landespolitische Umbrüche, die Entwicklung der organisatorischen Strukturen des Netzwerks sowie die vielen inhaltlichen Projekte miteinander. Geprägt ist das Netzwerk insbesondere durch eine enge Verzahnung mit der Landespolitik.

Mit seinen Memoranden mischte sich der Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW seit 1980 in die Hochschulpolitik des Landes Nordrhein-Westfalen ein und trug so dazu bei, dass die damalige Wissenschaftsministerin Anke Brunn 1986 die erste Professur mit einem Lehrgebiet für Frauengeschichte einrichtete. Nach und nach wurden mit den Mitteln von Bund-Länder-Programmen immer mehr solcher Professuren geschaffen und zu einem Netzwerk verknüpft. 1995 finanzierte das Land erstmals eine Koordinationsstelle, um



Professorin Dr. Claudia Öhlschläger

die Aktivitäten der Frauenforschungsprofessuren zu bündeln. Aber um den Erhalt dieses einmal erreichten Standes musste in den Folgejahren immer wieder gekämpft werden. So z. B., als die Landesregierung 1999 mit dem Qualitätspakt den Wandel der Hochschulen von staatlich finanzierten und durch die Landesverwaltung gesteuerten Einrichtungen hin zu eigenverantwortlich wirtschaftenden Unternehmen einläutete. Durch die stärkere Ausrichtung an Marktprinzipien wurde eine gleichstellungspolitische Wende befürchtet. Doch durch vielfachen Druck konnten das Netzwerk und seine Koordinationsstelle erhalten werden. Es wurde sogar durch die damalige Wissenschaftsministerin Gabriele Behler sowie durch eine Empfehlung des Wissenschaftsrates gestärkt. Als das Hochschulsonderprogramm 2001 auslief, zählte das Netzwerk 43 Professuren.

Die nächste Zitterpartie folgte 2007, als die Frauenerförderung im Haushaltsentwurf des Landes NRW ganz gestrichen wurde. Die Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung erarbeitete eine Stellungnahme und vertrat diese erfolgreich im Rahmen einer Anhörung vor dem Landtag. 2009 stand die Koordinationsstelle mit dem Auslaufen der durchweg befristeten Förderung wieder auf dem Spiel. Dieses Mal ersannen die Akteurinnen eine andere Lösung und richteten einen Beirat für das Netzwerk ein. Mit dessen Hilfe und der Unterstützung durch das Gleichstellungsreferat des Wissenschaftsministeriums sowie durch die Universität Duisburg-Essen, die die Koordinationsstelle aufgrund des Rotationsprinzips inzwischen beherbergte, konnte die Stelle von Dr. Beate Kortendiek nach über zehn Jahren 2010 langfristig gesichert werden. Zudem wurde das Aufgabenspektrum erweitert: Die Koordinations- und Forschungsstelle wird kontinuierlich Forschungen zur geschlechtergerechten Hochschulentwicklung durchführen. Im gleichen Jahr erhielt das Netzwerk auch einen neuen Namen: Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW.



Ausklang mit Musik

Unter dem Titel „Schön Rohtraut und das Sattelpferd“ boten Lieder von Ethel Smyth die

passende Einstimmung auf das Fest am Abend. Vorgetragen wurden sie von Sabine Ritterbusch, Sopranistin und Professorin für Gesang an der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover.

Begleitet wurde sie von dem Pianisten Markus Gotthardt. Die englische Komponistin Ethel Smyth (1858–1944) unterbrach ihre musikalische Laufbahn für zwei Jahre, um sich als Suffragette zu engagieren. In der Zeit ihres frauenpolitischen Engagements komponierte sie den „March of the Women“, der zur Hymne der Suffragetten-Bewegung wurde.

Auch in ihren weiteren Kompositionen sind feministische Ideen erkennbar. Für die Aufführung ihrer eigenen Werke engagierte sie gezielt Musikerinnen und förderte sie auf diese Weise. Damit fand das Jubiläum mit den vielfältigen Beiträgen, Anregungen, Gesprächen, Vernetzungen und Begegnungen einen schönen Ausklang.

Susanne Keil

„Ich wünsche mir Solidaritätsaktionen von den Frauen, die in der Wissenschaft erfolgreich sind.“

Anke Brunn und Svenja Schulze im Gespräch



Einer der Höhepunkte der Feier zum 25-jährigen Gründungsjubiläum des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung am 11.11.2011 an der Universität Paderborn war ein Gespräch zwischen der amtierenden Wissenschaftsministerin des Landes NRW Svenja Schulze und der ehemaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn. Der generationenübergreifende Dialog war spannend, denn er machte Frauen- und Wissenschaftsgeschichte

sichtbar und zeigte, unter welchen Umständen Anke Brunn das Netzwerk gegründet hat und mit welchen Herausforderungen Svenja Schulze heute konfrontiert ist. Beide eint das Ziel, die Geschlechtergerechtigkeit an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen voranzubringen. Die Fragen stellten Professorin Dr. Anne Schlüter, Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW (Netzwerk FGF), und Dr. Uta C. Schmidt, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks an der Universität Duisburg-Essen.

Netzwerk FGF: Was hat Sie, Frau Brunn und Frau Schulze, am Amt der Wissenschaftsministerin gereizt?

Brunn: Das Wissenschaftsressort ist meines Erachtens eines der interessantesten. Man hat mit vielen intelligenten und engagierten Menschen mit ganz unterschiedlichen Ansichten zu tun. Und man gestaltet die Zukunft der nächsten Generation.

Schulze: Zu der Zeit, als mich Hannelore Kraft gefragt hat, ob ich das Ressort übernehmen möch-

te, gab es sehr viele Diskussionen über Studiengebühren. Und mir wurde beim Nachdenken klar: Wenn du Wissenschaftsministerin bist, kannst du selbst die Studiengebühren wieder abschaffen. Da habe ich mir gesagt: Diese Chance musst du ergreifen.

Netzwerk FGF: Wie kam es denn, dass Sie, Frau Brunn, sich für ein „Netzwerk Frauenforschung“ stark gemacht haben?

Brunn: Als mir im Rahmen des Fiebigger-Programms, mit dem in den 1980er Jahren neue, befristete Professuren eingerichtet wurden, die Liste mit den zu Berufenen zur Unterschrift vorgelegt wurde, standen darauf nur Männer. Ich habe gesagt, das unterschreibe ich so nicht. Und binnen drei Tagen hatte ich eine Liste, auf der Frauen und Männer vertreten waren. Danach haben wir systematisch daran gearbeitet, Professuren für Frauen einzurichten. Das waren Lehrstühle mit einer besonderen Widmung, zum Beispiel für „Allgemeine Geschichte unter der besonderen Berücksichtigung der Geschlechtergeschichte“.



Netzwerk FGF: Aber das war noch kein Netzwerk.

Brunn: Nein, der Prozess der Vernetzung wurde dann erst in Gang gesetzt. Es gab viele Treffen mit Sigrid Metz-Göckel und den sogenannten „wilden Frauen“ vom Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW. Metz-Göckel war damals bereits Professorin und Leiterin des Hochschuldidaktischen Zentrums an der Uni Dortmund und hatte diesen Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW ins Leben gerufen. Der Name „Netzwerk Frauenforschung“ wurde übrigens bei einem Workshop an der Uni Siegen geboren. Da sagte Christine Kulke, heute emeritierte Professorin für Politikwissenschaft an der TU Berlin: „Es entsteht dann ja quasi ein Netzwerk Frauenforschung.“ Und bei dem Titel sind wir geblieben. Als Nächstes haben wir die Lise-Meitner-Habilitationsstipendien

für Frauen eingerichtet. Es bedurfte schon eines starken politischen Willens und institutioneller Unterstützung, um die Frauenforschung und die Gleichstellung voranzutreiben. Denn für Gleichstellungspolitik wird man nicht gelobt.

Netzwerk FGF: Welche Widerstände gab es denn?

Brunn: Die Reaktionen auf das Vorhaben, spezielle Professuren für Frauen zu schaffen, waren nicht nur freundlich. Es gab sehr viel Misstrauen und die Sorge, dies könnte verfassungswidrig sein. In den 1980er Jahren musste man sich ja auch noch mit Absurditäten befassen. So gab es zum Beispiel in Bielefeld eine Diplomordnung, die ausschließlich in weiblicher Form formuliert war. An einer zentralen Stelle stand: Die Bestimmungen gelten gleichermaßen für Männer. Da wurde doch tatsächlich darüber diskutiert, ob das erlaubt sei. Und das Konzept zu den Lise-Meitner-Stipendien nannte ein Professor „unerträglich“. Mir wurde in dem Moment klar: Genau das musst du jetzt machen. Später hatten die Stipendien für Nachwuchswissenschaftlerinnen sogar Modellfunktion für ähnliche Maßnahmen in anderen Bundesländern. Stipendien würde ich heute aber nicht mehr einrichten. Ich halte es mittlerweile für sinnvoller, Stellen zu schaffen.

Netzwerk FGF: Frau Schulze, wie zufrieden sind Sie mit dem derzeitigen Stand der Gleichstellung an den Hochschulen in NRW?

Schulze: Auch ich muss noch gegen Widerstände und Unverständnis kämpfen und immer wieder betonen: Geschlechtergerechtigkeit sorgt für mehr Innovationen in der Wissenschaft. Aber ich habe dabei inzwischen sehr viel mehr Unterstützung. Das wurde zum Beispiel auf dem Gender-Kongress deutlich, zu dem im September über 200 Akteurinnen und Akteure der Gleichstellungsarbeit nach Düsseldorf gekommen sind. Die Vorsitzenden der Landeskonferenzen der Universitäten und Fachhochschulen haben öffentlich gesagt: „Frauenförderung ist eine Frage der Qualität von Wissenschaft“. Zudem gibt es inzwischen Frauen in führenden Positionen an den Hochschulen, die sich für Geschlechtergerechtigkeit stark machen. Die Selbstverpflichtung der in der Deutschen Forschungsgemeinschaft zusammengeschlossenen Hochschulen, die Gleichstellung mithilfe des Kaskadenmodells voranzutreiben, ist ebenfalls ein Riesenfortschritt. Dieses Modell, nach dem als Bezugsgröße bei der Besetzung von Stellen jeweils mindestens der Anteil von Frauen auf der direkt vorhergehenden Qualifikationsstufe dient, hat Schule gemacht.



Netzwerk FGF: An welchen Punkten setzen Sie jetzt bei Ihrer Gleichstellungspolitik für die Hochschulen an?

Schulze: Derzeit sind wir noch mit der Aufarbeitung der Ergebnisse des Gender-Kongresses beschäftigt. Mit den Hochschulen diskutieren wir die Umstellung der leistungsorientierten Mittelvergabe. Es wird einen eigenständigen Verteilungstopf für Erfolge in der Gleichstellung geben. Im neuen Hochschulgesetz wollen wir eine Geschlechterquote nach dem Kaskadenmodell festlegen. Es wird aber noch ein gutes Jahr dauern, bis das Gesetz insgesamt verabschiedet ist.

Netzwerk FGF: Auf dem Kongress wurde auch deutlich, dass Frauenförderung stärker in den Fachbereichen ansetzen muss.

Schulze: Die Pflicht zur Verabschiedung von Frauenförderplänen an den Fachbereichen haben wir

jetzt in die Ziel- und Leistungsvereinbarungen aufgenommen. Wenn kein Frauenförderplan vorliegt, gibt es einen Geldabzug. Die Qualität der Pläne können wir allerdings nicht messen.

Netzwerk FGF: Frau Brunn, wie beurteilen Sie die Entwicklung in den vergangenen 25 Jahren?

Brunn: Bei der DFG hat es in der Tat einen Generationenwechsel gegeben. Zu der Zeit, als ich Wissenschaftsministerin war, hat der damalige DFG-Präsident von Gleichstellungsmaßnahmen noch nichts gehalten. Aber auch durch die EU-Forschungspolitik werden die Gleichstellung an Hochschulen und die Frauen- und Geschlechterforschung nach vorne gebracht. Bei der Vergabe von Forschungsmitteln spielt Gender sowohl in den Forschungsvorhaben als auch bei der Beteiligung von Wissenschaftlerinnen eine Rolle. Jetzt ist es wichtig, dass die Frauen, die in der Wissenschaft erfolgreich sind, auch als Unterstützerinnen zur Verfügung stehen. Ich wünsche mir aus der Frauenbewegung heraus Solidaritätsaktionen, zum Beispiel Stipendien für Studentinnen aus Zuwandererfamilien.

Netzwerk FGF: Liebe Frau Brunn, liebe Frau Schulze, wir danken Ihnen vielmals für das Gespräch.

Kontakt und Information
Dr. Susanne Keil
redaktion@dr-susanne-keil.de
www.dr-susanne-keil.de

Jennifer Jäckel

Politische Organisation des wissenschaftlichen Mittelbaus – ein aussichtsloses Unterfangen?

Am 28. und 29. Oktober 2011 fand der zweite Workshop des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW zum Thema Prekarisierungsprozesse im Mittelbau in der DGB-Bildungsstätte in Hattingen statt. Unter dem Titel „Prekarisierungsprozesse im Mittelbau. Intersektionale Perspektiven und politische Handlungsfelder“ diskutierten zwei Tage lang Mittelbauer/innen, Forscher/innen und Gewerkschafter/innen über Perspektiven und Grenzen politischen und gewerkschaftlichen Engagements für den Mittelbau vor dem Hintergrund einer fortschreitenden Tendenz der Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen im wissenschaftlichen Feld.

Konzept

Der Workshop baute auf den Ergebnissen eines ersten Workshops auf, der im Dezember 2010 von Dr. Diana Lengersdorf an der TU Dortmund unter dem Titel „Wissenschaftlicher Mittelbau – privilegiert und prekär?“ durchgeführt wurde (vgl. dies. in Journal Nr. 28/2011). Während des Workshops in Dortmund wurde vielfach geäußert, dass eine Debatte über politische Handlungsoptionen vor dem Hintergrund zunehmender Befristungen, Mobilitätsanforderungen und mehrfacher Abhängigkeiten nötig sei.

Mit dem Konzept, den Workshop auf zwei Tage auszudehnen und damit Raum und Zeit für Vernetzungen wie auch für ausgiebige Diskussionen und strategische Planungen zu schaffen, kam das Netzwerk diesem Wunsch gerne nach.

Thematischer Einstieg – Solidarisierung trotz heterogener Handlungsstrategien?

Bereits in der Vorstellungsrunde zeigte sich, dass die Teilnehmer/innen sowohl eine breite Expertise als auch eigene Erfahrungen im Kontext prekariertem Beschäftigungsbedingungen mitbrachten. Darüber hinaus wurden Fragen zur politischen Organisation des Mittelbaus artikuliert, die im Verlauf des Workshops geklärt werden sollten. Hierzu zählten die grundsätzlichen Fragen nach politischen Handlungsmöglichkeiten und Formen der Solidarisierung als auch nach der jetzigen und zukünftigen Rolle der Gewerkschaften im wissenschaftlichen Feld. Problematisiert wurden

in diesem Zusammenhang die hohe Fluktuation im Mittelbau sowie die mit wissenschaftlichen Tätigkeiten und Qualifikationsarbeiten verbundenen identitätsstiftenden Anteile und Prestige als mögliche Bremsen eines Arbeitnehmer/innen-Selbstbildes. Gefragt wurde ebenfalls danach, welche Entscheidungsträger/innen überhaupt in den Fokus der Kritik gestellt werden sollten.

Der Einstieg in die Diskussion wurde durch den Vortrag „Die Uni ist der größte Halsabschneider überhaupt.“ *Beschäftigungsbedingungen und interessenspolitische Haltungen von WiMIs*“ von Christel Teiwes-Kügler (Universität Duisburg-Essen) und Prof. Dr. Andrea Lange-Vester (Universität der Bundeswehr München) eröffnet. Die Referentinnen präsentierten Ergebnisse einer im Auftrag von Ver.di in 2010 durchgeführten Studie zur Arbeitssituation des wissenschaftlichen Nachwuchses. Hierbei wurde auf der Grundlage des *Modells der alltäglichen Lebensführung im sozialen Raum Westdeutschlands von 2003* (agis.uni-hannover.de) und des Modells zu sozialen Milieus und Alltagsmoral (M. Vester/D. Gardemin, Leibniz Universität Hannover, 2011) eine Verortung von Nachwuchswissenschaftler/innen und ihren Handlungsstrategien vorgenommen. Die Grundlage für diese Verortungen stellten Erhebungen mittels des methodischen Konzepts der Gruppenwerkstatt dar. Im Rahmen von zwei Gruppenwerkstätten wurden Naturwissenschaftler/innen und Geisteswissenschaftler/innen zur Gestaltung ihrer privaten und beruflichen Lebensgestaltung sowie zu ihren Motivationen, Erwartungen und Erfahrungen im wissenschaftlichen Feld befragt. Für die Diskussion im Rahmen des Workshops besonders interessant waren die Ergebnisse. Diese zeigten, dass der wissenschaftliche Nachwuchs eine sehr große Heterogenität bezüglich der sozialen Herkunftsmilieus aufweist und diese Herkunftsmilieus auch beim Eintritt ins wissenschaftliche Feld weiterhin einen bedeutsamen Einfluss auf Handlungsorientierungen haben. So wurde auch in der Diskussion festgestellt, dass die Freiheiten und (relativen) Unabhängigkeiten in der Ausgestaltung des Arbeitsalltags, die häufig mit wissenschaftlichen Tätigkeiten verbunden sind, nicht immer den gleichen Anreiz bieten, sondern materiell und kulturell voraussetzungsvolle Werte darstellen. Dem gegenüber könnten auch ein Bedarf an

Sicherheit und der Wunsch „anzukommen“ stehen. In diesem Zusammenhang wurde auch die Relevanz der familiären Herkunft in Bezug zu Migration thematisiert, da zum Teil massive Missachtungserfahrungen beim Kampf um Stellen und Inklusion auch zu einem Drop-Out führen können. Ein weiterer Diskussionsstrang verwies auf Widersprüche zwischen Lebenswirklichkeiten und politischer Haltung. So basiere die Gestaltung des eigenen Lebensalltags auf einer guten Performance des unternehmerischen Selbst bei gleichzeitigem Bedürfnis nach Solidarität und Gemeinschaft. Als besonders hinderlich wurden befristete und von Drittmitteln abhängige Beschäftigungssituationen thematisiert, da diese keine Kapazitäten für Gremientätigkeiten oder ehrenamtliches Engagement böten, bei gleichzeitig häufig auch befristeten lokalen Perspektiven. Hier wurde auf dringend notwendige Veränderungen der Beteiligungsstrukturen an den Hochschulen hingewiesen, damit Personalvertretung nicht ausschließlich durch Mitarbeiter/innen geleistet wird, die selbst von Befristungen und häufigen Wechseln nicht betroffen sind. Bislang ist es jedoch oft so, dass die unbefristeten oder längerfristig Beschäftigten untereinander sehr gut vernetzt sind, nach außen jedoch geschlossen wirken. Gleichzeitig wurde auf Beschäftigtengruppen verwiesen, die bislang gar nicht vertreten sind (SHKs, WHKs).

Auch wurde die Rolle der Gewerkschaften hinterfragt. Dabei zeigte sich einerseits, dass negative Bilder von Gewerkschaften weit verbreitet sind, beispielsweise das Bild der gewerkschaftlichen „Betonköpfe“. Andererseits konnte auch konstatiert werden, dass an den Hochschulen eine relativ große Unkenntnis der Gewerkschafts- und Personalvertretungsstrukturen und ihrer Zuständigkeitsbereiche vorherrscht. Auch gibt es Hemmungen, sich gewerkschaftlich zu engagieren, da Karriereeinbußen befürchtet werden. Überrascht waren die Teilnehmer/innen in diesem Zusammenhang, dass sich die Naturwissenschaftler/innen in der Studie von Teiwes-Kügler und Lange-Vester offener für Gewerkschaften präsentierten. Im Diskussionsverlauf kam die Frage auf, wie der Schritt von einer grundlegenden Offenheit zur Organisierung gelingen kann, insbesondere vor dem Hintergrund der Individualisierung im akademischen Qualifikationsverlauf. Für wichtig erachtet wurde, in Beziehungsarbeit zu investieren, statt nur auf mediale Informationen via Online-Plattformen und Flyer zurückzugreifen. Auch wurde gefordert, dass die Gewerkschaften die Arbeits- und Lebensbedingungen von Wissenschaftler/innen sowie ihre damit verbundenen Einstellungen zur Arbeit und Identifikationen verstehen müssen. Ein Beispiel hierfür waren

Überstunden, die im Wissenschaftsbetrieb häufig aus Interesse am Gegenstand der Arbeit geleistet und nicht als Überstunden empfunden werden. Auch wurden Gewerkschaftsbeiträge in Anbetracht der häufigen finanziell knappen oder nur kurzfristig planbaren Ressourcen des Mittelbaus als zu hoch empfunden.

Streikvorbereitungen und utopische Räume

Vor dem Hintergrund dieses bereits sehr breit gefächerten und intensiven Einstiegs gingen die Teilnehmer/innen am Nachmittag in die Kleingruppenarbeit zu den Themen „Streikvorbereitung“ und „Utopie“. Während die Streikvorbereitungsgruppe zu den Themen politische Organisations- und Handlungsformen arbeitete, diskutierte die Utopiegruppe die aktuelle Situation des Mittelbaus vor dem Hintergrund der Frage, welche Ziele gemeinsame Ziele sein können. Die Ergebnisse der Streikvorbereitungsgruppe lassen sich in mehrere Themenfelder auffächern: erstens die Strategie, Studierende mehr einzubinden in die Debatte um Beschäftigungsverhältnisse, primär über die Verdeutlichung der Relevanz für die Qualität des eigenen Studiums (Motto: Stell Dir vor, es ist Uni und niemand ist da.). Zweitens diskutierte die Gruppe die Rahmenbedingungen politischer Organisation und Aktion. Hierzu zählten eine große Unkenntnis der Situation auf Seiten der Studierenden und der Professorenschaft, Ausbeutungsverhältnisse und zunehmende Entpolitisierung und Konkurrenzverhältnisse durch Exzellenzdiskurse, mangelndes Selbstvertrauen des Mittelbaus und doppelte Abhängigkeiten von Doktormüttern und -vätern sowie eine hohe Bereitschaft zur Selbstausbeutung. Als mögliche Aktionsformen wurden vor dem Hintergrund der Frage, wie eine heterogene und individualisierte Gruppe organisiert werden kann, folgende Ideen skizziert: Bündnisse schaffen mit Gewerkschaften und Studierendenschaft, ironischer Einsatz von bekannten Mitteln wie „Gehaltsvergleiche“ und „Mitarbeiterin des Monats“, anonyme und lokalisierte Aktionskommandos oder auch Arbeitsniederlegungen nach Erreichen der vertraglich festgelegten Arbeitszeit („Dienst nach Vorschrift“). Auch wurde auf das Internet als Möglichkeit zeitnaher und breit wirksamer Vernetzung verwiesen.

Die in der Utopiegruppe formulierten Ziele waren folgende: Schaffung unbefristeter Stellen unterhalb der Professur und Zugang zu solchen Stellen auch ohne Promotion, Herstellen einer Kultur vielfältiger Anerkennungsformen (jenseits von Dokortitel und Habilitation), konsequente Umwandlung von Stellen mit Dauertätigkeiten

in Dauerstellen, Entbürokratisierung von Forschung und Lehre, Schaffung von Raum für sowohl Generalist/inn/en als auch Spezialist/inn/en und freie Forschung, strukturelle Verankerung von mehr und besseren Mitspracherechten an den Instituten und darüber hinaus innerhalb der Hochschulen, Anerkennung differenter Bildungsbegriffe, Gleichwertigkeit von Forschung und Lehre, egalitäre Verteilung von Lehrformen (bspw. Vorlesung versus Oberseminar) über alle Hierarchiestufen und Beschäftigungsformen hinweg und Inklusion von und Sensibilisierung für Diversityfragen.

Mit der Formulierung dieser Kernforderungen endete der erste Sitzungstag. Die Teilnehmer/innen nutzten jedoch die Gelegenheit, beim gemeinsamen Abendessen und einem abendlichen Spaziergang Diskussionen fortzuführen und zu vertiefen sowie vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungswerte zu diskutieren. Hierzu bot das Erwachsenenbildungshaus des DGB mit seiner Lage am Rande der Elfringhauser Schweiz und seinem Hausbistro gute Gelegenheit.

Annäherungen – Gewerkschaften und Mittelbau im Gespräch

Mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse des ersten Tages begann der Samstagmorgen in Hattungen. Dem schlossen sich die Impulsreferate von Matthias Neis als Vertreter des Fachbereichs 5 (Bildung, Wissenschaft und Forschung) von Ver.di und Bärbel Rompeltien als Vertreterin der GEW und langjährigem Gewerkschaftsmitglied aus dem wissenschaftlichen Mittelbau an.

Matthias Neis hat sich über viele Jahre als Sozialwissenschaftler mit dem Thema Prekarisierung im wissenschaftlichen Feld beschäftigt und ist seit 2010 als Projektsekretär mit dem Schwerpunkt Organizing bei Ver.di beschäftigt. In seinem Impulsreferat erläuterte er das in Großbritannien im Bereich der kreativen Free-Lancer entstandene Konzept der Carrot Workers, um hieran Dimensionen von Prekarisierung zu verdeutlichen und nach der Übertragbarkeit auf Wissenschaftler/innen zu fragen. Weiterhin erläuterte er das Konzept des Organizing, welches auf den Betrieb als zentrales Aktionsfeld und die Selbstorganisation der Beschäftigten mit gewerkschaftlicher Unterstützung zielt. So würden konkrete lokale Ziele (um-)gesetzt und die Organisationsmacht der Beschäftigten erhöht, gleichzeitig ermöglichten lokale und zeitlich begrenzte Projekte die Partizi-

pation auch von befristet beschäftigten und hochmobilen Mitarbeiter/innen.

Bärbel Rompeltien ist Soziologin und Literaturwissenschaftlerin und kann auf viele Jahre gewerkschaftlichen und geschlechterpolitischen Engagements an den Hochschulen zurückblicken. Sie war in verschiedenen Gremien tätig, Senatsmitglied, Mitbegründerin des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, fünf Jahre als Betriebsrätin freigestellt, Mitglied der Frauenkommission und sechs Jahre Gleichstellungsbeauftragte. Bärbel Rompeltien berichtete über Möglichkeiten und Nutzen gewerkschaftlichen Engagements, so dass sich den Teilnehmer/innen die Möglichkeit bot, konkrete Fragen zu stellen. Sie erläuterte ebenfalls, dass die GEW mit dem Beschluss von 2009, ein wissenschaftspolitisches Programm aufzulegen, auch eine Ablehnung des Konzepts der unternehmerischen Hochschule verknüpft. Sie verwies ebenfalls auf einen praktischen Ansatz der GEW im Rahmen eines von Günther Böhmke in Bielefeld durchgeführten Projekts, bei dem mit dem Konzept des Organizing gearbeitet wird.

In der sich anschließenden Diskussion wurden viele Fragen und Themen wieder aufgegriffen: Präsenz und Repräsentationen der Gewerkschaften im Hochschulkontext, Vertretungsansprüche und -möglichkeiten, aber auch -grenzen, Bündnisse und Konkurrenzen zwischen Personalgruppen, Heterogenität des wissenschaftlichen Personals und der Interessen, Entstehen neuer Jobs in Wissenschaftsmanagement und -service, Arbeitskulturen und Entgrenzung, alternative ökonomische Konzepte für die Hochschulfinanzierung im Kontext von Leistungs- und Exzellenzdiskursen sowie zunehmender Befristungen und der Förderalismusfrage, Qualitätsverlust in Lehre und Forschung durch hohen Durchlauf und schließlich die Entwicklung von Führungs- und Personalkompetenz auch auf der professoralen Ebene.

In der Ergebnisrunde äußerten die Teilnehmer/innen den Wunsch, weiterhin im Austausch zu bleiben. Hierfür wird es im Februar 2012 ein Nachbereitungstreffen geben. Die Werkstatt war ein Beginn bei dem Versuch, Schwierigkeiten der gewerkschaftlichen Organisation des wissenschaftlichen Mittelbaus auszuloten und offene Fragen zu klären. Die Heterogenität vielfältiger In- und Exklusionen im wissenschaftlichen Feld wurden hierbei ebenso deutlich wie das arbeitsrechtliche Informationsdefizit auf Seiten des Mittelbaus.

Kontakt und Information

Jennifer Jäckel
Koordinations- und
Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel. (0201) 183–2717
Jennifer.jaekel@uni-due.de

Jennifer Hübner

Mörderinnen. Verbrechen. Körper. Inszenierung.

Veranstalter: Universität Siegen, Zentrum für Gender Studies (Gestu_S),
Datum/Ort: 13.10.–14.10.2011; Universität Siegen

„Verbrecherinnen werden nicht als Verbrecherinnen geboren, sondern dazu gemacht“ – im Sinne dieses abgewandelten Satzes von Simone de Beauvoir setzten sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der *Tagung Mörderinnen. Verbrechen. Körper. Inszenierung.* am Zentrum für Gender Studies der Universität Siegen (GeStu_S) am 13./14. Oktober 2011 mit Imaginationen und Narrationen von mordenden Frauen im gesellschaftlichen und literarischen Diskurs auseinander. Den Veranstalterinnen Nicola Glaubitz und Hyunseon Lee ist es gelungen, ein interessantes und abwechslungsreiches Programm zu präsentieren, in dessen zehn Beiträgen Mörderinnen in unterschiedlichen Kontexten analysiert werden konnten. Die Tagung wurde mit Mitteln der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Siegen gefördert.

Mit den Schlagworten des Titels sind die Ausgangspunkte der Analysen skizziert: Neben den Mörderinnen selbst stehen vor allem ihre Verbrechen im Fokus. Hier ist zunächst zu fragen nach den Motiven der Täterinnen, wie diese bewertet und eventuell legitimiert werden. Insbesondere die Subjektposition, aus der heraus die Täterin handelt, gibt wichtige Hinweise auf die jeweiligen Bewertungsstrategien. Während von Männern ausgehende Gewalt lediglich gegen gesellschaftliche Normen verstößt, ist die mordende Frau immer auch ein Verstoß gegen herrschende Weiblichkeitsvorstellungen, wie beispielsweise der aktuelle Fall Amanda Knox, des ‚Engels mit den Eisaugen‘, zeigt. Gerade auch unter dem Aspekt der Körperlichkeit muss der Blick darauf gerichtet werden, wie mit diesem doppelten Normverstoß umgegangen wird. Es stellt sich die Frage, wie Weiblichkeit trotz der Anmaßung männlich konnotierten Verhaltens im Mord hergestellt wird und auf welche Weise diese sich in der konkreten künstlerischen oder medialen Inszenierung der Mörderin (und ihres Körpers) niederschlägt.

Das erste Panel der Tagung drehte sich um *Weibliche Verbrechen im Bild* und legte den Fokus auf die filmische Inszenierung der Mörderinnen-Figuren. In audiovisuellen Medien wie dem Film steht natürlich vor allem die Frage im Vordergrund, wie der Mord gezeigt wird. Dabei ist die

Visualisierung geprägt von Auslassungen und Re-Präsentationen.

Andreas Becker (Frankfurt am Main) zeigte am Beispiel der Figuren aus *Lady Snowblood* und *Lone Wolf and Cub* die unterschiedliche Inszenierung männlicher und weiblicher Rache im japanischen Manga und deren Filmbearbeitungen auf. Weiblichkeit würde hier durch verschiedene mediale Inszenierungsstrategien unterstützt; gerade die ästhetische Inszenierung vor allem über unterschiedliche Zeitlupensequenzen und differente Farbsymboliken erwiesen sich als entscheidende Strategien. Allerdings erschienen die westlichen Geschlechterzuschreibungen nur in Teilen als gültig, auch die offensive Darstellung sowohl der männlichen als auch der weiblichen Morde sei vor allem in einem anderen, affirmativen Gewaltverständnis begründet.

Marcus Stiglegger (Siegen) analysierte die zweite Karriere alternder Hollywood-Diven im 1960er-Jahre-Genre des ‚Hag-Horrors‘ und wies nach, dass sich in diesem Genre der Umbruch zwischen Old und New Hollywood widerspiegelt. An Filmbeispielen wie Robert Aldrichs *What Ever Happened to Baby Jane?* illustrierte Stiglegger, dass die mordenden Frauen hier als Persionen des klassischen Hollywood-Ideals erschienen; Weiblichkeit sei im Alter lediglich als monströse sichtbar. Auch auf der Bühne ist der von Frauenfiguren ausgeübte Mord meist nicht sichtbar. Insbesondere in der Oper gibt es eine weitere Re-Präsentationsebene für den Mord, wie im zweiten Panel zu *Undoing men? Mörderinnen in der Oper* deutlich wurde. Die Interpretation der dramatischen Handlungsebene wird hier insbesondere durch die Musik entweder gestärkt oder aber unterlaufen und in Frage gestellt. Beide Vorträge legten demzufolge den Schwerpunkt der Analysen vor allem auf die Bedeutung der musikalischen Ebene für die Inszenierung der Mörderinnen.

Kadja Grönke (Leipzig/Oldenburg) gab einen Überblick über die verschiedenen Arten der Bühnen-Mörderinnen in der Oper. Sie unterschied Eifersuchts- und Kindsmörderinnen, politische Täterinnen und individuelle Mörderinnen, deren komplexe Motivationen inszeniert würden. Die Inszenierung der Mörderinnen-Figuren sei dabei lange Zeit explizit auf die Moralvorstellungen des

weiblichen Publikums zugeschnitten gewesen; die Morddarstellungen stünden nicht im Zentrum des Interesses. Am Beispiel von Verdis *Lady Macbeth* als einer individuellen Mörderin, die ihren Mann als Waffe benutze, machte Grönke deutlich, wie die Musik, die gegen die Möglichkeiten der Sopranistin hin komponiert sei, die Bedrohlichkeit der Mörderinnen-Figur unterstütze. Das Böse sei der Musik hier als ästhetischer Diskurs eingeschrieben. Grönke plädierte abschließend für eine Zusammenschau von Dramaturgie, Musik und Ethik in der Operninterpretation.

In ihrem Vortrag untersuchte Angela Beuerle (Stuttgart) die Wandlungen von Gaetano Donizettis *Lucia di Lammermoor* von der *Femme fragile* zur *Femme fatale* und damit von einer unglücklich Liebenden schließlich hin zu einer Hysterikerin. Auch hier sei nicht der Mord Lucias zentral; auf der Bühne würde er lediglich auf musikalischer Ebene metaphorisiert und innerhalb der Handlung versprachlicht. Beuerle wies anhand der berühmten Kadenz nach, wie sich die Änderungen in der Interpretation der Figur vor allem auf der musikalischen Ebene widerspiegeln – während zunächst Edgardo als zentraler Protagonist der romantisch-tragischen Liebeshandlung erscheine, würde durch die Kadenz die Wahnsinns-Szene verlängert und betont, wodurch Lucia als wahnsinnige Mörderin zentral würde. Lucia erweise sich auf diese Weise als Brückenfigur hin zu anderen *Femme fatale*-Figuren wie Salome oder Elektra.

Im ersten Panel des zweiten Tages zum Thema *Mord-Lust* ging es vor allem um Narrationen von weiblichen Lust- und Serienmörder-Figuren. Da diese grundsätzlich der eigentlich genuin männlichen Konstruktion zuwiderlaufen, wird hier die Genderverschiebung auf die Spitze getrieben.

Eingeleitet wurde das Panel durch Kathrin Hoffmann-Curtius (Berlin), die sich den Verschiebungen in der Inszenierung weiblicher Täterschaft seit dem 19. Jahrhundert widmete. Dabei bezog sie sich vor allem auf die Mystifizierung der mordenden Frau als *Femme fatale* in Form der Sphinx. Durch die (auch visuelle) Animalisierung der Frau als Sphinx würde die kriminalisierte Weiblichkeit der Frau gleichsam entschärft und könne so gefahrlos rezipiert werden. Die Animalisierung würde im Weiteren schließlich implizit mitgedacht und so in den Frauenkörper ‚eingeschrieben‘. Hoffmann-Curtius verstand insbesondere das Bild des tugendhaften Ritters als Gegenbild zur *Femme fatale* und zeigte auf, wie mit Nietzsche auch der männliche Lustmörder als positive reaktive Figur auf die fatale Weiblichkeit gesehen werden könne. An zahlreichen Bildern, dem Film *Geheime Staatsaffären* und der massenmedialen Inszenierung insbesondere Vera

Brühnes demonstrierte sie, dass die *Femme fatale* gerade als Projektionsfläche für aus der Gesellschaft Auszugendes erscheine und ihr als Nationalallegorie auch eine politische Bedeutung eingeschrieben würde.

Jennifer Hübner (Augsburg) zeigte auf, wie im deutschsprachigen Kriminalroman die Inszenierung weiblichen Gewalthandelns in sexuellen Kontexten zwischen Überspitzung und Nicht-Sagbarkeit changiert. Während Thea Dorn in *Die Hirnkönigin* die Lustmörderin durch die Einschreibung in den literaturhistorischen Diskurs über Gewalttäterinnen letztlich dekonstruiere, spiegele die Nicht-Sagbarkeit des weiblichen Gewalthandelns in Jan Seghers *Ein allzu schönes Mädchen* die Unmöglichkeit eines weiblichen Lustmordes wider.

Ruth Neubauer-Petzold (Erlangen) beschäftigte sich mit der Frage, ob ein weiblicher Hannibal Lecter möglich sei. Am Beispiel der zwei Mörderinnen Anna Przygodda und Elfriede Blaustein sowie der Serienmörderin Eileen Wuornos verdeutlichte sie die spezifisch auf Frauen angewandten (massen-)medialen Inszenierungsstrategien, die sich rigide an traditionellen Rollenbildern orientierten. Insbesondere in der Benennung von Mörderinnen als ‚Blaubärin‘ finde eine diffizile Genderverschiebung statt. Da die Mörderinnen sich durch ihre Tat männliches Verhalten anmaßten und so letztlich als ‚monströs‘ erschienen, verneint Neubauer-Petzold (zumindest für den Moment) die Möglichkeit einer weiblichen Lecter-Figur.

Irina Gradinaris (Trier) Vortrag beschäftigte sich mit lustmörderischen Täterinnen und Opfern. Ausgehend von der Entstehung des Lustmorddiskurses um 1900 und seiner Diskreditierung als analytische Kategorie demonstrierte sie am Beispiel der Lustmörderinnen in Thea Dorns *Die Hirnkönigin* und Helmut Kraussers *Schmerznovelle* sowie des lustmörderischen Opfers in Thomas Hettches *Der Fall Arbogast*, wie der Lustmord als ästhetisches Sujet in der gegenwärtigen Literatur aktualisiert wird.

Das die Tagung abschließende Panel beschäftigte sich dann im Kontrast zum vorhergehenden mit einem explizit dem Weiblichen zugeschriebenen Verbrechen. Obwohl Kindstötungen auch durch Männer ausgeführt werden, bestimmt die Kindsmörderin die gesellschaftliche und künstlerische Wahrnehmung. Der Schwerpunkt des Panels lag dabei auf der Beziehung zwischen *Kindsmörderinnen und Massenmedien*.

Kathleen Heft (Berlin) zeigte in ihrem Vortrag über die mediale Inszenierung des Kindsmords die subtile Verortung der Thematik in den neuen Bundesländern, auf welche Weise die Inszenierung der Morde als ‚Folgeschäden der DDR-So-

zialisierung' die Tat kulturalisiere und so alle ostdeutschen Frauen als abweichend von normaler (westdeutscher) Mütterlichkeit diskreditiere.

Eva Tolasch (München) untersuchte die Mutterbilder, die sich in verschiedenen Diskursen über Kindsmörderinnen wiederfinden, und zeigte die subtilen Verschiebungen in den Mutterimaginationen auf: Die Täterin würde entweder selbst als Opfer verhandelt, deren Motive dann unerklärlich blieben, oder als ‚monströse‘ Täterin. Auf diese Weise würden anhand der Kindsmörderinnen-zuschreibungen in Zeiten der sozialen Krise im Sinne zunehmender Kinder- und Erwerbslosigkeit letztlich restaurative soziale und geschlechtsspezifische Rollenbilder gefestigt.

Die verschiedenen Beiträge illustrierten die Bandbreite und Komplexität der Mörderinnen-Inszenierungen. Die dabei nicht immer trennscharfe Unterscheidung von fiktiven und realen Mörderinnen ist dem Diskurs selbst geschuldet, ist die Vermischung doch hier schon angelegt. Grundsätzlich ließ sich feststellen, dass Weiblichkeit durch die Gewalthandlung uneindeutig wird. Gerade diese Uneindeutigkeit wird häufig genutzt, um die etablierten Geschlechterzuschreibungen neu zu verhandeln. Dabei erweist sich auffälligerweise gerade die Figur der liebenden, umsorgenden Mutter bei vielen Bearbeitungen als Gegenfolie, die letztlich als zu bestätigende Zuschreibung implizit mitverhandelt wird. Dennoch wird durch die Mörderinnen-Figuren Geschlecht als Konstruktion und Zuschreibung sicht- und verhandelbar. Mörderinnen, das wur-

de durch die Tagung erwiesen, sind also noch immer fragwürdige Figuren. So ließen sich zum Abschluss der Tagung auch keine eindeutigen Thesen formulieren, mit denen man der Mörderin habhaft werden kann; vielmehr wurden einige Fragen aufgeworfen, die eine Perspektive bieten für die weitere Auseinandersetzung mit mordenden Frauenfiguren. Leidenschaftlich diskutiert wurde insbesondere die Frage, ob man den weiblichen Mord als emanzipatorische Handlung verstehen könne, da Frauen sich durch einen Mord Handlungsspielräume aneignen würden, die ihnen traditionellerweise nicht zugestanden würden. Allerdings sei die einfache Aneignung männlichen Handelns noch kein emanzipativer Akt. Die Wahrnehmung der Mörderinnen und der Morde als rein ästhetische Codierungen in den neueren Gender Studies vernachlässige dabei die erforderliche politische Ebene der Inszenierung einer solchen Figur. Es stellt sich also die Frage, inwieweit die Frauenfiguren in ihrem Ausbrechen aus dem patriarchalen Regelwerk eigenständig weibliche gewalttätige Handlungsweisen erschaffen. Davon ausgehend lässt sich auch nach den spezifisch weiblichen Imaginationen weiblichen Mordes fragen – denn die während der Tagung besprochenen Werke stammten mit wenigen Ausnahmen durchweg von männlichen Autoren bzw. Künstlern. Man kann neugierig sein, inwieweit sich die Veränderungen der Geschlechterzuschreibungen auch auf das Handeln und die Wahrnehmung von mordenden Frauen in Gesellschaft und Kunst auswirken.

Kontakt und Information

Jennifer Hübner
Jenhuebner@gmx.de

Dr. Uta Fenske
Zentrum Gender Studies Siegen
Wissenschaftliche Koordination
Hölderlinstraße 3
D-57068 Siegen
Tel.: (0271) 740-4553
uta.fenske@uni-siegen.de

Katrin Jansen

100 Jahre 2. Nobelpreis Marie Curie

Wie weiblich sind die Naturwissenschaften heute?



Am 9. und 10. November 2011 fand in der Kalkscheune in Berlin-Mitte eine Konferenz anlässlich der Verleihung des 2. Nobelpreises an Marie Curie vor 100 Jahren statt.

Es diskutierten NaturwissenschaftlerInnen, SozialwissenschaftlerInnen, Wissenschaftshistori-

kerInnen und Verantwortliche für Gleichstellung an Hochschulen über die Frage: *Wie weiblich sind die Naturwissenschaften heute?*

Ausrichter der Konferenz war das mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung sowie des Europäischen Sozialfonds geförderte Verbundprojekt ChemWiss „Chemikerinnen auf dem Weg in die Wissenschaft?“, das vom Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung e.V. an der Universität Duisburg-Essen und dem Institut für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen durchgeführt wird. Die Begrüßung durch die UDE übernahm Prof. Dr. Ute Klammer als Prorektorin für Diversity Manage-

ment, die darauf hinwies, dass zu der Zeit, als Marie Curie ihren Nobelpreis für Chemie erhielt, Frauen in Deutschland gerade erst den Zugang zum Studium erhalten hatten. Seitdem hat sich zwar vieles geändert, doch die Frage bleibt: Was sind die Gründe dafür, dass Frauen auf dem Weg an die Spitze auf der Strecke bleiben?

Eine, die den Weg an die Spitze geschafft hat und gerne Vorbild ist, ist die Chemieprofessorin Christina Marie Thiele von der TU Darmstadt. Für ihren wissenschaftlichen Werdegang hebt sie vor allem die Bedeutung einiger Personen hervor, die sie als wichtige Unterstützung auf dem Weg zur Professur benennt, beispielsweise ihre Chemielehrerin aus der Schulzeit. Ihr wichtiger Hinweis für angehende Wissenschaftlerinnen lautet: Wenn man etwas haben will, dann muss man es sich holen, auch gegen alle Widerstände! Allerdings mit der Einschränkung, nicht um jeden Preis und nicht auf Kosten der Gesundheit oder sozialer Beziehungen.

Ein Leben gegen alle Widerstände, so charakterisiert die Diplom-Physikerin und freie Wissenschaftsjournalistin Dr. Brigitte Röthlein das Leben von Marie Curie. Sie berichtete von den Widerständen, die Marie Curie, geborene Skłodowska, im Laufe ihres Lebens überwunden hat. Angefangen mit dem Widerstand gegen die russischen Besatzer in Polen, dem Studium als Frau und Ausländerin in Frankreich, dem Kampf um die Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistung, als berufstätige alleinerziehende Mutter nach dem Tod ihres Ehemanns Pierre und gegen öffentliche Diffamierungen. Ihr Leben als Forscherin, Mutter und Geliebte war „irrsinnig“ modern und entsprach keinesfalls den zeitgemäßen Konventionen. Ihre absolute Hingabe an die Wissenschaft ohne Kompromisse – die man bewundern muss – kann noch heute als Vorbild für Wissenschaftlerinnen und Forscherinnen dienen.

PD Dr. Beate Ceranski verglich im Anschluss die populäre Rezeption von Marie Curie und Albert Einstein. Sowohl Einstein als auch Curie haben schon zu Lebzeiten Ruhm und Verfehmungen erlebt. Die Nachlassverwalter und Biographen Einsteins und Eve Curie zeichneten ein Bild zweier unkonventioneller Persönlichkeiten, die den humanitären Werten verpflichtet sind, mit keinerlei Interesse an materiellen Belangen. Dieses Bild veränderte sich dann später durch das Bekanntwerden neuer Quellen. Mit Einstein verbindet man heute vor allen Dingen das Bild des „Genies“, mit Marie Curie die „Besessenheit“.

Dr. Christine Roloff forschte in den 1980er Jahren als eine der ersten Sozialwissenschaftlerinnen zur Karriere von Chemikerinnen. Ihr Vortrag beschäftigte sich mit Edith Weyde, einer 1901



Begrüßung durch die Prorektorin für Diversity Management der UDE Frau Prof. Dr. Ute Klammer

geborenen Industriechemikerin und Erfinderin. Marie Curie war zwar als Forscherin eine Ausnahme, nicht aber als eine an Chemie interessierte Frau. Anhand der Karriere von Edith Weyde zeigte die Referentin historische Entwicklungen, übergreifende Strukturen und systematische Überlegungen zu Chemikerinnen im 20. Jahrhundert auf. Ein wichtiger Meilenstein für die Chemie war die Etablierung als wissenschaftliches Fach mit experimenteller Ausbildung im 19. Jahrhundert. Zuvor galt die Chemie als Hilfswissenschaft und handwerkliche Kunst. Akzeptiert wurde das Studium nur bei Männern. Um 1900 entwickelte sich das Berufsbild des Industriechemikers als Forscher und Unternehmer. Mit der Professionalisierung gingen eine stärkere soziale Bedeutung und eine hohe Bezahlung einher. Im Gegensatz zum Chemiker als Expertenberuf verstand man unter Chemikerin die Zuckerchemikerin, die in 12 Wochenkursen ausgebildet wurde. Häufig wurden die Frauen, auch wenn sie als „Chemiker“ ausgebildet waren, als Hilfskräfte und Privatsekretärinnen eingesetzt. Es entwickelte sich ein zweiter Stellenmarkt mit für „Damen passende(n) Posten“, beispielsweise in den Abteilungen Literatur und Patentwesen.

Zum Abschluss des ersten Tages berichtete Prof. Dr. Helga Rübsamen-Schaeff von ihren Erfahrungen. Sie konnte bereits auf eine erfolgreiche Wissenschafts- und Industriekarriere zurückblicken, als sie im Jahr 2006 die Ausgründung der Firma AiCuris aus dem Bayer Konzern leitete. Die Managerin eines Forschungsunternehmens referierte über die Entwicklung und Erfolge von AiCuris. Ihre Handlungsmaxime lautet: Create a vision, believe it can be done and do the work! Der zweite Tag der Konferenz stand im Zeichen der Nachwuchswissenschaftlerinnen. Zunächst berichteten die Veranstalterinnen von den Zwischenergebnissen ihres BMBF-Verbundprojektes und fragten, wo die Enkeltöchter der Curies

sind. Die Koordinatorin Dr. Ute Pascher stellte das empirische Pilotprojekt und zwei Teilstudien vor. Prof. Dr. Petra Stein vom Institut für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen berichtete von den zentralen Zwischenergebnissen einer Onlinebefragung, die an 12 Hochschulen unter Studierenden durchgeführt wurde. Bemerkenswert sind die hohe Beteiligung an der Befragung und die Bereitschaft, für weitere Befragungen zur Verfügung zu stehen. Betrachtet man die Ergebnisse zum angestrebten akademischen Abschluss der Studierenden, so stellt man fest, dass der Wunsch zur Promotion bei den Frauen der neuen Studiengänge stärker ausgeprägt ist als bei den Männern. Im Diplomstudiengang ist dies nicht der Fall. Insgesamt ist der Wille zur wissenschaftlichen Karriere (in Forschungsinstituten, Forschung und Entwicklung in der Industrie oder Forschung und Lehre an der Hochschule) leicht höher als bei Männern. Hier stellt sich die Frage, warum sie diesen Wunsch später häufig nicht weiter verfolgen. Erste Hinweise dazu gibt die qualitative Teilstudie, die von Dr. Ute Pascher vorgestellt wurde. Sie beruht auf qualitativen Interviews an der Universität Duisburg-Essen und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz mit Studentinnen im 2. Semester.

An die Zwischenergebnisse des Projekts ChemWiss anschließend stellte Prof. Dr. Heike Kahlert von der LMU München die Ergebnisse des BMBF-Projekts „Die Karriereziele von Promovierenden der Chemie und Politikwissenschaft im Vergleich“ vor. Im Rahmen des Projektes wurden 60 problemzentrierte Interviews mit Nachwuchswissenschaftlerinnen im letzten Jahr ihrer Promotion bzw. maximal ein Jahr nach der Promotion geführt. Frau Dr. Kahlert hält eine Reform des wissenschaftlichen Karrieresystems mit Alternativen zur Professor, ein tenure-track für Habilitierte, eine Postdoc-Förderung und Durchlässigkeit zwischen Wissenschaft und außeruniversitärem Arbeitsmarkt für nötig.

Im Namen des Bundesministeriums für Bildung und Forschung begrüßte danach Ministerialrätin Christina Hadulla-Kuhlmann die Anwesenden. Sie verwies auf das von der UN ausgerufene internationale Jahr der Chemie, betonte die Chancengerechtigkeit als Leitprinzip ihres Hauses und hob die Bedeutung von sozialwissenschaftlicher Forschung zu Wissenschaftskarrieren hervor, um mit Hilfe der Ergebnisse eine zukunftsorientierte Politik zu gestalten, in der Frauen in allen Bereichen vertreten sind.

Ein Beispiel für das Engagement von Stiftungen war die anschließende Preisverleihung des UNESCO „FOR WOMEN IN SCIENCE“ AWARD 2011, von der UNESCO, L'oreal und der Christiane-Nüsslein-Volhard Stiftung, mit dem junge

Mütter für exzellente Forschung in den Naturwissenschaften ausgezeichnet werden. Die diesjährigen Preisträgerinnen sind Nicole Fröhlich von der Universität Tübingen, Katja Herzog vom Max-Delbrück-Zentrum in Berlin und Judith Klatt vom Max-Planck-Institut für Marine Mikrobiologie. Unter dem Eindruck der erfolgreichen Nachwuchswissenschaftlerinnen, die ihre Begeisterung und Faszination für die Naturwissenschaften erläutert hatten, diskutierten nach der Mittagspause Prof. Dr. Thisbe Lindhorst vom Arbeitskreis Chancengleichheit der Gesellschaft Deutscher Chemiker, Prof. Dr. Eva Rentschler von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, PD Dr. Renate Tobies von der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Wiebke Meister, Preisgewinnerin des „FOR WOMEN IN SCIENCE“ AWARD 2010, die Fragestellung: Was haben wir erreicht und was bleibt zu tun? Zunächst wies Frau Dr. Tobies darauf hin, dass seit den 1980er Jahren die Wahl eines naturwissenschaftlichen Studiums durch Frauen nicht mehr als „wider die Natur“ angesehen wird. In der ehemaligen DDR gab es solche Klischees gar nicht. Nichtsdestotrotz waren aber auch dort die höchsten Positionen mit Männern besetzt, obwohl es unter den Studierenden mehr Frauen gab als im Westen. Prof. Dr. Lindhorst wies darauf hin, dass die Frauen nach der Promotion „verloren“ gehen. Wiebke Meister verwies auf die Bedeutung von Rahmenbedingungen und Strukturen, aber auch, dass man klar seine Bedürfnisse kommunizieren und verhandeln muss. Aus dem Publikum wurde angemerkt, dass der Faktor „Kind“ Frauen immer anhaftet, ganz gleich, ob sie tatsächlich Kinder haben oder nicht.

Was muss sich ändern? Frau Dr. Tobies betonte die Bedeutung von Berufungskommissionen und dass es wichtig sei, dass mehr Frauen in die Kommissionen kommen. Auch die Exzellenzinitiative, durch die der Gedanke an Chancengerechtigkeit für Frauen in die Fakultäten getragen werde, sei ein Anfang. Die „zugespitzten Verhältnisse“ in Deutschland sind laut Prof. Rentschler vor allem auf die steilere Hierarchie im Vergleich zu Wissenschaftssystemen im Ausland zurückzuführen. Wichtig ist auch zu erwähnen, dass das Problem der Chancengleichheit häufig erst mit dem Streben in Führungspositionen in das Bewusstsein von Frauen tritt.

Am Nachmittag wurden gute Beispiele für die Förderung von Frauen vorgestellt. Malahat Wittmann präsentierte das Doppelkarriere-Programm der Technischen Universität München. Seit ca. 2003 hat ein wissenschaftspolitischer Wandel eingesetzt, der das Thema der Doppelkarriere immer häufiger zum Gegenstand von beispielsweise Berufungsverhandlungen werden

lässt. Der Partner bzw. die Partnerin wird nun auch vermehrt als Wissenschaftsressource für die Region gesehen. Allerdings wird das Angebot noch häufiger von den Partnerinnen genutzt. Birte Peter stellte das Ada-Lovelace-Projekt an der Universität Mainz vor. Insgesamt möchte das Projekt junge Mädchen und Frauen für Berufe in Technik und Naturwissenschaften gewinnen. An der Hochschule werden Studienanfängerinnen und Absolventinnen gefördert. Aus dem Publikum wurde darauf hingewiesen, dass es wichtig sei, die Akzeptanz solcher Programme zu

erhöhen. Es müsse kommuniziert werden, dass es nicht darum gehe, angeblichen Defiziten von Frauen zu begegnen.

Auf der Konferenz wurde deutlich, dass die „Nachfahrrinnen“ von Marie Curie vor allem von inhaltlichen Fragestellungen und der Faszination von Forschung und Wissenschaft angetrieben werden. Sie halten sich nicht an Konventionen und lassen sich von Widerständen anspornen. Einig waren sich alle Teilnehmerinnen: Es bleibt noch viel zu tun, um Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung zu erreichen.

Kontakt und Information

Dipl. Soz.-Wiss. Katrin Jansen
Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung (RISP) e.V. an der Universität Duisburg-Essen
Heinrich-Lersch-Str. 15
47057 Duisburg
Tel.: (0203) 3634139
Fax: (0203) 3632596
katrin_jansen@uni-duisburg-essen.de
www.risp-duisburg.de/
www.exichem.de

Mechthilde Vahsen

Geschlechtergerechtigkeit an Hochschulen – Erfordernisse und Empfehlungen

Der erste Gender-Kongress in NRW fand am 22. September 2011 in Düsseldorf statt

Über 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren gekommen, um sich einen ganzen Tag lang mit dem Thema „Geschlechtergerechte Hochschule“ auseinanderzusetzen und mögliche Handlungsansätze auszuarbeiten. Der Kongress, initiiert durch das Wissenschaftsministerium NRW und organisiert vom Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, versammelte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus allen Statusgruppen, Gleichstellungsbeauftragte und in anderen Kontexten mit Gender und Wissenschaft Beschäftigte zu einem regen Austausch.

„Manches ist getan, vieles bleibt noch zu tun.“ Damit eröffnete Svenja Schulze, Wissenschaftsministerin des Landes Nordrhein-Westfalen, den Kongress und rekurrierte auf die Ergebnisse des ersten Gender-Reports 2010: Der Anteil der Professorinnen an NRW-Hochschulen liegt bei 16,6 % (Stand 2008), in den Rektoraten finden sich 19 % Frauen und in den weiteren Leitungsgremien sinkt er auf 11 % (Stand 2008). Auch wenn es insgesamt mehr Hochschulabsolventinnen als -Absolventen gibt (52 %), wird diese Aufteilung nicht fortgeführt, sie ist zudem in den jeweiligen Fachkulturen sehr unterschiedlich.

Professorin Dr. Ursula Gather als Vorsitzende der Landesrektorenkonferenz der Universitäten in NRW, benannte die bisherigen Erfolge: „Im aktuellen Zwischenbericht zu den ‚Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards‘ haben es sieben NRW-Universitäten unter die Top 20 geschafft.“



Trotzdem sieht sie weiteren Handlungsbedarf, zum Beispiel bei der besseren Vereinbarung von Beruf und Familie für beide Geschlechter.

Professor Dr. Martin Sternberg, Vorsitzender der Landesrektorenkonferenz der Fachhochschulen in NRW, betonte in seinem Grußwort: „Jenseits aller gesetzlichen Verpflichtung oder Zielvereinbarung bin ich für die systematische Erforschung von Genderthemen und die Frauenförderung. Es ist ein Gebot der Qualitätssteigerung, der Klugheit und der Gerechtigkeit.“ Einen Schwerpunkt sieht er in einer optimierten Gestaltung von Studiengängen, „um mehr Studentinnen für die Fächer zu gewinnen, in denen sie stark unterrepräsentiert sind, vor allem in den Ingenieurwissenschaften“.

Der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft Professor Dr.-Ing. Matthias Kleiner betonte, dass „Chancengleichheit als eine Querschnittsaufgabe begriffen“ wird. Daher vertritt die DFG das sog. Kaskadenmodell: Der Frauenanteil der unteren Qualifikationsstufe bestimmt den Sollwert für die nächst höhere Stufe.



Dr. Brigitte Mühlenbruch

Die anschließenden Keynotes von Dr. Brigitte Mühlenbruch (Präsidentin der European Platform of Women Scientists, EPWS, Brüssel) und Dr. Sabine Schäfer (Universität Bielefeld) widmeten sich dem europäischen Kontext und den Ergebnissen des Gender-Reports 2010.

Dr. Mühlenbruch stellte die Strategie Europa 2020 vor. „Fixing the administration“ – so das neue Ziel in Brüssel, womit eine „Veränderung der Wissenschaftsinstitutionen, des Wissenschaftssystems und dessen Strukturen“ gemeint ist, um Chancengleichheit an den Hochschulen

zu gewährleisten. Zu einer solchen „gendergerechten Wissenschaftskultur“ gehören Aspekte, wie sie auch in der „Leitinitiative Innovationsunion“ genannt sind: Transparenz in Rekrutierungsprozessen, Sicherheit und Berechenbarkeit wissenschaftlicher Karrieren, Mobilität und Flexibilität, Evaluation wissenschaftlicher Qualität und Exzellenz.

Dr. Schäfer skizzierte im Anschluss die Lage in NRW am Beispiel des Gender-Reports 2010. Ziel war es, sowohl qualitativ als auch quantitativ zu zeigen, wie der derzeitige Stand der Geschlechtergerechtigkeit an den Hochschulen in Trägerschaft des Landes NRW ist. Frauenförderpläne, Gleichstellungsmaßnahmen, weitere Projekte, der Frauenanteil auf allen Ebenen – dies sind die untersuchten Bereiche. Zwar hat es deutliche Fortschritte gegeben, aber Parität ist noch lange nicht erreicht.

Der Nachmittag war der Arbeit in den Workshops gewidmet. Es gab insgesamt fünf Workshops, jeweils mit einer Moderation ausgestattet und mit Impulsreferaten eingeleitet:

1. Gender- und Diversity-Konzepte als Leitbilder der Hochschulen – Wie stärken wir die Frauen?
2. Welche Förderansätze zur Geschlechtergerechtigkeit lassen sich auf Landesebene implementieren?
3. Welche Maßnahmen zur Gleichstellung können auf Fakultäts-/Fachbereichsebene ergriffen werden?
4. Fachkulturen und Geschlecht in den Ingenieurwissenschaften – Wie lassen sich fachkulturelle Differenzierungen abschwächen?
5. Wie lassen sich Gender-Aspekte in Forschung und Lehre verankern?



Die Ergebnisse der Workshops wurden im Plenum vorgestellt, bereits als Power-Point-Präsentation aufbereitet und von den KommunikationslotsInnen Karina Antons und Christoph Illigens visualisiert. Die Wissenschaftsministerin griff in ihrem Schlusswort die Handlungsvorschläge auf und fasste zusammen, dass Veränderungen auf allen zentralen Ebenen wichtig sind: gesetzlicher Rahmen, Leistungsorientierte Mittelvergabe, Zielvereinbarungen, ein noch zu entwickelndes Landesprogramm, Einrichtung eines Gleichstellungsforums mit allen Beteiligten, Hochschulebene. Die Dokumentation des Gender-Kongresses enthält alle Grußworte, Keynotes, die Impulsreferate, die Visualisierungen und die Ergebnisse aus den Workshops sowie weitere biografische Angaben zu den Vortragenden. Sie kann über das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW bestellt werden.



Professorin Dr. Carmen Leicht-Scholten

Kontakt und Information
info@netzwerk-fgf.nrw.de

Regina Heimann

Universität der Vielfalt?! Erweiterte Bildungszugänge und neue Professionalisierungswege für Frauen

Zum Öffentlichkeitstag des Weiterbildenden Studiums (WS) FrauenStudien mit Wissenschaftsministerin Svenja Schulze (MdB) am 18.06.2011 an der Universität Bielefeld

In diesem Jahr hat das WS FrauenStudien die Wissenschaftsministerin des Landes NRW Frau Svenja Schulze zum Öffentlichkeitstag eingeladen, um mit ihr, dem Rektor der Universität Bielefeld Prof. Dr. Gerhard Sagerer und dem Leiter des Zentrums für Wissenschaftliche Weiterbildung (ZWW) und des Instituts für wissenschaftliche Weiterbildung (IWW) Prof. Dr. Wolfgang Jütte sowie Vertreterinnen der FrauenStudien unter der Moderation von Prof. Dr. Katharina Gröning über die Erweiterung des bisherigen Hochschulzugangs im Hinblick auf weibliche Biographien zu diskutieren. Die mit ca. 150 Personen sehr gut besuchte Veranstaltung machte deutlich, dass seitens der Öffentlichkeit ein großes Interesse am Thema Hochschulöffnung besteht.

Ein Eckpunktepapier (hier in leicht abgeänderter Form) lag dieser Diskussion zugrunde: Im Rahmen der neuen Verordnung zum Hochschulzugang beruflich Qualifizierter verfolgt das Wissenschaftsministerium das Ziel, die Hochschulen auch für Menschen ohne Abitur zu

öffnen und damit mehr Bildungsgerechtigkeit zu schaffen. Vor allem der Studienzugang über einen Meistertitel oder Berufserfahrung ermöglicht eine direkte Studienberechtigung, ohne zusätzliche Prüfung oder den Nachweis einer Studieneignung. So zukunftsweisend dieser Schritt ist, bevorzugt er den Weg einer berufsorientierten Biographie, in welcher Berufstätigkeit und Aufstiegsfortbildungen die Regel sind. Nachweislich profitieren von diesen Reformen nicht solche Gruppen, die aus Gründen der Bildungsbenachteiligung, der Behinderung oder Erkrankung, der sozialen Ungleichheit oder der Sorgebenachteiligung andere Biographiemuster aufweisen. Sie können von diesem vereinfachten Zugang nicht profitieren, sondern müssen weiterhin zusätzliche Prüfungsleistungen erbringen, um die Universität als Bildungsort nutzen zu können. Das WS FrauenStudien möchte im Rahmen eigener Modernisierungsbestrebungen vor allem die Benachteiligung durch den Lebenszusammenhang Familie fokussieren und den Betroffenen mit seinem wissenschaftlichen

Weiterbildungsangebot eine Qualifikation anbieten, die gleichzeitig einen Zugang zur Universität eröffnet. Folgende Veränderungen erscheinen in diesem Zusammenhang wichtig:

- Eine Anerkennung des WS FrauenStudien im Sinne des § 2 der BBHZVO als berufliche Aufstiegsfortbildung eröffnet den AbsolventInnen einen Zugang zu allen grundständigen Studiengängen.
- Familienfrauen ohne abgeschlossene Berufsausbildung sollten die Möglichkeit erhalten, nach einer Eignungsprüfung am WS FrauenStudien teilzunehmen, um eine Reintegration in den Bildungsmarkt zu ermöglichen.
- Durch die Modularisierung des Angebotes und Kooperationen mit ausgewählten Studiengängen an Fachhochschulen soll die Anschlussfähigkeit der erbrachten Studienleistungen an ein Regelstudium verbessert werden.
- Für spezielle Zielgruppen wie Frauen mit Migrationshintergrund und Frauen mit psychischen Erkrankungen sollen modellhafte Rahmenbedingungen entworfen werden, die eine universitäre Teilhabe beim WS FrauenStudien ermöglichen und weitere Qualifizierungswege eröffnen.

Exkurs FrauenStudien

Das wissenschaftliche Weiterbildungsangebot FrauenStudien richtet sich an Personen, die ihre beruflichen Bildungsinteressen zugunsten von Familienarbeit zurückgestellt haben und sich nach einer längeren Zeit dieser alternativen Form der Arbeit wieder dem Berufs- und Bildungsmarkt zuwenden.

Die FrauenStudien bieten eine interdisziplinär angelegte Weiterbildung (6 Semester) auf universitärem Niveau in Teilzeitform an, die Wege in die Beruflichkeit oder in ein neues Berufsfeld (u. a. auch durch die Aufnahme eines Regelstudiums) eröffnen soll. Erfahrungsgemäß reicht dieses Zertifikat nicht für die Rückkehr in eine Vollberuflichkeit aus, sondern der Einstieg in den oder der Verbleib im ungesicherten Status der „Zuverdienerin“ ist die Regel bei den Absolventinnen.

Das Ziel der FrauenStudien ist jedoch die Förderung einer Rückkehr in abgesicherte Berufspositionen, eines Aufstiegs oder der beruflichen Neuorientierung vor allem durch einen akademischen Abschluss. Derzeit haben die TeilnehmerInnen ohne Abitur selbst nach erfolgreichem Abschluss der FrauenStudien keine prüfungsfreie Zugangsmöglichkeit ins Regelstudium. Ihre im Weiterbildungsverlauf erbrachten Studienleistungen sind nur bedingt anschlussfähig an ein Regelstudium.

Veranstaltungsverlauf/Diskussions- ergebnisse

Die Veranstaltung wurde von der Leiterin der FrauenStudien Prof. Dr. Katharina Gröning eröffnet und mit Grußworten der Prorektorin für Studium und Lehre Prof. Dr. Claudia Riemer sowie der Dekanin der federführenden Fakultät für Erziehungswissenschaft Prof. Dr. Susanne Miller eingeleitet. Der anschließende Programmpunkt: „Erweiterte Bildungszugänge, neue Professionalisierungswege“ vermittelte ein Bild von den derzeitigen und zukünftig anvisierten Teilnehmerinnen der FrauenStudien. Katharina Gröning thematisierte in ihrem Vortrag zu universitären Aneignungswegen den wachsenden gesellschaftlichen Bedarf an wissenschaftlicher Weiterbildung, um Entberuflichungsprozessen in Berufsbiographien und möglichen Abstiegen zu begegnen. Mit Blick auf die sozial geöffnete und gerechte Hochschule sprach sie die immer noch bestehende Ungleichheit im Bildungszugang an, die sich vor allem durch Barrieren an den Übergängen z. B. in den Master, aber auch von den FrauenStudien ins Regelstudium fortführt. Im Folgenden stellten vier Absolventinnen der FrauenStudien ihre erfolgreichen Entwicklungswege ins Regelstudium und darüber in neue Berufsfelder vor. Ihre Werdegänge veranschaulichten die Potenziale der Teilnehmerinnen, die nach der Familienphase in den FrauenStudien (wieder-)entdeckt und weiterentwickelt werden. Dr. Sandra Glammeier stellte das geplante Projekt „BEST“ – Bestärkung, Selbstbestimmung, Teilhabe – vor, das auf Frauen mit psychischen Beeinträchtigungen fokussiert und Dequalifizierungs- und Desintegrationsprozessen über Bildung begegnen will. Dr. Regina Heimann thematisierte in dem geplanten Modellprojekt „Bildungsbrücken für Frauen mit Migrationshintergrund“ die besondere Bildungsbenachteiligung dieser Zielgruppe beim Hochschulzugang. Im anschließenden Gastvortrag „Lasst Sie doch denken – Bildungsgerechtigkeit für Frauen“ betonte die Ministerin, dass in Deutschland jedes Talent gebraucht werde und entsprechende Strukturen geschaffen werden müssten, diese zu entdecken und zu fördern. Sie prognostiziert den Universitäten für 2019/2020 einen Rückgang der Studierendenzahlen, dem die Universitäten schon heute mit neuen Weiterbildungsangeboten an unterschiedlichste Zielgruppen begegnen könnten.

Die anschließende Podiumsdiskussion zum Thema: „Universität der Vielfalt?!“ wurde durchaus kontrovers geführt. Die wichtigsten Diskussionsaspekte sind hier zusammengefasst dargestellt:

- Im Hinblick auf sich wandelnde Zielgruppen im Bologna-Prozess könnten aus Projekten wie den FrauenStudien wertvolle Erfahrungen zu non-traditional-students und intergenerationalen Konzepten gewonnen werden. Durch die neuen Studienmodelle verändere sich die Gruppe der Studierenden – sie würde heterogener. Ein erfolgreiches Studium brauche somit andere Lernsituationen und Einstiegsszenarien, für die allerdings noch Strukturen geschaffen werden müssten.
- Die Öffnung der Hochschule sei leicht umzusetzen, sofern entsprechende Betreuungskapazitäten gegeben seien. Mit den doppelten Abiturjahrgängen erscheine die Umsetzung allerdings schwierig. Für eine Öffnung brauche es passende Betreuungsschlüssel, um vernünftige Relationen zu schaffen, ansonsten setze eine Selektion im Studium ein und die Hochschulöffnung hätte die Begrenzung lediglich zeitlich verschoben.
- In kleinen Modellen sei eine Öffnung tragbar (1 % der Studierenden), allerdings in der Breite nicht (10–20 %). Aber wer es ernst meine, müsse über die Breite nachdenken, und das sei im Moment nicht umsetzbar. Die Heterogenität führe zu Kulturveränderungen, die derzeit auch schon im Hinblick auf die Studienstrukturreform liefen.
- Organisationen ließen sich über Ideen, Anreize und Sanktionen steuern und nicht nur nach dem unternehmerischen Kriterium der wirtschaftlichen Effizienz. Es müsse auch um ein Aushandeln von Ansprüchen unterschiedlicher Interessengruppen gehen.
- Das Hochschulkonzept in NRW solle im Dialog entwickelt werden. Es stelle das Individuum in den Vordergrund und die Schaffung einer gebührenfreien Bildungsteilhabe für jeden. Ge-



Foto: Copyright Universität Bielefeld

sellschaftlich müsse der Konsens darüber noch geschaffen werden, dass Bildung kein Konsum sei. Vielmehr kosteten Bildung und Heterogenität Geld.

- Die unterschiedlichen Wege in die Hochschule hinein müssten noch transparenter gemacht werden. Zudem sei es unabdingbar, dass mit Abschlüssen im universitären Kontext Übergänge und Perspektiven verbunden sein müssten.

Die Diskussion zur Universität der Vielfalt hat vor allem dazu beigetragen, die Wünsche und Bedenken im Hinblick auf eine verstärkte Hochschulöffnung sichtbar zu machen. Innerhalb der Universität Bielefeld wird an der Modernisierung des Weiterbildungsangebotes gearbeitet. Die Ministerin hatte zudem zu einem weiteren Klärungstermin nach Düsseldorf eingeladen. Derzeit werden eine Verordnungsänderung und auch die Anschlussfähigkeit der Studienleistungen in den FrauenStudien an ein Regelstudium durch das Ministerium geprüft.

Kontakt und Information
www.uni-bielefeld.de/fstudien
 Weiterbildendes Studium
 FrauenStudien
 Prof. Dr. Katharina Gröning
 (Leitung)
 Dr. Sandra Glammeier, sandra.glammeier@uni-bielefeld.de
 Dr. Regina Heimann, regina.heimann@uni-bielefeld.de
 Universität Bielefeld
 Universitätsstraße 25
 33615 Bielefeld

Eva Buchholz

Interdisziplinäre Summer School „Aktueller Stand der Forschung zu geschlechtsbezogener Gewalt“

Universität Wien, Institut für Politikwissenschaft, 4.–5. Juli 2011

Ja, es gibt sie noch, die feministischen Gewaltforscherinnen! Darüber freuten sich Prof. Dr. Birgit Sauer (Universitätsprofessorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien), Dr. Monika Schröttle (Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Bielefeld) und Maria Rösslhuber, Geschäftsführerin des WAVE-Networks (Women Against Violence Europe), die gemeinsam die interdisziplinäre Summer School „Aktueller Stand der Forschung zu geschlechtsbezogener Gewalt“ vom 4. bis 5. Juli 2011 an der Universität Wien ausrichteten.¹ Auf den Call for Papers hatten sich zahlreiche Nachwuchsforscherinnen, vorrangig aus Deutschland und Österreich, beworben, um ihre aktuellen Forschungsprojekte vorzustellen. 16 Teilnehmerinnen präsentierten während der Summer School ihre Forschungsarbeiten (überwiegend Promotionsarbeiten, eine MA-Arbeit sowie ein EU-Forschungsprojekt), die sich alle mit unterschiedlichen Perspektiven auf geschlechtsbezogene Gewalt auseinandersetzten. Die Forschungsperspektiven reichten von soziologischen und politologischen Analysen über kriminologische Fragestellungen bis hin zu psychologischen und medienwissenschaftlichen Untersuchungen bezüglich geschlechtsbezogener Gewalt. Die Vorstellung der Forschungsarbeiten erfolgte in vier Clustern (Workshops), in denen jeweils ähnliche Themen gruppiert wurden (1. Gewalt, Migration und (neue) Kriege, 2. Gewalt, Geschlecht und Konstruktion, 3. Häusliche Gewalt und die Folgen – narrative, biographische Methoden und 4. Häusliche Gewalt in vergleichender Perspektive). Geleitet und moderiert wurden die Cluster jeweils von Prof. Dr. Birgit Sauer oder Dr. Monika Schröttle, denen dafür zu danken ist, dass die Arbeiten der Nachwuchswissenschaftlerinnen intensiv diskutiert wurden und sowohl konkrete Fragen aus dem individuellen Forschungsprozess als auch theoretische und methodologische Verortungen im größeren Forschungskontext erörtert werden konnten.

Der „interne Tag“, an dem die Forschungsarbeiten in kleinem Rahmen diskutiert wurden, wurde ergänzt durch einen „öffentlichen Tag“, der für die breitere wissenschaftliche Öffentlichkeit sowie

für frauenbewegte und gleichstellungspolitische AkteurInnen geöffnet wurde. An diesem öffentlichen Tag fand eine Vortragsreihe statt, in der ausgewiesene Expertinnen der deutschsprachigen feministischen Gewaltforschung, aber auch Praktikerinnen der Frauenhausarbeit Vorträge hielten: Dr. Birgit Haller vom Institut für Konfliktforschung (IKF) in Wien stellte das österreichische Modell des Opferschutzes durch Prozessbegleitung vor, das im Vergleich zu opferschutzrechtlichen Verfahren in anderen Ländern (auch Deutschland) viele wegweisende Elemente beinhaltet und durchaus als vorbildhaft zu bezeichnen ist – das aber von der österreichischen Politik derzeit leider wieder rückgebaut wird und von finanziellen Kürzungen betroffen ist.

Prof. Dr. Birgit Sauer beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit dem Gewaltbegriff und plädierte für eine intersektionelle theoretische Verortung. Schwerpunkte setzte sie in ihrem Vortrag auf die Intersektion bzw. Interdependenz der Kategorien Geschlecht, Migration/Ethnizität und „Kultur“. Sauer problematisierte die Verwendung der Begrifflichkeiten „kulturbedingte“ Gewalt und „traditional harmful practices“ (dt. schädliche traditionelle Praktiken), unter denen vor allem Zwangsheirat und arrangierte Ehen, weibliche Genitalbeschneidung, Verbrechen im Namen der Ehre sowie die Ganzkörperverhüllung von Frauen im islamischen Kontext verstanden würden. Die Verortung dieser geschlechtsbasierten Gewaltformen im Kontext von „Tradition“ und „Kultur“ führe dazu, dass Minderheitengruppen stigmatisiert und kollektiv als patriarchal und gewalttätig abgewertet würden. Gleichsam würde Frauen die Handlungsmacht abgesprochen, da sie auf den Status von Opfern ihrer „Kulturen“ reduziert würden. Ein solches Verständnis führe zur Alterisierung migrantischer und ethnischer Minderheiten und berge die Gefahr einer rassistischen Instrumentalisierung. Sauer plädierte dafür, den Gewaltdiskurs vom Kulturdiskurs zu lösen und den Begriff der „kulturbedingten Gewalt“ durch den Begriff „Gewalt gegen Frauen“ zu ersetzen, der an der Schnittstelle verschiedener Ungleichheitsdimensionen zu verorten sei und verschiedene Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität/Nationalität, Religion

¹ Finanziert wurde die Summer School von der Europäischen Kommission im Rahmen des Daphne-Programms.

und Klasse im Prozess von Migration berühre. Zu berücksichtigen seien drei Dimensionen: 1. das Zusammenspiel von Gewaltstrukturen/-institutionen und Gewaltdiskursen, 2. die Interaktion von Ungleichheitsstrukturen in der Minderheits- und Mehrheitsgesellschaft sowie 3. das Interagieren von Gewaltstrukturen aufgrund von Geschlecht, Ethnizität/Nationalität, Religion und Klasse.

Dr. Monika Schröttle sprach in ihrem Vortrag über Gewalt, Geschlecht und den Beitrag quantitativer Untersuchungen für die feministische Gewaltforschung. Diese zielen u. a. darauf ab, die Ausmaße, Formen, Muster und Schweregrade von Gewalt zu erfassen sowie Folgen von Gewalt, entsprechende Unterstützungsbedarfe und Hinweise auf Ursachenzusammenhänge und Risikokonstellationen sichtbar zu machen. In ihrem Vortrag stellte Schröttle den Ertrag der quantitativen Gewaltforschung für Forschung, Politik und soziale Praxis vor und diskutierte das Verhältnis von quantitativer und qualitativer Gewaltforschung. Im Vergleich zu qualitativen Forschungsdesigns bieten quantitative Untersuchungen einige Vorteile (wie die Erfassung eines breiteren Spektrums von Gewaltbetroffenheit, Möglichkeit der Verallgemeinerung, Aufdeckung bislang unsichtbarer Gewaltpotenziale, differenzierte gruppenspezifische Analysen und Vergleiche etc.); diese kommen jedoch an ihre Grenzen, wenn es um vertiefende Deutungen und Interpretationen von Gewaltphänomenen geht. Hier liegt die Stärke qualitativer Forschung, die u. a. die Interaktionen und Dynamiken bei der Entstehung und Aufrechterhaltung von Gewalt viel besser erfassen und subjektive Deutungsmuster in die Analyse mit einbeziehen kann.

Die Vorträge von Prof. Dr. Birgit Sauer und Dr. Monika Schröttle wurden anschließend in Arbeitsgruppen intensiv diskutiert. Eine dritte Arbeitsgruppe fand unter der Leitung von Prof. em. Dr. Carol Hagemann-White (Universität Osnabrück) statt, in der die Fragestellung diskutiert wurde, ob die Differenzierung in der feministischen Gewaltforschung auch zu veränderten Konzepten in der Praxis geführt habe.

Im Anschluss an die Diskussionen in den Arbeitsgruppen fand ein weiterer Vortrag statt: Olaf Kapella vom Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) stellte das Forschungsdesign und Instrumentarium der ersten Gewaltprävalenzstudie in Österreich vor, die in den vergangenen Monaten vom ÖIF erhoben wurde und derzeit ausgewertet wird. Die Ergebnisse werden im November 2011 im Rahmen einer Enquête präsentiert und vom Österreichischen Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) veröffentlicht (Link: <http://www.bmwfj.gv.at>). Nach der Präsentation

des Forschungsdesigns und des der Erhebung zu Grunde liegenden Fragebogens entbrannte eine kritische und z. T. heftig geführte Diskussion. Neben anderen kritisierten Rosa Logar (Geschäftsführerin der Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie) und Prof. em. Dr. Carol Hagemann-White zentrale Konstruktionsmerkmale des Fragebogens. Die zentrale Kritik drehte sich dabei einerseits um die Frage, ob die so erhobenen Daten überhaupt die Möglichkeit böten, ausreichende Zusammenhänge zwischen partnerschaftlicher Gewalt und Gewaltformen herzustellen. Andererseits wurde befürchtet, dass sich die politische Diskussion der Ergebnisse der Studie kontraproduktiv auf die Gleichstellung der Geschlechter (und, um ein Beispiel zu nennen, auf die Frauenhausfinanzierung) auswirken könnte – zum einen, weil zugleich Gewalt gegen Männer erhoben wurde,² und zum anderen, wenn (wie befürchtet) die erlittene Gewalt den jeweiligen TäterInnen, aufgrund der Konstruktion des Fragebogens, nicht konkret zugeordnet werden kann.

Nach dem anschließenden Abendessen ging es weiter mit zwei Abendvorträgen: Prof. em. Dr. Carol Hagemann-White von der Universität Osnabrück, die langjährige „Institution“ der feministischen Gewaltforschung in Deutschland, sprach über Befunde, Barrieren und Bedarf einer übergreifenden EU-weiten Strategie gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. In ihrem Vortrag ging sie auf aktuelle Entwicklungen auf europäischer Ebene sowie Ansätze, Chancen und Barrieren für die Entwicklung einer solchen Strategie ein. Während der Europarat (der nicht zur EU gehört) durch die kürzlich verabschiedete Konvention „zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt“ bereits umfassende rechtliche Vorgaben gemacht hat, stehen die Europäische Union und das Unionsrecht noch am Anfang. Aufgrund der Heterogenität mitgliedstaatlicher Rechtsnormen und Straftatbestände in Bezug auf geschlechtsbasierte Gewalt und der Rechtslücken, die in manchen EU-Staaten bestehen, haben sich in den vergangenen Jahren verschiedene EU-Gremien für die Entwicklung einer einheitlichen europäischen Strategie stark gemacht. Ein wichtiger Schritt war die Durchführung einer Machbarkeitsstudie³ zur Vereinheitlichung der rechtlichen Regelungen in allen EU-Ländern, die Hagemann-White geleitet hat. Diese hat laut Hagemann-White „eine Tür geöffnet“ für mehr Prävention und das Abrücken von einer zu starken Fokussierung auf Sanktionen und Strafverfahren. Die Koppelung von Opferrechten an eine Aussage in Strafverfahren, wie es bisher der Fall ist, sei hoch problematisch: Am Ende sei das Opfer daran schuld, keine Rechte zu haben, weil es die Taten nicht angezeigt habe.

² Diese Befürchtung ist vor dem Hintergrund zu verstehen, dass Untersuchungen über die Gewaltbetroffenheit von Männern in der Vergangenheit wiederholt instrumentalisiert wurden, um die politischen Forderungen der Frauenbewegungen, bspw. bezüglich der Finanzierung von Frauenhäusern, in Frage zu stellen. Auch der direkte geschlechtsbezogene Vergleich der Gewaltprävalenzen wird vor diesem Hintergrund von manchen kritisch gesehen – nicht, weil keine Daten zur Gewaltprävalenz von Männern erhoben werden sollten, sondern weil die gesonderte Erhebung von Gewalt gegen Frauen aus gleichstellungspolitischer Sicht ein schlagkräftigeres Instrument darstellt.

³ European Commission (2010): Feasibility study to assess the possibilities, opportunities and needs to standardize national legislation on violence against women, violence against children and sexual orientation violence, Luxembourg: Publications Office of the European Union. Abrufbar im Internet: http://ec.europa.eu/justice/funding/daphne3/daphne_feasibility_study_2010_en.pdf (15.08.2011).

Kontakt

Eva Buchholz, M.A.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Institut für Sozialwissenschaften,
Gender Research Group
Christian-Albrechts-Universität
zu Kiel
Westring 383
24118 Kiel
Tel.: (0431) 880-4979
Fax: (0431) 880-4976
E-Mail: buchholz@gender.
uni-kiel.de
www.gender.uni-kiel.de

Websites der

Organisatorinnen

Institut für Politikwissenschaft
der Universität Wien: <http://politikwissenschaft.univie.ac.at>

Interdisziplinäres Zentrum für
Frauen- und Geschlechterfor-
schung (IFF) der Universität
Bielefeld: www.uni-bielefeld.de/IFF/

WAVE-Network (Women
Against Violence Europe):
www.wave-network.org

Auch der letzte Vortrag des Tages von Rosa Logar beschäftigte sich mit der europäischen Perspektive. Fokus ihres Diskussionsbeitrages war der Aushandlungsprozess der neuen „Konvention des Europarates zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt“, die am 11. Mai 2011 in Istanbul unterzeichnet wurde (Abkürzung deshalb: die „Istanbul-Konvention“), an dem Rosa Logar als Vertreterin Österreichs selber teilgenommen hatte. Trotz der bereits weit vorangeschrittenen Zeit war der letzte Vortrag, ebenso wie die vorherigen, äußerst spannend und erkenntnisreich. Zu nennen sind insbesondere die Einblicke in den politischen Aushandlungsprozess, in kleinere und größere Erfolge bzw. Misserfolge sowie das „Werden“ einer schon lange geforderten völkerrechtlichen Konvention zur Bekämpfung geschlechtsbasierter Gewalt. Der engagierte und lebhaft berichtete Rosa Logar, der mit vielen persönlichen Eindrücken des Aushandlungs-

prozesses gespickt war, bereicherte nicht nur in (politik-)wissenschaftlicher, sondern auch in gleichstellungspolitischer Hinsicht und war ein würdiger, inspirierender Abschluss der zweitägigen, intensiven Summer School.

Den Ausrichterinnen der Veranstaltung ist nicht nur für die gelungene Organisation der Summer School zu danken (insbesondere gilt der Dank Mag. Julia Girardi vom WAVE-Network, die für die praktischen Details der Organisation zuständig war), sondern auch und vor allem für die Zusammenführung der Nachwuchswissenschaftlerinnen, die zum Thema der geschlechtsbasierten Gewalt forschen und in ihren institutionellen Settings oftmals nur wenig fachlichen Austausch haben. Deshalb ist es besonders erfreulich, dass die Organisatorinnen planen, die Summer School zu wiederholen und vor dem Hintergrund der europäischen Ausrichtung des WAVE-Networks das nächste Mal voraussichtlich englischsprachig und international auszurichten.

Christina Natlacen

Tagung „Das Private wird öffentlich. Techniken der Selbstdarstellung um 1970“

Organisiert von Prof. Dr. Susanne Regener und
Katrin Köppert M.A., Universität Siegen, DFG-Projekt
„Medienamateure in der homosexuellen Kultur“

In verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und populärkulturellen Medien wurde in den letzten Jahren eine Aufweichung der Konzepte von privat und öffentlich konstatiert. Wesentlichen Anteil daran haben kulturelle Produkte von AmateurInnen, wie sie beispielsweise im Web 2.0 auf YouTube, Flickr und anderen Social Network Sites millionenfach veröffentlicht werden. Diese Plattformen leisten vorrangig dem gesteigerten Bedürfnis nach Selbstpräsentation Vorschub. Damit erweisen sie sich als Erfüllungsgehilfen des immer dominanter werdenden Postulats der Sichtbarkeit in einer vernetzten Welt. In einer heteronormativ ausgerichteten Kultur müssen spezifische Sichtbarkeiten von Homosexuellen immer neu erzeugt und perpetuiert werden. Unter Einbeziehung eines historischen Blickwinkels stellt sich die Frage, in „welchen Formen, ästhetischen Gebilden und mit welchen sozialen Praktiken“ (Tagungsankündigung) sich schwule Selbstdarstellung out of the closet bewegte und in welche

populärkulturellen, privaten und politischen Bereiche sie ausstreute.

Das DFG-Projekt „Medienamateure in der homosexuellen Kultur. Fotografische Selbstdarstellungen von Männern im 20. und 21. Jahrhundert“ verfolgt das Ziel, private Bildprodukte in Überlappung mit öffentlichen Repräsentationen von Professionellen in den Blick zu nehmen (siehe: www.medienamateure.uni-siegen.de). Angesiedelt am Lehrstuhl für Mediengeschichte/Visuelle Kultur der Universität Siegen wird es von der Projektleiterin Susanne Regener und ihrer Mitarbeiterin Katrin Köppert durchgeführt. Als kultur- und medienwissenschaftlich ausgerichtetes Forschungsunterfangen interessiert es sich für vielfältige Strategien der Sichtbarmachung von schwuler Identität im Privaten. Die Analyse von fotografischen Selbstbildern von Homosexuellen stellt dabei die Aspekte der Konstruktion, Montage und Performanz in den Vordergrund und sucht nach deren Bedeutung für unsere Blickkultur.

**MEDIENAMATEURE
IN DER
HOMOSEXUELLEN
KULTUR**

**FOTOGRAFISCHE SELBSTDARSTELLUNGEN
VON MÄNNERN IM 20. UND 21.
JAHRHUNDERT**

Start
Projekttagbuch
Team
Vernetzung

Archiv
Impressum
Tags

English

DFG
UNIVERSITÄT
SIEGEN

Visuelle Selbstinszenierungen in den Social Networks der Internetmedien sind Ausgangspunkt für unsere kulturhistorische Untersuchung von Amateurfotografien aus der männlichen homosexuellen Kultur ab 1900. Die Relevanz von Bildern des Selbst für Identitätskonstruktionen in sowohl Sub- als auch Mainstream-Kulturen ist Thema der Medienkulturforschung.

Mit kulturwissenschaftlichen, kunstgeschichtlichen und gendertheoretischen Ansätzen fragen wir danach, wie und auf welche Weise Bildprodukte von Medienamateuren spezifische Blickkultur/en und (subkulturelle) Erinnerungskultur/en geprägt haben.

Das Forschungsprojekt befasst sich mit nicht-professionellen Fotografien und Selbstzeugnissen aus Archiven in Deutschland, Skandinavien und den USA, die mit populärkulturellen und avantgardistischen Bildern und Texten gegengelesen werden.

[mehr](#)

Dieses Projekt des [Lehrstuhls für Mediengeschichte der Universität Siegen](#) wird im Zeitraum von 2010 bis 2012 von der [Deutschen Forschungsgemeinschaft](#) gefördert.

Einen besonders großen Stellenwert haben umfangreiche Archivrecherchen für die methodische Ausrichtung des Projekts. Als wichtigster Kooperationspartner konnte das Schwule Museum Berlin gewonnen werden, dessen Bestände auch private Nachlässe beinhalten und teilweise noch zahlreiches nichtpubliziertes Material umfassen. Am 16. und 17. Juni 2011 wurde die Tagung „Das Private wird öffentlich. Techniken der Selbstdarstellung um 1970“ in Berlin durchgeführt. Den Auftakt bildete eine öffentliche Veranstaltung im Schwulen Zentrum Berlin (SchwuZ), jener in den 1970er Jahren im damaligen Westberlin gegründeten Institution, die sich als politische, emanzipatorische und gemeinschaftsbildende Plattform von Schwulen versteht und örtlich wie kooperativ in Bezug zum Schwulen Museum Berlin steht. Hier wurde zunächst die Zusammenarbeit zwischen der Universität Siegen und dem Schwulen Museum gewürdigt und das DFG-Projekt insgesamt vorgestellt. Das anschließende Screening von vier ausgewählten Super-8-Filmen des 1994 verstorbenen

englischen Filmemachers Derek Jarman wollte die Verbindung zwischen dem wissenschaftlichen Thema und der künstlerischen Ausdrucksweise herstellen. Von Philipp Fürnkäs, Kurator der 2010 in der Julia Stoschek Foundation gezeigten Jarman-Ausstellung, präsentiert, entpuppten sich diese selten gezeigten Dokumente, die zwischen privat und öffentlich sowie zwischen medientechnisch bedingter amateurhafter Authentizität und performativer Selbstdarstellung oszillieren, als gelungener Einstieg in die Thematik der Tagung. Die Filmvorführung war dem hohen Stellenwert von visuellen Produkten innerhalb des Forschungsprojekts geschuldet und leitete mit der Frage nach der Relevanz der Sichtbarkeit homosexueller Lebensweisen zur Podiumsdiskussion mit dem Titel „Alles schwul? Geschichte und Zukunft von Schwulenbewegung und Populärkultur“ über. Moderiert von Birgit Bosold, Vorstandsmitglied des Schwulen Museums, führten das Gespräch der Journalist und Schriftsteller Elmar Kraushaar, Samirah Kenawi, ehemalige Aktivistin in Frauenvereinen der DDR, und der dänische Soziologie-

professor Henning Bech. Am Beispiel des Topos der Sichtbarkeit wurde der Stellenwert von Homosexualität in der Öffentlichkeit diskutiert und die Frage, ob das politische Postulat der Schwulenbewegung ab 1970 (nach Stonewall) auf der Straße, in der Öffentlichkeit sichtbar zu werden, heute überflüssig oder aber zur alleinigen Figur oppositioneller Rhetorik geworden ist. Bech provozierte mit seiner These, dass die Konvergenz von schwulem Geschmack und zeitgenössischer heteronormativer Alltagskultur das politisch motivierte Eintreten gegen die Diskriminierung von Homosexualität nicht mehr notwendig mache. Stattdessen löse sich alles in Ästhetik auf. Entsprechend und vor dem Hintergrund nachhaltiger politischer Anstrengungen reagierten Teile des Publikums sensibel.

Am nächsten Tag fand ein interdisziplinär ausgerichteter Workshop für geladene Gäste im Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität statt. Die ReferentInnen stammten aus den Disziplinen der Mediengeschichte, Gender Studies, Kunstgeschichte, Geschichte, Literaturwissenschaft und Europäischen Ethnologie und wurden durch DiskutantInnen und Gäste, die das Spektrum nochmals um beispielsweise die Medizingeschichte, Architekturgeschichte und den Bereich des politischen Aktivismus erweiterten, ergänzt. „Das Private wird öffentlich. Techniken der Selbstdarstellung um 1970“ lautete der Titel des Workshops, dessen Anliegen eine thematische Öffnung war, um anschließend Fragen schwuler (Amateur-)Kultur zu konkretisieren.

Nach einer kurzen Einführung in die Eckdaten der laufenden Forschungsarbeiten durch die Organisatorin Susanne Regener startete der Workshop mit einem theoretischen Input zu jenem Begriff, der fortan im Zentrum der Vorträge stand: dem Selbst. Isabel Richter (Bochum) lieferte einen Überblick über die verschiedenen Konzepte des Subjekts in der Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts und sprach sich explizit für den Begriff des Selbst an Stelle des problematischen Subjekts im Zuge des Autonomiediskurses der Aufklärung aus. Das Selbst mit seinem prekären fragmentarischen Charakter beinhaltet immer auch die Offenlegung seiner Inszenierungs- und Konstruktionsweisen und erschien gerade deshalb auch für den weiteren Verlauf der Diskussion von (homosexuellen) Identitätswürfen besonders gewinnbringend. Die Aspekte der Medialität, Prozesshaftigkeit und Interpersonalität, die Richter neben anderen als konstitutiv für die Untersuchung des Selbst nannte, spielten in der Folge gerade bei den Vorträgen über visuelle Selbstdarstellungen eine bedeutsame Rolle.

Selbstentwürfe im Kontext der Kunst nahmen Steffen Siegel (Jena) und Karin Bruns (Linz) in

den Fokus. Siegel wandte sich den inszenierten Fotosequenzen von Duane Michals zu und legte deren maßgebliche Zielrichtung als Selbstzeugnisse homosexuellen Begehrens offen. Durch die Idee der Performanz, die angewandten Techniken der Camouflage und den privaten Kontext stellen diese Tableaus Charakteristika schwuler Identitätskonzepte in den Vordergrund, wie sie beispielsweise auch von Amateuren praktiziert werden. Bruns interessierte sich hingegen für die Schnittstelle zwischen künstlerischen Bearbeitungen des sozialen Geschlechts und deren (Nicht-)Eignung als öffentliche Piktogramme mit politischer Zielrichtung. Am Beispiel der Arbeiten von Birgit Jürgenssen primär vorgeführt, ging sie anhand des Konzepts des Visiotyps der Einprägbarkeit von Geschlechtswürfen nach, die sich durch einen flexiblen kombinatorischen Prozess (heteronormativer) weiblicher und männlicher Versatzstücke auszeichnen.

Susanne Regener wandte sich der Maskerade als Taktik schwuler Selbstdarstellung anhand fotografischer Zeugnisse von Amateuren zu. Sie spannte die beiden Pole Selbst- und Fremdbilder im Hinblick auf transvestitisches Auftreten auf und interessierte sich vor allem für den Übergang von Maskerade aus der Heimlichkeit in die Öffentlichkeit in den 1970er Jahren. Sie spürte jenem Anteil an Eigensinn in Fotoalben nach, demzufolge schwule Identität eine Stabilisierung durch private Bildzeugnisse erfährt. Das „Bild als Mittler des Selbst“ stand auch in dem Vortrag von Katrin Köppert im Zentrum, wobei hier der Fokus auf Bilderwanderungen zwischen unterschiedlichen Medien gelegt wurde. Ausgehend von Magnus Hirschfelds Zwischenstufenwand, die ein Schema der Geschlechtsunterschiede darstellen sollte, ging Köppert unterschiedlichen bilddiskursiven Einbettungen von Freundschaftsposen auf Fotografien nach. Die funktionalisierte Verwendung von Bildmaterial innerhalb privater und öffentlicher Kontexte, wissenschaftlicher, populärkultureller und massenmedialer Visualisierungen unterstreicht ihre These, dass Selbstdarstellung homosozialer und homosexueller Freundschaft in diesen Fällen in Interdependenz zu Fremddarstellung möglich ist.

Der Fremddarstellung von Homosexuellen wandte sich explizit Sebastian Mohr (Kopenhagen) in seinem Vortrag über die wissenschaftliche Aufklärungsarbeit der DDR zu. Die Coming-Out-Studien der Universität Jena und die Initiativen der Arbeitsgruppe Homosexualität an der Humboldt-Universität in Berlin zeichneten sich vor allem durch die stereotype Außendarstellung schwuler Lebensrealität aus und lassen kritische Fragen nach der Erzeugung einer erwünschten Sichtbarkeit durch die Wissenschaft dringlich

erscheinen. Einen wichtigen Beitrag zum Thema Coming Out lieferte Volker Woltersdorff (Berlin), der den Wandel medialer Inszenierungen von den 1970er Jahren bis ins aktuelle YouTube-Zeitalter in den Blick nahm. Er unterstrich die Bedeutung des Coming Out als Strategie der Sichtbarmachung im öffentlichen Raum und untersuchte so unterschiedliche Medien wie das Tagebuch, den Film, die Performance oder Videos im Web nach deren Anteil an der Sichtbarkeitsproduktion sowie an der Eignung als politische Selbsttechnik. Ein letzter Beitrag von Lukas Schmidt (Siegen) und Katrin Köppert verortete sich in der heutigen Kultur schwuler Dating-Plattformen im Internet und stellte die Frage nach den strukturellen Interaktionen des Selbst mit der digitalen Kartografie von Gayromeo. Prozesse wie die Katalogisierung des Selbst, das Unterwerfen unter ein strenges Diktat einer Aufmerksamkeitsökonomie und der hohe Stellenwert von Rankings wurden kritisch in Hinblick auf die Selbstpräsentation des schwulen Users hinterfragt, wobei auch hier Momente des Eigensinns als virulent diskutiert wurden. Die an den Vortrag anschließende Diskussion führte nochmals zum Kern des Workshops zurück, nämlich dem Begriffspaar privat – öffentlich. Ge-

rade am Beispiel schwuler Datingplattformen vermittelten sich besonders eindrücklich deren Fragilität und die Notwendigkeit, im konkreten Fall jeweils von einer allgemeinen Verwendung herrschender Konzepte zu Gunsten einer Neuausrichtung des operativen Rahmens abzurücken. Eine schärfere Differenzierung zwischen privat und öffentlich, beispielsweise anhand der Einführung der Begriffe semi-öffentlich und subkulturell – um nur einige Vorschläge zu nennen –, sowie deren Unterscheidung im Hinblick auf die Ebene der Produktion und Rezeption erscheinen unerlässlich. Das Selbst ist dabei wohl jener Bereich, an dem sich am eindrücklichsten die Ein- und Auswirkungen hegemonialer Machtaspekte untersuchen lassen, denn kein anderes Feld berührt eine ganze Reihe von Fragen im Kern, die sowohl aus individueller als auch politischer Sicht äußerste Dringlichkeit besitzen. Die Kopplung von Fragen nach diversen medialen Visualisierungen von Selbstentwürfen an schwule Identitätsfindungsprozesse hat sich insgesamt als besonders fruchtbares Gebiet erwiesen, da jenseits aller heteronormativen Dominanten hier der Prozess der Identitätskonstruktion wesentliche Bedeutung erlangt.

Kontakt

Dr. Christina Natlacen
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Lehrstuhl für Mediengeschichte/Visuelle Kultur Universität
Siegen
57068 Siegen
natlacen@medienwissenschaft.
uni-siegen.de
www.mediengeschichte.uni-
siegen.de

Buchbesprechungen

Petra Kersting rezensiert

Marion Mayer (2011): Beratungsarbeit im ‚Zwischen‘. Professionalisierungswege der Weiterbildungsberatung für Frauen

375 Seiten, geb., 36,00 € (D), ISBN 978-3-86649-404-6, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Das ‚Zwischen‘ als Standort moderner Weiterbildungsberatung

Marion Mayer knüpft mit ihrer qualitativen Analyse zum professionellen Handeln der Weiterbildungsberatungsstellen für Frauen an die wissenschaftliche Begleitforschung aus der Modellphase an. Diese attestierten ihnen schon damals trotz aller regionaler oder trägerbezogener Unterschiedlichkeit die Schlüssigkeit ihres ganzheitlichen Beratungsansatzes, mit dem sie die Beratungstätigkeit der Arbeitsverwaltung sinnvoll ergänzten. Ihre eigene empirische Basis findet Mayer in Expertinneninterviews, die sie direkt anschließend an die Aufbauphase im Sommer 1995 mit 17 und in einer späteren zwischen 2001 und 2002 führt. Vor dem Hintergrund der von ihr für rund zwanzig Jahre konstatierten Abstinenz der empirischen Forschung in den Erziehungswissenschaften gegenüber der Bildungsberatung, aber auch speziell gegenüber der Bildungsberatung für Frauen, beschreibt sie mit ihrer Arbeit eine der zahlreichen weißen Seiten in diesem Feld.

Wenngleich der Titel der Veröffentlichung eine Entlehnung aus der Funktionsbestimmung von Bildungsberatung und gleichzeitig auch eine Anlehnung an sie zu sein scheint, wie Wilhelm Mader sie als Begleitung eines Entscheidungsprozesses vornimmt, so erscheint diese Formulierung als neue Positionsbestimmung in einem Feld, das sie in allen Dimensionen seiner Vielfältigkeit und Komplexität beschreibt und damit fassbar macht. Mayer beklagt, dass die Qualitätsdiskussionen der vergangenen Jahre diese Form der Weiterbildungsberatung nicht in den Fokus genommen und ihre Leistungen allein in den Erziehungswissenschaften einen Widerhall erfahren habe. Das Ergebnis der vom BFBM geförderten Untersuchung der Stiftung Warentest Mitte des letzten Jahrzehnts, in der sogenannte „trägerneutrale Beratung“ verschiedener Institutionen analysiert wurde, bietet eine Folie auch für diese Analyse. Denn einzig und allein die Frauenberatungsstellen sind die erste Adresse ihres Klientels oder wie Stiftung Warentest selber titelt: „Frauenberatungsstellen beraten richtig gut“.

Mayer stellt die Berufsrückkehrerinnen trotz der

Ausdifferenzierung der Beratungstätigkeit auf Gründungs-, Wachstums- und Aufstiegsberatung von Frauen als wesentliche Zielgruppe der Beratungstätigkeit heraus. Sie konstatiert, dass ihre Interviewpartnerinnen trotz der Binnendifferenzierung nach Alter, Dauer der Berufsunterbrechung und sozialer Absicherung dieser „Familienfrauen“ im Laufe der Zeit Routinen für sie entwickelt hätten. Ihre Orientierung an den Anliegen der einzelnen Frauen büßten sie dabei nicht ein und behaupteten sie gegenüber der sonstigen Beratungsdominanz lokal oder regional vorhandener Vermittlungs- oder Kursangebote. Ihr lebensweltlich und Biographie orientierter, ganzheitlicher Ansatz entwickelte sich parallel zur Einrichtung der Gleichstellungsstellen in den Kommunen. Anders als die Gleichstellungsstellen, die letztlich fest eingerichtet sind, wenngleich mit den Anforderungen konfrontiert, innerhalb von Verwaltungen mit ihnen fremdem Genderwissen Veränderungsprozesse einzuleiten, waren die Beratungsstellen regional unterschiedlich dicht vertreten, zeitlich befristet, zwar zumeist prolongierbar und von speziellen Förderprogrammen der Bundesländer abhängig.

Mayer nimmt die neben der individuellen Beratung parallel stattfindenden arbeits- und strukturpolitischen Interventionsbemühungen um die aus Genderperspektive richtigen Richtungen von Transformationsprozessen in den Blick. Hierdurch gewinnen nicht nur die Professionalitätsdimensionen der Beraterinnen an Kontur, sondern die von ihr zugrunde gelegte Reflexibilität wird erfahrbar. Das Handlungsfeld der Beratungsstellen hat an Aktualität nicht verloren. Berufsunterbrechung ist immer noch eine ganz überwiegend weibliche Lebensrealität. Eine lebensphasenorientierte Weiterbildungsberatung und natürlich auch Ausrichtung von Bildungsangeboten gewinnt zunehmend auch für andere Gruppen und angesichts von demographischen Entwicklungen an Bedeutung. Die in Mayers Untersuchung dargelegten Qualitätsdimensionen bieten daher wichtige Anregungen für Weiterbildungsträger, Hochschulen eingeschlossen, ihre Angebote wie auch Beratungsprozesse entsprechend auszubauen.

Edyta Joanna Lukaszuk rezensiert

Sigrid Metz-Göckel, Senganata Münt, Dobrochna Kałwa (2010): Migration als Ressource. Zur Pendelmigration polnischer Frauen in Privathaushalte der Bundesrepublik

366 Seiten, 29,90 €, ISBN 978-3-86649-273-8, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Die Studie von Sigrid Metz-Göckel „Migration als Ressource. Zur Pendelmigration polnischer Frauen in Privathaushalte der Bundesrepublik“ ist eine Publikation im Rahmen der von der Volkswagen Stiftung geförderten deutsch-polnischen Kooperationsforschung. Diese wurde von Sigrid Metz-Göckel und Angela Koch konzipiert und gemeinsam mit Dobrochna Kałwa unter dem Titel „Grenzräume – Zwischenräume. Migration polnischer Frauen ins Ruhrgebiet“ bei der Volkswagen Stiftung beantragt und vom Januar 2004 bis April 2007 im Programm „Zur Konstruktion des Eigenen und des Fremden“ durch diese gefördert.

Das deutsch-polnische Kooperationsprojekt leitete in Polen Dobrochna Kałwa (Jagiellonen-Universität in Krakau). Die Leitung des Projektes in Deutschland hatte Sigrid Metz-Göckel (Technische Universität Dortmund) gemeinsam mit A. Senganata Münt (Pädagogische Hochschule Freiburg und Wissenschaftliches Institut des Jugendhilfswerks Freiburg e.V.) übernommen.

Unter der Leitfrage der Forschung, Migration als Ressource zu bezeichnen, sind für die Hochschulforscherinnen die Beweggründe und deren Konsequenzen, welche zur Pendelmigration polnischer Frauen führen, relevant. Weiteres Forschungsinteresse liegt in den Fragestellungen, warum lassen sich Frauen, die zu dieser Untersuchung interviewt wurden, auf dieses doppelte Leben ein, wie meistern sie ihr Leben zwischen zwei Ländern und wie richten sie ihr risikoreiches Leben in der Illegalität ein. Ebenso berücksichtigt wird die Frage nach ihrer Integration aufgrund einer möglichen Diskriminierung und/oder Ausbeutung. Von großer Bedeutung sind auch die Auswirkungen der Pendelmigration auf das Geschlechterrollenverständnis in Polen und Deutschland.

Die vorliegende Studie besteht aus drei Teilen. Im ersten Teil beschreibt die Projektleiterin Sigrid Metz-Göckel die Forschungsfragen des deutsch-polnischen Kooperationsprojektes und die Entstehung und Vorgehensweise des Gesamtprojektes. Der zweite und dritte Teil beinhaltet Berichte der Interviewauswertungen. Die polnische Perspektive arbeitet Dobrochna Kałwa heraus, zudem ordnet sie Migrationsbiografien und Migrationsmotive. Die Auswertungen der Interviews aus der Ruhrgebietsperspektive hat A. Senganata Münt

vorgenommen, sie vermitteln einen detaillierten Überblick über die polnische Infrastruktur im Ruhrgebiet und werten die Migrationsentscheidungen auf die Haushalte in Polen aus.

Die Nationalitäten und ihre Differenzen spielten bei den Auswertungen keine Rolle, im Gegensatz zu der sozialwissenschaftlichen gendertheoretischen Diskussion, die zu einer Einordnung in die polnische Migrationsforschung führt. Im deutschen Teil bilden aus der Perspektive der Netzwerkforschung migrations- und geschlechtergeschichtliche Fragestellungen die zentrale Rolle.

Das deutsch-polnische Forschungsprojekt wurde im Ruhrgebiet konzipiert und es wurde ein gemeinsam erarbeiteter Interviewleitfaden auf Englisch erstellt, der als zentrales Datenerhebungsinstrument eingesetzt und ins Deutsche und Polnische übertragen wurde. Die Arbeitsmigrantinnen wurden in polnischer Sprache interviewt, was zu einer Vertrautheit führte und die Untersuchungen erleichterte. Dabei wurde auf Fragen nach konkreten Auftraggeberinnen und Auftraggebern und deren Sozialprofil verzichtet, um die Arbeitsmigrantinnen davor zu bewahren, von Ordnungsbehörden aufgespürt zu werden.

Die Leitfäden für die Interviews und die Vorgehensweisen bei der Auswertung wurden gemeinsam durch die deutsch-polnischen Wissenschaftlerinnen entwickelt. Alle Interviews wurden von Muttersprachlerinnen wortgetreu transkribiert und haben einen Umfang von 735 Seiten, der die zentrale Datengrundlage für den Teil der Forschung, der im Ruhrgebiet stattgefunden hat, darstellte.

Die empirische Forschung ist bisher ausschließlich qualitativ vorgegangen, weil es schwierig war, die Anzahl der undokumentierten polnischen Migrantinnen quantitativ zu erfassen. Es wurden Falldarstellungen mit Pendlerinnen untersucht, die bereit waren, über ihre Arbeits- und Lebenssituation Auskunft zu geben.

Die Grundlagen des Projektes bildeten Interviews mit jeweils 20 Arbeitsmigrantinnen in Deutschland und Polen. Dieser Zugang der in den Jahren 2004/2005 stattgefundenen Befragungen gelang mit Hilfe der muttersprachlich Polnisch sprechenden Mitarbeiterinnen, die als Vertrauenspersonen für die Migrantinnen fungierten. Die regionale Begrenzung im polnischen Teil der

Untersuchung konnte nicht, wie im Ruhrgebiet, eingehalten werden. Trotzdem haben die Untersuchungen aufschlussreiche Erkenntnisse ermöglicht, die alleine aus der deutschen Perspektive nicht hätten gewonnen werden können.

Sowohl in Deutschland als auch in Polen waren Arbeitsmigrantinnen nur mit äußerster Mühe für das Forschungsprojekt zu gewinnen, da sie Strategien entwickelt haben, um sich zu schützen und um eine Gefährdung ihrer Lebenssituation auszuschließen.

Die interviewten Pendlerinnen bildeten eine heterogene Gruppe in Bezug auf Familienstand, Lebensalter, Bildung, Berufserfahrung, regionale Herkunft und Migrationsdauer. Die überwiegende Mehrheit der untersuchten polnischen Migrantinnen besitzt die Hochschul- bzw. Fachhochschulreife. Sie sind damit für ihre hauptsächlichen Tätigkeitsbereiche, die Haushaltsbetreuung, Alten- und Behindertenbetreuung umfassen, in der Regel überqualifiziert. Dies und ihre Rund-um-die-Uhr-Verfügbarkeit machen sie zu gefragten Arbeitnehmerinnen. Eine Kinderbetreuungstätigkeit wird selten ausgeübt, da sie eine kontinuierliche Präsenz über einen längeren Zeitraum verlangt. Die Arbeitspendlerinnen betrachten ihre Migration als vorübergehende Lösung. Fast ausschließlich sind es finanzielle Gründe, die für die Arbeitsaufnahme in Deutschland angeführt werden. Die Versorgung der Migrantinnenkinder während der Arbeitsaufenthalte in Deutschland wird in der Regel durch Großeltern, Verwandte oder jüngere Geschwister übernommen. In zwei Fällen der Ruhrgebietsuntersuchung übernahmen die Väter die Kinderbetreuung. Zu den besonderen Merkmalen der untersuchten Migrantinnengruppe zählt ihre Organisiertheit, die ihnen Leben und Arbeiten in zwei Ländern ermöglicht, sowie die Bewältigungsstrategie, sich in zwei Kulturen souverän zu bewegen. In Interviews betonen die Migrantinnen ihren Stolz, diese Doppelbelastung zu meistern. Dabei ist für sie die Argumentation, ob sie legal oder illegal arbeiten, von sekundärer Bedeutung. Die Arbeitspendlerinnen verrichten undokumentiert und unter prekären Bedingungen eine Arbeit, deren ausschließlicher arbeits-

rechtlicher Schutz im Vertrauen gegenüber ihren Arbeitgebern besteht.

Die binationale Studie hat ihre Stärken in ihrem Charakter als Gesamtwerk. Dies lässt eine Perspektivenvielfalt durch die subjektive Seite der Untersuchungsgruppe der polnischen Pendelmigrantinnen und des wechselnden Kontextbezuges zu. Es werden die Gefahren wie die undokumentierte Arbeit – nicht versichert und arbeitsrechtlich geschützt zu sein – und die dadurch resultierenden prekären Lebensbedingungen zur Sprache gebracht.

Die Kommentare der Übersetzerin Valentina Stefanski bereichern das Buch über die eigentliche Übersetzungsleistung hinaus und erlauben, die Unterschiede der Interpretation bei den Interviews nachzuzeichnen.

Eine Besonderheit des Forschungsprojekts lag darin, dass die untersuchte Gruppe der Arbeitsmigrantinnen trotz ihrer prekären Lage bereit war, Interviews und eine Analyse ihrer Arbeitsbiografien zuzulassen. Es handelt sich zur Zeit um eine Win-win-Situation, bei der die Pendelmigrantinnen in eine Dienstleistungslücke stoßen. Es wäre wichtig, diesem Phänomen in der Arbeitsmarktforschung größere Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Begriff „Migration als Ressource“ ist ambivalent zu sehen. Diese Ambivalenz besteht vor allem in der doppelten Rollenzuschreibung der qualifizierten Arbeitsmigrantinnen und ihrem Pendeln zwischen den Wohnorten in Polen und den Arbeitsplätzen in Deutschland und kann daher als Ressource unter eingeschränkten Bedingungen bezeichnet werden. Auf der einen Seite gehen sie einer bezahlten Arbeit in fremden Haushalten im Ausland nach, ohne dabei die Arbeit im eigenen Haushalt aufzugeben, auf der anderen Seite beschreiben sie ihre auswärtige Arbeit in Familienkategorien und identifizieren sich häufig damit.

Die Lektüre der Studie führt zu weiteren Forschungsfragen angesichts einer nachhaltigen Veränderung der Arbeitssituation in Polen und von veränderten Sozialsystemen in Deutschland, welche die prekären Bedingungen für osteuropäische Frauen verbessern würden.

Kontakt und Information

Edyta Joanna Lukaszuk
joanna.lukaszuk@t-online.de

Ute Büchter-Römer rezensiert

Iris Nachum, Susan Neiman (Hg.) (2010): Margherita von Brentano – Das Politische und das Persönliche. Eine Collage

542 Seiten, brosch., 34,90 €, ISBN 978-3835306141, Wallstein Verlag, Göttingen

„... Margherita hat ja viele Leute provoziert ...“. Diese Aussage findet sich in den Gesprächen, die die Herausgeberinnen in dem Band „Margherita von Brentano – das Politische und das Persönliche – Eine Collage“ mit den biographischen Skizzen der „Linksintellektuellen“, wie sie sie charakterisieren, zusammengefügt haben.

Die biographischen Skizzen, von Margherita von Brentano selbst verfasst, geben einen differenzierten Einblick in die Familie, ihre Herkunft, die Eltern und die Geschwisterkonstellation. Dabei wird deutlich, wie sehr die Unterschiedlichkeit der Eltern und die ungleiche Behandlung der Kinder diese geprägt und beeinflusst hat. Bewegend ist ihre Erzählung der Reaktion des weniger von der Mutter geliebten Bruders, der sich weigerte, im Krieg auf andere zu schießen und dadurch einen frühen Tod fand. Die Collage enthält Briefe des Vaters aus Rom an seine Tochter, die einen Blick hinter die Kulissen der Diplomatie in den 1950er Jahren der Bundesrepublik ermöglichen. Spannend sind die verschiedenen Rundfunksendungen, deren Texte in diesem Band abgedruckt sind. Ab 1947 verfasste Margherita von Brentano „Unterrichtssendungen“ mit Themen, die sich u. a. mit der Erläuterung der Demokratie in Athen als Verdeutlichung der freiheitlichen Form des Zusammenlebens der Menschen in einem Staat befassten, mit der Biographie und Bedeutung der Katharina von Siena im 14. Jahrhundert und Edith Stein in der unmittelbaren Vergangenheit. Einen großen Raum nimmt in diesen Schulfunksendungen die Darstellung und Auseinandersetzung mit der Judenverfolgung im nationalsozialistischen Deutschland ein. Bewegend sind die Briefe, die Kinder aus den Konzentrationslagern geschrieben haben, und die Berichte überlebender Kinder und Jugendlicher. Damit übernahm die Philosophin im Rahmen der Schulfunksendungen

des Südwestfunks die Funktion, Jugendliche über die Information hinaus das Entsetzliche dieses Leidens der vielen Menschen fühlen zu lassen. In einem weiteren Kapitel wird die Tätigkeit Margherita von Brentanos an der Freien Universität in Berlin durch Gespräche und Texte der Vorlesungen verdeutlicht. Hier zeigt sich die Intellektuelle als streitbare Frau, die eine Vielfalt von gesellschaftspolitischen Konzepten befürwortet, die für die Frauen kämpft – auch bei den Berufungsveranstaltungen an der Universität, bei denen sie auf die vorurteilsbeladene „Nicht-Argumentation“ zur Verhinderung von Frauen massiv reagiert und Frauen zur Habilitation oder als Professorin durchsetzt. Überraschend die Korrespondenz über die deutschen Ortsnamen mit Erich Fried, dessen erfundenem Gedicht mit erfundenen Namen von Städten und Dörfern sie die Realität der Ortsnamen mit ihrer besonderen Bedeutung gegenüberstellt. Erwähnt wird ihre Ablehnung, zur Frauenemanzipationsbewegung zu gehören, wobei sie überwiegend mit Frauen zusammenlebt und ihre Interessen vertritt, für Freunde und Weggefährterinnen offensichtlich nicht sofort zu verstehen, die Ehe mit Jacob Taubes, zu der Brentano selbst sich offen äußert. Texte zur Vizepräsidentschaft an der FU Berlin, Gespräche mit wissenschaftlichen und privaten Freunden, Erzählungen der Zeit nach der Emeritierung in Berlin und Aussagen zu ihrer Krankheit, die ihr nicht vergönnte, die Freiheit nach all den Verpflichtungen noch länger zu genießen, bilden den Abschluss dieser überaus interessanten „Collage“. Lohnend ist die Auseinandersetzung mit Margherita von Brentano durch ihre Widerständigkeit, auch in der Betrachtung politischer Systeme, durch ihren Einsatz für die FU Berlin und die Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft und mehr als Informierende die Arbeit im Rundfunk.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Ute Büchter-Römer
Buechter-Roemer@t-online.de

Doris Mathilde Lucke – Rezensionssessay

Annette Kuhn (2010): *Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit*

376 Seiten, viele Abb., geb., 29,90 €, ISBN 978-3866492615,
Verlag Barbara Budrich, Opladen

Eine ver-söhn-liche HerStory

Frauen haben in der Vergangenheit selten Geschichte gemacht, geschweige denn Geschichte geschrieben. Von einer klassischerweise männlichen Geschichtsschreibung wurden sie so lange beschwiegen, bis sie – wie manche Menschen in ihrem Leben – in ihrer eigenen Geschichte nicht mehr vorkamen. Wie viele von Frauen kunstvoll und intelligent miteinander verwobene TonTeppiche, Farbklänge, geflochtene WortReigen und TheaterSzenen mögen gar nicht erst das Licht einer ausschließlich auf sich selbst bezogenen MännerWelt erblickt haben, die vom Weiblichen als dem „von Natur aus“ Minderwertigen absieht? Wie viele ihrer Werke, wie Fanny Hensel-Mendelssohns „Lied ohne Worte“ ohne ihren Bruder Felix Mendelssohn-Bartholdy, unerhört geblieben sein?

Unbeschriebene Blätter in den Geschichtsbüchern und über den Status von Fußnoten und Präliminarien nicht hinaus gekommen, hatten Frauen keine Chance, die WeltBühne zu betreten und Eingang in das „kollektive Gedächtnis“ (Maurice Halbwachs) zu finden. In die Nachwelten der jeweiligen Gegenwart und deren zeitgeschichtliches „kulturelles Gedächtnis“ (Jan Assmann) nicht mittransportiert und als des Bewahrens unwert in das Schattenreich des Vergessens und Verschweigens abgedrängt, wurden sie nicht (für-)wahr-genommen, ihre Leistungen nicht für berichtenswert erachtet. In den „Großen Erzählungen“ ebenso großer Männer tauchen Frauen, wie Jeanne-Antoinette Poisson, genannt „die Pompadour“, nur als Maitresses oder als Musen auf: ihre Namen von wenigen Ausnahmen abgesehen unüberliefert, ihre historische Bedeutung allenthalben „messbar im Schweigen“ (Ingeborg Bachmann).

An Unerwähntes, Ungeschriebenes und durch systematisches Herausschreiben unsichtbar Gemachtes kann sich kein Erinnern, keinerlei Gedächtnis anschließen: eine „Schweigspirale“ (Elisabeth Noelle-Neumann) weiblicher Traditions- und scheinbarer Vorbildlosigkeit, auf der nichts Eigenes aufbauen kann. Am Ende stehen nur Männer „auf den Schultern von Riesen“ (Robert K. Merton) und lassen die bisherige Geschichtsschreibung als das Ergebnis der hegemonialen Herrschaft deutungsmächtiger Männer

über eine die Frauen ihrer eigenen Geschichte ent-eignende Vergangenheit erscheinen.

Nun hat Annette Kuhn, an der Universität Bonn bis zu ihrer Emeritierung im Jahr 1999 Inhaberin des ersten und damals bundesweit einzigen Lehrstuhls mit der Denomination „historische Frauenforschung“, ein eindrucksvolles Gesamtkunstwerk vorgelegt und mit ihrem in vielerlei Hinsichten ungewöhnlichen Buch *Historia* den FrauenGestalten der WeltGeschichte und damit der FrauenGeschichte ein feministisch inspiriertes DenkMal gesetzt.

Bisherige, ausschließlich männliche Geschichtsschreibung zeichnet die Geschichte mit Hilfe nackter Zahlen auf und betreibt Heldenverehrung auf den Schlachtfeldern der Ver-her-ung. Sie notiert Kriegsanfänge und Kriegsenden, dokumentiert Herrschaftsbeginn und Herrschaftsverfall, registriert Geburts- und Sterbedaten, figuriert gelebte Leben zu Jahreszahlen. Diese Geschichte handelt von gewonnenen und verlorenen Kämpfen, Siegen und Niederlagen, Herrschern und Beherrschten. Berichtet wird von Potentaten, Kriegshelden, FeldZügen und Eroberungen – nicht nur von Land. Die Geschichte wird militarisiert, metronomisiert und mathematisiert und durch Kriegstote und andere Opfer beziffert, ihr Verlauf durch numerische Akkuratheit und quantifizierte Exaktheit quasi objektiviert, in JahrhundertWerken kanonisiert und in einem Akt historisch unschlagbarer Verifizierung „wahr“ gemacht.

Ganz anders Annette Kuhn! Sie schreibt Geschichte, indem sie Geschichten erzählt und in diesen Geschichten Leben zu Geschichte verdichtet. Damit steht sie ganz in der Tradition der von der Frauenforschung wiederentdeckten „oral history“. Wie diese die Makroebene gesellschaftlich-historischen Wandels mit der Mikroebene individual-biographischer FrauenLeben verbindet, so sind das Schicksal der Autorin und die Geschichte ihres Werkes aufs Engste miteinander verknüpft und *Historia* ohne die Biographie der 1934 geborenen und in den Kindheitsjahren in Großbritannien und den USA in der Emigration lebenden deutsch-jüdischen Autorin undenkbar. Vom eigenen Leben und Erleben ausgehend setzt die Autorin das im wissenschaftlichen Schreiben lange verpönte „Ich“ selbst-bewusst gleich zu Beginn als einzigen von ihr anerkannten Referenzpunkt an den Anfang ihrer Ausführungen. Auch

sonst unterwirft sie sich keinerlei fremdbestimmten Diktaten. Ihre undogmatische Mischung aus Zitaten, Fotos, Porträts und Zeitzeugnissen folgt, mit dem „Anything goes“ eines Paul Feyerabend sympathisierend, ausschließlich selbst gesetzten Maßstäben und von einer „écriture féminine“ (Evelyn Sullerot) erkennbar beeinflussten Ansprüchen. Entgegen der herkömmlichen Logik einer patriarchalen Geschichtsschreibung werden assoziativ und anspielungsreich in der collageartigen, betont subjektiven Kombination aus Narration und Interpretation immer neue, bislang unentdeckte Zusammenhänge hergestellt und bis heute unbeantwortete Fragen aufgeworfen. Spirale und Spiegel durchziehen als Programm-Musik und leitmotivisches Kontrastprogramm zur Marschmusik wie eine Grundmelodie das gesamte Buch und dienen der Autorin – auf dem Titelbild mit der versteinerten Schnecke als Repräsentanz einer universalen matriarchalen Ordnung symbolisiert – als Kompass der von ihr in ungebrochener Neugier unternommenen Zeitreise.

Aber nicht nur das! In einem neoromantischen „cross over“ der Kunstgattungen und wissenschaftlichen Vorgehensweisen verknüpft Annette Kuhn darüber hinaus auch die Wissenschaft mit den Schönen Künsten. Zahlreiche in den Text eingestreute Gedichte – die meisten von der Autorin selbst verfasst – erinnern an Else Lasker-Schüler, die Teile ihres literarischen Werkes mit Handzeichnungen aus der eigenen Feder schmückte. Anklänge finden sich aber auch an die Komponistin Sofia Gubaidulina, die – von tartarisch-russischer Herkunft 1931 geboren und damit fast derselbe Jahrgang wie Annette Kuhn – in einem Künstlerinnengespräch in meiner Geburtsstadt sagte, Männer komponieren wie Architekten bauen: Sie setzen ein Stockwerk nach dem anderen aufeinander. In ihrem kompositorischen Werk dagegen sei, wie in einer Knospe, die sich zur Blüte entfaltet, alles immer schon angelegt. Genau diese Angelegenheit, dieses von Anfang an in der Zeit und auf Dauer-Sein trifft, denke ich, nicht nur wegen des gemeinsamen Themas von Buch und Partitur, in diesem Fall „in tempus praesens“, auch auf Annette Kuhn zu. Deren Arbeitsweise orientiert sich an dem von Hannah Arendt entlehnten erkenntnisleitenden Prinzip der Gebürtigkeit (Natalität), wenn sie sich, das lineare mit dem zyklischen Zeitbewusstsein verbindend, in spiralförmigen SuchVerSuchen, bisweilen zögerlich und zweifelnd, aber immer forschend durch die Geschichte bewegt. Männliche Geschichtsschreibung dagegen schreitet die Geschichte auf einem Zeitstrahl wie bei einer MilitärParade ab und verfolgt deren Gang in unlinearer Sukzession wie auf einem ausgetretenen Pfad mit festen Begrenzungen. Dabei werden ZeitStröme in Zeit-

Zäsuren und ZeitZonen zerstückelt, ZeitFäden abgeschnitten, ZeitLäufe analytisch getrennt und in Abschnitte zerlegt, seziiert zu Sequenzen.

Annette Kuhn marschiert nicht und lässt sich auch nicht von den binär codierten Unterscheidungen stark/schwach, über-/unterlegen, höher-/minderwertig, mein/dein dichotomer abendländischer Denkweisen leiten, die jedes Dritte, Weitere und alles auch anders Mögliche kategorisch ausschließen.

Sie selbst sieht sich in der Tradition der Christine de Pizan, deren Buch: „Stadt der Frauen“ unter dem Titel: „Le Livre de la Cité des Dames“ 1405 erschienen ist. In den sieben LebensRäumen der von Annette Kuhn errichteten FrauenStadt finden die bislang Geschichts-, Gesichts-, Sprach- und Namenlosen einen Ort. Wie eine Archäologin legt sie den Blick frei und macht die „invisible women“ der WeltGeschichte nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar und lässt die bis dato Unerhörten, wie Christine Brückner in ihrem Buch: „Wenn du geredet hättest Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen“, zu Wort kommen. Die reich bebilderten Buchseiten des aufwändig ausgestatteten Bandes werden so zu ErinnerungsOrten, „lieux de mémoire“ (Pierre Nora), und sind, wie das „imaginäre Museum“ der Bücher des André Malraux, „Erinnerungsraum“ (Aleida Assmann), Dokumente eines zwischen zwei Buchdeckeln verorteten Gedächtnisses an jene, deren Ort in der Geschichte ehemals ein historisch undefinierter „Nicht-Ort“ im Sinne Marc Augés oder – in Anspielung an Christa Wolfs Kindheitsgeschichte – „Kein Ort. Nirgends“ war. In einem Rundgang durch ihr Haus der Frauen-Geschichte, das bis zum Erscheinen von Historia ein virtuelles Gebäude war, führt die Autorin ihre LeserInnen durch eine AhninnenGalerie von Vorgängerinnen und ZeitGenossinnen. Sie tut dies in einem weit gespannten Bogen, der von vorchristlichen matriarchalen Kulturen (Raum 1) bis zu heutigen Visionen von der Einen Welt (Raum 7) reicht. Mit Texten von Olympe de Gouges und Anita Augspurg, Skulpturen von Camille Claudel oder Bildern und Zeichnungen von Käthe Kollwitz und Frida Kahlo, die alle in dem Band versammelt sind und sich zu einem imposanten Ensemble femininer Kreativität und weiblicher Kunstfertigkeit geschichts„trächtig“ zusammenfügen, spricht Annette Kuhns matriarchale Historiographie sehr viel mehr Sinne an als die wissenschaftliche Analyse allein dies vermöchte und beschert LeseErlebnisse zwischen WiederErkennen und – wer hätte das nach so vielen Jahrhunderten Geschichtsschreibung geglaubt – immer noch überraschenden NeuEntdeckungen.

Annette Kuhn geht es, wie sie in ihrer Einleitung schreibt, um eine Wiederaneignung der Mensch-

heitsgeschichte als einer komplettierten, wie ich es grammatikalisch völlig unkorrekt, aber m. E. doch irgendwie zutreffend nennen möchte, HerHisStory. In ihr sollen die in ihrer Ausschließlichkeit verabsolutierte MännerGeschichte und eine weithin unbekannte FrauenGeschichte in einer Weise zusammengeführt werden, bei der bislang getrennte weibliche und männliche Sichtweisen sich, wie zwei zerbrochene Ringhälften als Zeichen der Zusammengehörigkeit, wechselseitig ergänzen. Mit ihrem ganzheitlichen Ansatz, der ZeitRäume durchwandelt und dabei FrauenZimmer in GeschlechterRäume verwandelt, die in friedlicher Kohabitation von Frauen und Männern gemeinsam bewohnt werden, entwirft Annette Kuhn eine „Kleine Weltgeschichte“ aus Sicht der Frauen. Die „Große Weltgeschichte“ wurde von Männern bereits geschrieben.

Ihr doppelter Blick auf die Geschichte vervollständigt die bislang „dualistische“ Geschichtssicht, die – wie die Aufklärung mit ihrem Ruf nach „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit“ – ohne die aus dem AufmerksamkeitsFokus historischen Interesses systematisch ausgeblendeten Schwestern – eine geschlechtsspezifisch halbierte und damit unvollkommene ist. Wie Sofja Tolstajas Buch: „Eine Frage der Schuld“ – unter dem deutschen Titel: „Wessen Fehl? Die Erzählung einer Frau“ im selben Jahr wie Historia erschienen und schon vor 120 Jahren als Gegenroman zur 1890 veröffentlichten „Kreutzerersonate“ ihres Ehemanns Lew Tolstoi geschrieben –, kommt auch das von Annette Kuhn angewandte Konzept des Perspektivwechsels in der wechselseitigen Spiegelung, welche eine „andere“ Geschichte oder, wie Tolstoi und Tolstaja die Geschichte ihrer Ehe, je nach Standpunkt und eingenommener Perspektive, dieselbe Geschichte anders erzählt, einer geschichtlichen Wahrheit – so es sie denn gibt – näher als jede nur einseitig, d. h. von einer Seite gewonnene Einsicht.

Als Zeitzeugin und Wegbegleiterin der Frauenbewegung in der Frauenforschung von Anfang an dabei, geht es Annette Kuhn um Geschlechtergerechtigkeit, Gender Fairness, auch und vor allem in der Geschichtsschreibung. Ohne das Geschlechtsvorzeichen in spiegelverkehrt revolutionärer Rachsucht einfach umzukehren, werden in ver-söhn-licher Absicht – selbst hierin offenbart sich noch die in bewusstseinsbildende Tiefenstrukturen eingeschriebene Männlichkeit der Sprache – matriachale und patriarchale Elemente aus alt bekannten und neu entdeckten Mosaiksteinen zu einem übereinstimmend stimmigen GesamtBild zusammengefügt. Was ist – so konstruktivistisch dachte offenbar schon Napoleon – Geschichte anderes als eine Fabel, über die Konsens besteht?

Anders als zu Beginn der Frauenforschung, wo in einer pauschal gegen Patriarchat und Kapitalismus gerichteten Koalition aus Feminismus und Marxismus das Verhältnis der Geschlechter analog zum Klassenkampf als Geschlechterkampf konzeptualisiert und das Verhältnis zwischen Männern und Frauen – in der Literatur vorbereitet, dann auch in der Malerei – in einer Kampfmetaphorik und Kriegsrhetorik als gewalttätige Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern dargestellt wurde, sucht Annette Kuhn den GenderKonsens über die gemeinsame Geschichte. Selbst in der feministischen Fachöffentlichkeit wurde der GeschlechterKonflikt von Karen Horney (1930) bis zu Judith Butler in „Gender Trouble“ (1990) als Thema mit Variationen und einer letztlich destruktiven Mischung von Misstrauen und Unbehagen geradezu kultiviert.

Obwohl Kuhn ihr GegenNarrativ als komplementäres Gegenstück, nicht als militant-feministische „General“-Kritik oder als RadikalKorrektur des vorherrschenden Geschichtsbildes verstanden wissen will und unter Beibehaltung der chronologischen Abfolge wie in der Priorisierung des Idiographischen vor dem Typischen die Historikerin bleibt, kann ihr bewusstes Antiphrasieren einer traditionell männlichen Geschichtsschreibung m. E. gleichwohl als AlternativKommentar zu den bisherigen WeltGeschichten gelesen werden. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen: Historia ist ein methodologischer Fundamental-Angriff auf die Vorstellungen eines Leopold von Ranke, der Geschichte noch so schreiben wollte, wie sie wirklich – wahr – war, ebenso wie auf die Objektivitätsvorstellungen Max Webers. Auch Gubaidulina versteckte ihre Kompositionen hinter lateinischen Titeln wie „Offertorium“ (1981), die die sowjetischen MachtHaber nicht verstanden und die Komponistin mit ihrer „pflichtvergessenen“ Musik gewähren ließen.

Dem nicht nur vom methodischen Zugriff her unkonventionellen, sondern für eine WeltGeschichte auch außergewöhnlich persönlichen Buch merkt man das Herzblut und die während seines ZurWeltBringens durchlebte „Herzzeit“ in jeder Zeile, jedem ausgewählten Bild und Zitat und insbesondere in der Widmung an. Es war, weiß Gott, keine „Kopfgeburt“ (Günter Grass). Historia ist Chronologie, Genealogie und Ikonographie in einem: Bilder-, Lese- und Lehrbuch zugleich und dank umfangreicher Quellenvermerke, Fußnoten und zahlreicher weiterführender Literaturangaben und einem mit Namensregister und Bildnachweisen versehenen Anhangsteil auch als Nachschlagewerk benutzbar.

„Wieviel Geschichte brauchen wir?“ fragt Annette Kuhn. Eine Antwort auf die Frage, wie eine Geschichte ausgesehen hätte, in der es Frauen nicht

verwehrt gewesen wäre, an ihr mitzuwirken, sie in allen Bereichen mit zu gestalten, über diese Mitwirkung Zeugnis abzulegen und die große Welt-Geschichte dadurch auch zur gar nicht so kleinen ihrigen zu machen, lässt das FrauenGeschichts-Buch in seiner überbordenden Fülle femininen GeistReichtums allenfalls erahnen. Weckte der

Begriff nicht, wie derjenige der „Herr“ schafft, Assoziationen zur männlich konnotierten „Macht“, ist Historia, als „opus pulchrum“ von der Emerita im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends geschrieben, wohl so etwas wie ihr VerMÄCHTnis. Ich hoffe, Annette Kuhn kann mit dieser lebensgeschichtlichen Werkdeutung einverstanden sein.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Doris Mathilde Lucke
Universität Bonn
Institut für Politikwissenschaft
und Soziologie
Lennéstr. 27
53113 Bonn
Tel.: (0228) 7384-42 / -25 Sekr
lucke@uni-bonn.de

Neuerscheinungen

Angelika Schmidt-Koddenberg, Simone Zorn (2011): Zukunft gesucht! Berufs- und Studienorientierung in der Sek. II

183 Seiten, kart., 19,90 €, ISBN 978-3-86649-381-0, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Die in der Publikation dargestellte Studie zielt auf eine allgemeine Situationsanalyse der Berufswahlorientierung von Sek.-II-Schülerinnen und -Schülern in Köln. Sie ist als Panel angelegt und ermöglicht die Nachzeichnung des Berufswahlorientierungsprozesses über den Zeitraum der gesamten Oberstufe. Die durch die RheinEnergie-Stiftung Köln geförderte Untersuchung fand von 2008 bis 2010 an zehn Kölner Gymnasien und Gesamtschulen mittels einer standardisierten Befragung statt.

Die Ergebnisdiskussion impliziert die Erfassung von Veränderungen im Zeitverlauf sowie die Auswirkungen der sozialen Einflussfaktoren Geschlechtszugehörigkeit, ethnische Herkunft und Bildungsherkunft.

Ein deutliches Ergebnis ist, dass es weniger an Informationen über berufliche Optionen mangelt als an Angeboten, sich hinsichtlich der eigenen Interessen und Talente zu vergewissern. Auch fehlt es an Unterstützung bei der Reflektion der eingeholten Informationen, um sie auf eine Passung mit den eigenen Fähigkeiten und Neigungen überprüfen zu können.

Die erzielten Ergebnisse sind bildungspolitisch im Kontext der veränderten Chancenstruktur für Jugendliche unterschiedlicher sozialer Herkunft zu sehen, die an dieser Übergangsschwelle zum Ausdruck kommt. Sie sind darüber hinaus auch vor dem Hintergrund der bestehenden politischen

Rahmenbedingungen für eine Berufs- und Studienorientierung in Nordrhein-Westfalen zu bewerten. Die Ergebnisse setzen Impulse für Handlungsansätze zur verbesserten Gestaltung der Übergangssituation von Schule in Ausbildung/Studium.

Aus dem Inhalt:

- **Gesellschaftliche Ausgangslage und Stand der Forschung.** Wissenschaftlicher Bezugsrahmen, Öffentlicher Diskurs zum Übergang von Schule in Ausbildung/Studium
- **Empirische Untersuchung: Berufswahlorientierung von Sek. II-Schüler/-innen in Köln:** Forschungsdesign, Methoden und Durchführung der Kölner Studie. Der Blick in die Zukunft. Unterwegs im Dschungel der Informationen. Prüfsteine für persönliche Entscheidungen.
- **Konsequenzen für die Praxis:** Berufs- und Studienorientierung in der Sekundarstufe II in Köln. Handlungsempfehlungen für gelingende Übergänge in Ausbildung/Studium

Die Autorinnen: Prof. Dr. Angelika Schmidt-Koddenberg, Professorin für Soziologie an der Kath. Hochschule NRW, Abt. Köln, Fachbereich Sozialwesen. Simone Zorn, Dipl. Sozialpädagogin (FH), wiss. Mitarbeiterin an der Kath. Hochschule NRW, Abt. Köln, Fachbereich Sozialwesen.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Angelika Schmidt-Koddenberg
KatHO NRW
Wörthstr. 10
50668 Köln
Tel.: 0221-7757-314
E-Mail: a.schmidt-koddenberg(at)katho-nrw.de

Katja Suren (2011): „Ein Engel verkleidete sich als Engel und blieb unerkannt.“ Rhetoriken des Kindlichen bei Natascha Wodin, Herta Müller und Aglaja Veteranyi

300 Seiten, kart., 29,90 €, ISBN 978-3-89741-316-0, Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach/Taunus. Reihe *Kulturwissenschaftliche Gender Studies*, hrsg. von Gisela Ecker und Susanne Scholz.

Die Arbeit beleuchtet aus interdisziplinärer Perspektive die Verwendung des literarischen Topos des ‚fremden‘ Kindes in autobiographisch geprägten, gesellschaftskritisch ausgerichteten Texten dreier zeitgenössischer deutschsprachiger Autorinnen. Der literarische Topos des ‚fremden Kindes‘ wird dabei zur Figur der Auseinandersetzung der heranwachsenden Protagonistin mit den sie umgebenden patriarchal geprägten familiären und gesellschaftlichen Verhältnissen. Die Verwendung der Figur des Kindes ermöglicht es dabei, so eine zentrale These, gesellschaftlich-patriarchale Prägungen und die Konstruktion von Differenz

und Machtgefälle entlang der Linien von Alter, ethnischer Herkunft und Geschlecht als Verletzungen sichtbar zu machen.

Neben der Untersuchung des kanonisierten Textes Niederungen der Nobelpreisträgerin Herta Müller, die diese Problematik in beispielhafter Weise abhandelt, ist es ein Anliegen dieser Arbeit, das Werk der weniger bekannten (und zu Unrecht marginalisierten) Autorinnen Natascha Wodin (*Die gläserne Stadt, Einmal lebt ich*) und Aglaja Veteranyi (*Warum das Kind in der Polenta kocht, Das Regal der letzten Atemzüge*) der wissenschaftlichen Diskussion zugänglich zu machen.

Kontakt und Information

Katja Suren
Universität Paderborn
ksuren@zitmail.uni-
paderborn.de

Diana Lengersdorf (2011): Arbeitsalltag ordnen: Soziale Praktiken in einer Internetagentur

209 Seiten, 34,95 €, ISBN-13: 978-3531181967, VS-Verlag, Wiesbaden

Die ethnografische Studie ‚Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur‘ geht der Frage nach, wie soziale Ordnung vor dem Hintergrund gegenwärtiger gesellschaftlicher Transformationsprozesse möglich ist. Im Fokus stehen dabei Veränderungen im Bereich der Erwerbsarbeit, vor allem solcher Arbeitsfelder, die mit Wissens-

oder Kommunikationsarbeit beschrieben werden und sich durch einen intensiven Umgang mit neuen Technologien auszeichnen. Zentrale These ist, dass Ordnung durch soziale Praktiken hergestellt und reproduziert wird. Damit wird zugleich ein Beitrag zur Weiterentwicklung einer praxistheoretischen Perspektive innerhalb der Soziologie geleistet.

Kontakt und Information

Dr. Diana Lengersdorf
diana.lengersdorf@fk12.tu-
dortmund.de

Mona Motakef (2011): Körper Gabe. Ambivalente Ökonomien der Organspende

268 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN: 978-3-8376-1631-6, Transcript Verlag, Bielefeld

Obwohl bei einer Organspende dem Körper Teile entnommen werden, gilt sie nicht als Tabu, sondern als Inbegriff einer guten Tat. Medizin und Bioethik diagnostizieren, dass es von diesen guten Taten zu wenige gibt, und diskutieren, wie der Mangel an Organspenden überwunden werden kann.

Mona Motakef entwirft der Perspektive, die nur nach Optimierung fragt, ihre Selbstverständlichkeit. Im Rückgriff auf das soziologische Instru-

mentarium aus Gouvernementalitäts-, Körper- und Gabenforschung rekonstruiert sie, wie die Verfügbarkeit von Körpern und die Veräußerbarkeit von Subjekten im biopolitischen Diskurs der Organspende verhandelt wird.

Mona Motakef (Dr. phil.) arbeitet als Sozialwissenschaftlerin mit den Schwerpunkten Körper, Gabe, Geschlecht, soziale Ungleichheit und qualitative Methoden am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen.

Kontakt und Information

Dr. Mona Motakef
mona.motakef@uni-due.de

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 29/2011

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen

www.netzwerk-fgf.nrw.de